HERBERT VOLCK

Die Wölfe

Eine deutsche Flucht durch Sibirien



„Plötzlich sahen wir eine merkwürdige Gestalt in abgerissenem türkischen Soldatenmantel, persischer Lammfellmütze und durchlöcherten mongolischen Filzschuhen mühsam die Weinbergtreppe heraufklettern. Ich starrte sie entgeistert an: Das ist ein Gespenst! Das ist der Geist eines 1915 gefallenen Freundes!“ So berichtet ein Generalstabsoffizier, als nach drei Jahren des Verschollenseins der deutsche Fliegerleutnant Volck sich an der Palästinafront wieder zur Stelle meldet. 33000 Kilometer Flucht kreuz und quer durch Asien hat er hinter sich, immer gehetzt von Menschen und Wölfen: Von den Russen als Flieger

FORTSETZUNG LETZTE SEITE

DIE WÖLFE

„Plötz
Gestalt
mantel
löcherte
die W
starrte
Gespenst
gefallen
General
des Be
leutnant
wieder z
Flucht k
hinter si
und Wöl

FORTS

Herbert Volck / Die Wölfe

„P
Geſ
man
löch
die
ſtarr
Geſp
gefall
Gener
des A
leutna
wieder
Flucht
hinter
und W

FORT

„

G

m

lö

die

sta

Ge

gef

Ger

des

leut

wied

Fluch

hinte

und 2

FOR



Herbert Volck (×) und sein Fluchtbegleiter Josef Reiß (× ×) nach dem 1000-km-Fußmarsch durch Persien im deutschen Fliegerhauptquartier in Mossul, Januar 1918

Die Wölfe

Eine deutsche Flucht durch Sibirien

Von

Herbert Volck

Verlag C. Bertelsmann Gütersloh

136.—145. Tausend

Umschlag und Einband von Siegfried Kortemeier
Druck von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Die „Wölfe“ habe ich 1918 als ein Buch meiner Erlebnisse für die Kampffront auf Wunsch des Feldmarschalls von Hindenburg geschrieben, den er nach meinem Vortrag bei ihm am 23. 2. 1918 äußerte.

Frühjahr 1936 Herbert Volck

Gefangen

Eine qualmende, zylinderlose Lampe erhellt spärlich den Verschlag. Ab und zu huscht ein Mondstrahl durch das Fenster und läuft blinkend über den Stahl eines Kosakensäbels, dessen Träger neben meiner Strohhütte steht. Ein zweiter Kosak mit gezogenem Säbel im Türrahmen. Den dritten höre ich draußen vor dem Fenster. Wenn nur der dumme Beinschuß nicht wäre! Morgen bringen sie mich weiter, immer weiter — nach Sibirien? Gleichgültig wohin, jedenfalls weiter, von der deutschen Front fort. Verdammtes Schicksal! Nur nicht denken!

Wäre es doch ganz dunkel, und könnte ich schlafen! Umsonst, die Wunden brennen, der Kopf schmerzt. Fühlbar, fast physisch klopfen die Gedanken gegen die gebrochene Stirn. Immer dieselben: Gefangen, ausgeschaltet, vorbei! Ekelhaft.

Gefangenschaft — damit rechnet ein anständiger Soldat nicht. Das gibt's nicht. Er wehrt sich und denkt nicht, wie es sein könnte. Und nun ist sie da! Aus blitzblauem, wolkenlosem Himmel heruntergefallen, zweitausend Meter hoch patsch auf die Erde, mitten hinein in Russenhände. Und die halten gut. Drei Säbel wachen um mich mit blanken, höhnischen Augen.

Es ist wie ein dicker Strich unter alles — Gefangenschaft! Etwas hat aufgehört, das gestern noch war, ist

weggerückt, weit weg, mit einem riesigen, dröhnenden Sprung.

Die Erinnerung versucht noch mit erlahmenden Fingern sich an etwas anzuklammern. Es bleibt nichts, rein nichts. Ein dumpfes, dröhnendes Loch im Schädel, in das langsam etwas Neues, Widerliches, Unbestimmtes klettert, mit Ketten klirrend. Eine neue Vorstellungswelt, die einen zu einem ganz anderen Menschen machen wird, einem automatisch funktionierenden Produkt der boshaften Blödigkeit russischer Gefangenenwärter.

Wie war das gekommen? Das andere lag ja schon zu weit hinten, das Gestern. Aber das Heute?

Der Propeller rasselt durch die kalte, blaue Herbstluft. Die Maschine fliegt ruhig. Zwei Bomben verschwinden im Fernrohr. Zwei schwarze Striche, die gleich hineinfahren ins russische Magazin, explodieren. Da — kurz hintereinander Feuer und Rauch. Deutsches Eisen arbeitet. Fliegers Gruß. Die Russen krabbeln durcheinander wie aufgestörte Ameisen.

Mein Pilot grinst — er grinst immer, wenn unsere Eier ins Nest gefallen — beschreibt einen großen Bogen. Kleine Lämmerwölkchen, niedliche kleine Wölkchen, die platzen. Sie schießen nicht. Ruhiges, angenehmes Arbeiten heute.

Das Ziel rückt wieder ins Fernrohr. Langsam kommt das Magazin in den berechneten Teilstrich. Die Hand ruht am Bombenabzug. Ein harter Stoß reißt mir den Abzug aus der Hand. Es kracht — laut, hart. Dann unheimliche Stille. Der Propeller fliegt weg, wie

abrasiert. Der Motor schiebt sich zwischen die linken Tragdecks. Dann stürzt mir Benzin und Öl ins Gesicht, verschmiert die Brille. Ich sehe nichts, fühle nur, die Maschine schwankt und rutscht. In den Spanndrähten pfeift es, schrill, gellend.

Endlich habe ich die Brille herunter. Mein Pilot steuert wild. Die Maschine reagiert nicht — rutscht, rutscht über den Schwanz ins Bodenlose. Jetzt sehe ich ein Gesicht dicht vor mir, bleich, aber hart, mit ruhigen, entschlossenen Augen. Volltreffer, Volltreffer! brüllt mein Pilot und steuert wild.

Gellend pfeifen die Drähte. Der Tod reitet meine Maschine. Zum sechstenmal, denke ich und schaue hinunter. Wie ein Riesenball jagt die Erde auf uns zu. Wie der Ball wächst!

Komisch diese Ruhe in mir, als hätte ich keine Nerven. Gewohnheit und absolute Machtlosigkeit. Als ob es mich nichts angeht. Wie ein unbeteiligter Zuschauer im Theater sitze ich und schaue auf den heransausenden Ball. Ich denke: Ob der Tod das Letzte ist? Gleich kommt der Aufprall, Krachen, Splittern. Ob ich gleich tot bin oder davonkomme wie die anderen Male? Gesichter huschen vorbei, eines besonders, und neben diesem meins. Der Lebensfilm rollt ab.

Das gelle Pfeifen ist weg. Die Maschine rutscht nicht mehr, hat sich gefangen, gleitet. Vorsichtig dreht mein Pilot über den linken Flügel den deutschen Stellungen zu. Ein Blick auf den Höhenmesser. Eine Lähmung rieselt durch den Körper, eine kalte Faust preßt das Herz. Blitzartiges Begreifen. Auf dem Höhen-

messer steht es deutlich: Gefangenschaft! Bei sechzehn Kilometer Entfernung und nur fünfzehnhundert Meter Höhe — siebenhundert sind wir abgerutscht — kommen wir mitten in die russischen Stellungen, wenn der schwankende Gleitflug der zerschossenen Maschine nicht schon hinter den Stellungen endet. Ich brülle meinem Piloten zu: Wenden! und zeige rückwärts auf die dichten Wälder. Er versteht ebenso wie ich das unerbittliche Sinken der Nadel im Höhenmesser, begreift, daß ich hinter den Stellungen auf dem Walde aufsetzen will und dann durchschlagen zur Front. Mit dem Kopf weist er auf das zerschossene rechte Tragdeck, das auf und ab schlägt wie ein Pappdeckel im Winde. Brave deutsche Arbeit! Wird es abbrechen? Eine große Neugierde ist in mir.

Während die Maschine gleitet, nehme ich den Karabiner zu mir in den Sitz, lege meinem Führer die Flugzeugpistole auf den Schoß, stopfe Patronen in seine Taschen, probiere das Maschinengewehr — Tack, tack, tack — alles in Ordnung zum Kampf! So leicht sollen sie uns nicht kriegen, die da unten, die wohl schon lange Hälse machen in ihren Schützengräben.

Die Nadel im Höhenmesser sinkt, langsam, unerbittlich. Wir sind nicht mehr weit von den Stellungen. Unten jagen Kosaken auf kleinen Pferden, schießen aus dem Sattel.

Maschine erleichtern, Bomben über Bord. Mit der Kraft der Selbsterhaltung reiße ich die Drahtsicherungen durch. Bums, zwei, sechs Bomben fliegen über Bord. Wir sind ganz niedrig. Man hört die Aufschläge. Über den russischen Stellungen — noch zwei hinein — rums, rums. Unter uns, ein paar Meter nur, stehen die Russen in den Gräben. Kugeln pfeifen — ps, ps, pst. Ein Maschinengewehr tackt. Prasselnd schlagen die Kugeln ein, reißen Fetzen aus den Tragdecks. Jetzt komme ich dran, ihr da unten! Ich fasse mein Maschinengewehr, ziele ruhig.

Ein harter Aufprall. Das Maschinengewehr wird mir aus den Händen gerissen. Ich mache einen Satz, höre splittern. Etwas Schweres, Hartes fällt auf meinen Kopf, deckt ihn ganz zu, drückt das Licht aus, das Leben. Ich weiß nichts mehr.

Jemand ruft meinen Namen, ganz fern. Ich will schlafen. Man zerrt mich. Etwas Schweres lastet auf mir. Über die Augen rinnt Blut.

Volck, Volck, rasch, rasch! Das ist mein Pilot. Er zerrt, das Schwere ist fort, ich liege vor der Maschine. Kugeln schlagen ein, hageldicht, Dreck spritzt. Herrgott, wir sind ja bei den Russen.

Ich springe auf, wische das Blut aus den Augen. Die rechte Brustseite schmerzt, da lag das Schwere drauf vorhin. Jetzt kommen sie aus den Gräben, braungraue Kerle mit angelegten Gewehren. Ich suche meinen Karabiner, meine Pistole — fort, unter der zertrümmerten Maschine begraben.

Anzünden, rasch, rasch! rufe ich meinem Piloten zu. Die Streichhölzer sind weg, die Leuchtpistole unter der Maschine, Benzin und Öl ausgelaufen. Es geht nicht.

Nun aber fort! Rasch orientiere ich mich. Die Maschine liegt hart vor dem russischen Drahtverhau.

Wir müssen durch den Sumpf, etwa tausend Meter bis zu den deutschen Stellungen. Die braungrauen Kerle werden mehr, kommen immer näher, etwas Brennendes fährt über meine Hand — Streifschuß.

Jetzt laufen wir, laufen und fallen, springen auf, versinken bis über die Knie im Sumpf. Die Kugeln pfeifen um die Ohren, der Atem geht kurz. Immer muß ich das Blut aus den Augen wischen. Ich werfe den schweren Pelz ab, laufe und falle, falle und laufe. Mein Pilot läuft links von mir. Dicht hinter uns keuchen die Russen. Der Atem geht pfeifend durch die zusammengebissenen Zähne. Ich habe Blutschaum vor den Lippen, die Brust schmerzt rasend, dort, wo das Schwere draufgelegen.

Nur hundert Schritte noch, und wir sind im Wasser, schwimmen durch den Fluß, zu den Unseren. Plötzlich braune Kerls vorn, direkt auf mich zu laufend. Einen renne ich um, ein harter Schlag trifft mein linkes Bein. Ich fliege hin, patsch, mit dem Gesicht in den Schlamm. Der Mund ist voll Sand.

Auf mir knien Russen, drücken meinen Kopf auf die Erde, biegen meine Arme auf den Rücken. Ich liege ganz still, denke nichts. Dann werde ich hochgerissen. An jedem Arm ein brauner Kerl, werde ich zurückgeschleppt. Ich kann nicht laufen, muß einen Schuß haben. Jetzt schleppen sie mich, schleifen mich wie einen Lappen auf eine Gruppe von Russen zu. Wie die Kerls schreien: „Bombi, bombi!" Aha, jetzt werden sie dich gleich kaltmachen; nur fix, bitte, ehe es weitergeht, in die Gefangenschaft!

Eine Pfeife schrillt, ein großer, bärtiger Kerl mit

einem Säbel springt auf die Soldaten zu, schimpft. Wahrscheinlich ein Offizier.

Warum erschlägt man mich nicht, ich habe doch Bomben geworfen? Eine große Verwunderung ist in mir. Man schleift mich weiter in ein Bahnwärterhaus. Ein Offizier reißt meine Orden ab. Im Nu bin ich ausgezogen, sinke auf eine Bank.

Dann geht die Tür auf, mein Pilot wird hereingestoßen, bleich, so bleich, mit traurigen Augen. „Sind Sie verwundet?" fragt er. Ja, richtig — die Nase ist kaputt, die Stirn, rechts Rippen, der Beinschuß. Nun sind die Schmerzen wieder da. Ich verliere viel Blut. Die braunen Kerls verschwimmen. Nach etwa zwei Stunden, nachdem ich mich mehrmals an einen Französisch sprechenden Offizier gewandt, kommt ein Russe, macht mir Notverbände. „Nitschewo," sagt er, „nitschewo" („nichts"). Es ist ja auch nichts gegen das andere, das Gefangensein.

Ein Offizier kommt, fragt: „Zigarri?" und weist aus dem Fenster in den Sumpf, wo die Maschine liegt. Draußen Explodieren von Geschossen. Unsere Artillerie schießt auf die Maschine.

Mein Pilot sagt: „Der Kerl will Zigarren haben, soll er sie sich holen, vielleicht kriegt er eins ab von den deutschen Granaten." Dem Russen sagt er: „Ja, ja!" und weist aus dem Fenster. Nach ein paar Minuten ist der Russe wieder da, macht ein trauriges Gesicht, sagt: „Nic zigarri, artilleria." Ich muß lachen.

Stunden vergehen. Wir bekommen die Kleider wieder und vierzig Mark, die ich bei mir hatte. Sonst

nichts. Ich wühle in den Taschen — leer. Ich bitte um die Photographien. Die wenigstens möchte ich mitnehmen in die Gefangenschaft. „Njet!“ („Nein!“) Das macht mich sehr traurig.

Draußen hebt man mich auf einen Wagen, den Offiziere umdrängen. Man photographiert uns. „Bitte, rrecht fr—eindlich,“ sagt einer und hält mir seinen Apparat unter die Nase.

Rüttelnd setzt sich der Bauernwagen in Bewegung. Mehrere Kosaken um den Wagen. Hinten geht mein Pilot. Ich liege ganz still und schaue in die untergehende Sonne. Eine tiefe Traurigkeit ist in mir. Dort im Westen warten sie auf mich, mein Bursche steht auf dem Landungsplatz wie immer, sucht ängstlich den Himmel ab. Und weiter im Westen ist Deutschland. Ob ich es wiedersehe?

Durch die Sonne zieht ein Strich. Er wächst, wächst sich aus zu einem deutschen Flugzeug. Jetzt erst fühle ich, daß ich gefangen bin. Noch lange habe ich in die roten Abendlichter über dem schwarzen Moor geschaut — lange noch, als die Sonne schon fort war und mit ihr der Flieger.

Zum russischen Armeestab

Ein Offizier kommt, spricht mich französisch an. „Ich mache keine Aussagen,“ sage ich ihm. Er sieht mich groß an und geht. Die Wunden schmerzen. Wenn ich leise stöhne, grinst der Kosak neben mir. Ich muß immer denken, immer dasselbe, stundenlang: Nur noch fünfzig Schritte, hinüberschwimmen zu den Unseren, im Lazarettzug nach Hause. So wäre es eine Episode gewesen, nun wird es ein Schicksal. Eine Vorstellungsreihe beginnt: Sibirien — die Kosaken sagen: „Sibiria!“ und grinsen — weite, tote Schneeflächen, schmutzige, kleine Häuser, Ungeziefer. Ich höre immer eine Kette klirren. Ekelhaft. Ich muß heraus, um jeden Preis. Fliehen! Es wird gehen, es muß gehen. Etwas kenne ich von Rußland, auch einige Brocken Russisch weiß ich noch aus den Kindertagen in Livland. Fliehen, sofort, solange ich noch im Frontbereich bin. Das Bein! Ich habe es ganz vergessen, total steif. Also warten, bis sie dich nach Sibirien geschleppt haben. Es ist zum Weinen.

So grüble ich die ganze Nacht. Ich kann nicht mehr liegen. Das Blut im Kopf muß das Gehirn überschwemmt haben. Ich setze mich auf einen Stuhl, starre in die qualmende Lampe bis zum Morgengrauen. Alle zwei Stunden wechseln die Kosaken. Es ist so still bis auf den Schritt der Posten.

Am Morgen bringt man mir Tee und etwas Brot. Ich wundere mich und lasse es stehen. Gegen Mittag macht der Posten mir verständlich, hinauszugehen. Ich hinke hinaus. Draußen ein Auto, in das man mich schiebt. Mein Pilot kommt. Ach ja, der ist auch noch da. „Tag, ekelhaft!"

Das Auto hält vor einem Bauernhaus. Man hilft mir aus dem Wagen. Im Hause um einen gedeckten Tisch sitzen russische Offiziere. Wir sind bei den Fliegern. Sie sind höflich, kollegial, geben uns zu essen. Einer erzählt von Sibirien, wie schön es dort sei, wir würden ganz frei sein, brauchten nun nicht mehr zu kämpfen. Feine Auffassung! Das und Offizier! Im Laufe der Unterhaltung stellt sich heraus, daß ein junger russischer Leutnant Ende August über Brest-Litowsk einen Luftkampf gehabt hat. Er behauptet, den Deutschen abgeschossen zu haben. Das war ich. Damals hätte ich es ihm besorgt, wenn mein Maschinengewehr nicht versagt hätte, nun sitze ich bei ihm gefangen.

Sie fragen allerhand, worauf sie von uns keine oder ausweichende Antworten bekommen, interessieren sich sehr für unsern Fokker. Das glaube ich. „Wie schießt der nur durch den Propeller?" fragt der Deutschsprechende. „Ich weiß nicht," sage ich ihm: „Geheimnis!" Er lächelt.

Nach Tisch — ein richtiges Schlemmeressen mit mehreren Gängen, zum Schluß Kuchen mit Schlagsahne — schreiben wir Briefe. Ein russischer Flieger will sie abwerfen. Nach dem hörten wir ihn starten. Ich sah nicht hin, wozu?

Statt des Autos wartet wieder ein Bauernwagen draußen. Wir fahren den ganzen Nachmittag, rumpeln über lange Knüppeldämme. Am Abend schneit es. In einer Schule werden wir eingesperrt. Vier Landstürmer bewachen uns. Ich kann wieder nicht schlafen — das Blut im Gehirn, die Schmerzen. Die Landstürmer schnarchen, es ist stockfinster draußen und schneit. Wir sind zwanzig Kilometer hinter der Front. Wenn der dumme Beinschuß nicht wäre, käme ich durch die Sümpfe durch, bei der Finsternis sicher.

Am nächsten Tage werden wir in ein Abteil zweiter Klasse verstaut. Ein höherer russischer Arzt sitzt uns gegenüber. Er schickt die Wache vor das Abteil. Dann sagt er in tadellosem Deutsch: „Ich bedaure, meine Herren, sind Sie verwundet?" Er ist ein Balte, ein Landsmann aus Reval, möchte gern helfen, kann nicht. „Rußland," sagt er, „ich bedaure Sie." Ganz leise spricht er, hört auf, als ein russischer Offizier das Abteil betritt. Ich denke an meine Landsleute, an unsere Gefangenen. Wie mag es ihnen gehen?

Nach zwei Stunden fährt der Zug in den Bahnhof Luniniek ein. Ich kenne die ganze Strecke — bin sechs Wochen fast jeden Tag hier geflogen — den Bahnhof besonders. Wohl ein dutzendmal habe ich die Stadt beworfen, einmal vor wenigen Tagen einen Zug zum Entgleisen gebracht. Drei verbrannte Güterwagen liegen noch auf den Schienen. Die müssen vom neulichen Fluge noch so daliegen. Ich zeige sie meinem Piloten. Er nickt und sagt: „Ja, damals." Der Bahnhof ist gedrängt voll — Soldaten, Zivilisten. Ich darf mich auf eine

Bank setzen, mitten in die gaffende Menge. Immer näher umdrängen sie uns. Blöde Augen stieren, lassen nicht los von uns, als wären wir Wundertiere. Ich sehe vor mich hin. Wie die Kerle stinken! Der Fußboden ist voller Spucke und Schmutz.

So starren sie und rühren sich nicht. Ein mongolischer Kosak neben mir sieht mich mit Schlitzaugen an — böse, giftig. Irgend jemand sagt: „Letschik," ein Jude sagt: „Flieger."

Plötzlich kommt Bewegung in die Masse, ein aufgeregtes Summen geht durch den Saal. Regungslos eingekeilt sind wir zwischen schreienden und gestikulierenden Russen. Ein paar Weiber schreien besonders, drohen mit den Fäusten. Der Mongole stiert mich böse an, spielt mit seinem langen Dolch. Ich sage zu meinem Piloten: „Sie haben uns als Flieger erkannt, gleich werden wir zertrampelt." Die Weiber kreischen. Ich verstehe nur zwei Worte: „Flieger" und „Bomben". Nun kommt gleich die Rache an den Wehrlosen!

Durch die Menschenmauer bemühen sich sechs Gendarmen zu uns zu gelangen. Sie müssen sich durchschlagen, bringen uns in ein Zimmer. Vor der Tür bleiben zwei Gendarmen stehen, die anderen bei uns. Die Menge drängt nach. Es war höchste Zeit!

Am Abend schneit es, wie es nur in Rußland schneien kann. Ein weißer Vorhang verhüllt die Gegend. Den ganzen Abend rumpeln wir auf einem Wagen durch Wälder, stundenlang. Ab und zu tauchen durch den weißen Vorhang die begleitenden Kosaken auf, verschwimmen wieder im Flockenmeer. Wir frieren stark.

Ich spüre deutlich, wie die ersterbende Wärme im ausgehungerten Magen gegen die Kälte kämpft. Plötzlich Lichter durch den weißen Vorhang. Man schiebt uns in ein überheiztes Zimmer, das wie ein Backofen wirkt nach der langen Rumpelfahrt im Schneetreiben. Das Zimmer ist voll glühenden Dunstes. Ein langer Russe steht mit seinem Spieß vor einem eisernen Kasten. Er regt sich nicht, auch die anderen nicht, die über Papiere gebeugt schreiben.

Aus dem Ofen schiebt man uns auf die Straße in das nasse Schneewirbeln. In mir ist ein Gefühl von Heimatlosigkeit. Ich möchte mich in den Schnee setzen, einschneien, einschlafen, nie wieder aufwachen. Es ist ja doch alles vorbei — warum nicht diesen müden, zerquetschten Körper auflösen? Der Frost wird das besorgen und der Schnee.

Mein Pilot faßt mich unter dem Arm. Mit einigen Landstürmern humple ich auf ein glühendes Auge im Schneevorhang zu. In der Tür steht eine große, dicke Frau — das Gesicht breit und fett, die Hände fettig, die Haare, alles an ihr ist Fett und Schmutz. Das Zimmer ist wie die Frau: Fett und Schmutz. Die Nase zieht sich ordentlich zusammen in dem üblen Fettgeruch, der das ganze Haus erfüllt. Irgend etwas beißt in die Augen: Zwiebeln. Wir sind bei Juden. Ich lege mich auf eine Chaiselongue. Zwei Landstürmer schleppen eine große, schmutzige Blechschüssel. In einem gelben Etwas mit Fettaugen schwimmen Hühnerköpfe mit weitoffenen Schnäbeln — Suppe. Das sollen wir essen? Der Magen steht bis zum Halse, aber es schmeckt doch

und verbreitet eine angenehme Wärme. Die Jüdin bringt einen großen, blinkenden Samowar. Der Dampf pufft aus dem Rohr, das Wasser brodelt. Es ist beinahe gemütlich. Ich will nach Hause denken. Es geht nicht. Die Vergangenheit ist ja mit einem großen Sprung weggerückt, irgendwo dahinten, darunter der große, dicke Strich.

Mein Pilot kratzt mit einem Streichholz an seinen Fingernägeln. Die Russen haben die Suppe ausgelöffelt, ausgeschmatzt. Auf dem Boden der Blechschüssel liegen die Hühnerköpfe mit weitaufgerissenen Schnäbeln. Warum erinnern sie mich an tote Soldaten, die ihre gekrampften Finger in den Nachthimmel spreizen? Ein Russe rülpst, tief und befriedigt. Der andere steht vor einem Heiligenbilde, bekreuzigt sich unter tiefen Verbeugungen. Zwischendurch spuckt er.

Der Samowar an der Tür summt sich ein Lied. Er ist so blank und hat so viel Wärme. Die Tür geht auf. Zwei russische Offiziere sind im Zimmer. Der eine ist Arzt. Hinter ihm steht eine russische Krankenschwester, bildhübsch, mit einer schneegepuderten schwarzen Pelzkappe. Ich richte mich auf, mache eine leichte Verbeugung. Die drei starren, neugierig — genau wie die Bauern und Soldaten heute auf dem Bahnhof, als sie uns zertrampeln wollten. Die Posten stehen wie Bildsäulen. „Flieger?" fragt der Offizier. Aha, das ist es: die berüchtigten deutschen Flieger. Deibelskerle, denke ich und bin ordentlich stolz. So starren sie ein paar Minuten. Dann klappt die Tür. Auf dem Tische liegt eine Handvoll russischer Zigaretten, die hat der Arzt

hingelegt. Eintrittsgeld, denke ich, stecke mir eine an — wie lange habe ich nun nicht geraucht? — und schiebe die anderen den Russen zu. Das war übrigens der einzige russische Arzt, den ich als Verwundeter zu Gesicht bekam; später noch einmal, aber da brauchte ich keinen. Merkwürdige Art, Verwundete zu behandeln, vielleicht die beste in Rußland. Später war ich dankbar, daß sich kein russischer Arzt um mich gekümmert hat.

Vier Tage rumpeln wir durch die Rokitno-Sümpfe. Es schneit nicht mehr, regnet aber oft in Strömen. Über den schwarzen Mooren brodeln nasse Nebel. Alles ist in Nässe gehüllt. Das Stroh im Wagen, die Kleider. Der Regen spült den letzten Rest von Lebensfreudigkeit in uns weg. Eine große Regensymphonie, die nassen Moore, in denen es dumpf gluckst, die nassen, mageren Pferde, wir selbst. Meine Verbände sind durchweicht und aufgelöst. Jetzt Wundfieber bekommen! Ein paar Stunden in Fieberphantasien auf dem rumpelnden, nassen Wagen glühen — noch ein krampfhafter Versuch, die fliehende Erinnerung zu haschen, sich lang strecken, tot durch die Sümpfe rumpeln, bis mein Kamerad es merkt. Dann halten sie im nächsten Dorf, holen einen Spaten, machen ein Loch ins nasse Moor, legen mich hinein, das Wasser strömt nach — mein Pilot zieht weiter ins Unbekannte und denkt: Nun kann ich mit niemandem sprechen. Ich bekam kein Wundfieber.

In diesen Tagen haben wir kaum gesprochen. Wir fürchteten wohl den hohlen Klang unserer Stimmen in den stillen Sümpfen.

Unsere Wachmannschaft ist freundlich, deutsche

Bauern aus Wolhynien. Im Anfang des Krieges hatte man ihnen alles genommen, das Vieh weggeschleppt. Kosaken trieben sie nach Sibirien, ihr blühendes Land war dem Verfall preisgegeben. So sorgte die russische Regierung für ihre Landeskinder, besonders liebevoll für die Wolhynier, weil es Deutsche sind. Jetzt machen sie Etappendienst als russische Soldaten. An der Front sind sie zu unsicher, jedenfalls an der deutschen, deshalb schickt man sie meist an die Kaukasusfront gegen die Türken. In diesen wolhynischen Bauern war viel Deutsches: Hilfsbereitschaft, Güte, Sauberkeit. Mit rührenden Kleinigkeiten versuchten sie unsere Lage zu erleichtern. Sie haßten die Russen und fürchteten sie. Oft klagten sie. Dann schämte ich mich, weil es mir soviel besser ging, als es ihnen ergangen. Später habe ich auf Bahnhöfen in Sibirien verschickte Wolhynier gesehen. Die Not war schrecklich.

Eines Abends, wir waren in einer ungeheizten Dorfschule eingesperrt, bringt ein Wachmann ein Spiel Karten. Von diesem Tage an legten wir Patiencen, Dutzende: Ob der Krieg bald zu Ende ist, ob die Flucht glücken wird? Immerzu dasselbe, kindisch, störrisch, blöde. Die Patiencen wurden unsere Welt. Mein Pilot legt auf Frieden, ich auf Flucht. Meine Patiencen gehen oft auf, worüber mein Pilot sich ärgert. So rumpeln wir vier Tage, immer Sümpfe, immer Regen, abends Patiencen, und dann Schlafenlegen auf dem kalten Fußboden irgendeiner als Arrest hergerichteten Bauernstube. Am vierten Abend finde ich in einer Fensterbank ganz versteckt Namen und Daten eingekritzelt. Es sind

deutsche Namen, ein Hauptmann, ein Leutnant — beide Flieger, die einige Tage vor uns abgeschossen wurden — und Mannschaften. Eine grobe Soldatenhand hat ein Lied geschrieben: „Nach der Heimat möcht' ich wieder." Lange starre ich auf die eckigen Buchstaben. Irgend etwas kommt naß in meine Augen, was nicht in Soldatenaugen gehört — und dann steht plötzlich die Heimat vor mir. Jetzt habe ich die Bilder, halte die Gesichter fest, zum erstenmal. Mein Kamerad summt leise: „Nach der Heimat möcht' ich wieder."

Am nächsten Abend verabschieden sich die Wolhynier, nachdem mir einer ein Notizbuch und Bleistift gebracht, um das ich gebeten hatte. Wir sind in einem größeren Ort, stehen wohl zwei Stunden im Regen vor der Kommandantur. Ein Offizier kommt und übergibt uns mehreren Soldaten in schwarzer Uniform, mit Revolvern an blauen Schnüren. Das sind Sträflingswärter, eine besondere Polizeitruppe in Rußland, die aus Soldaten gebildet wird. Sie haben einen ganz anderen Ton als die beiden Landstürmer, die uns eben verlassen. Die Art dieser Wächter würde noch gehen, wir verstehen ja kaum, was sie sagen. Aber den Arrest nimmt man nicht so hin, obgleich wir schon unsere Erfahrungen haben und uns kaum noch wundern.

Das Arrestlokal besteht aus zwei mit russischen Sträflingen vollgepfropften Zimmern. Eine heiße Stickluft ist in ihm, es riecht nach Stiefeln und schmutzigen Menschen. In jedem Zimmer ist eine große Holzpritsche, auf der Russen hocken mit nacktem Oberkörper, das Hemd in den Händen und Läuse suchend —

„knackend", wie mein Pilot sagt. Auf mehreren Schnüren vom Ofen zur Tür hängen nasse, stinkende Strümpfe und Lappen. Dahinein werden wir geschoben. Die Russen beachten uns nicht, keiner wird irgendwie auffallend, sie sind ja auch gefangen wie wir, nur mit einem kleinen Unterschied, daß wir im ehrlichen Kampf auf dem Schlachtfelde gefangen worden sind und diese gestohlen, geplündert, gemordet haben. Es ist ja eigentlich gleichgültig, mit wem man zusammen ist in Gefangenschaft, aber eine angenehme Umgebung sind diese duftenden, läuseknackenden Sträflinge nicht. Mein Pilot entwickelt Bildungseifer. Mit einem tierchensuchenden Kerl eröffnet er eine Unterhaltung, die aus russischen Brocken und allerhand Zeichen besteht. Er verdreht die paar Worte, die er kann, derart, spricht sie so komisch aus, daß die Russen sich schütteln vor Lachen. Er macht ein enttäuschtes Gesicht und holt aus unserem Handgepäck die Karten. Unser Handgepäck besteht aus einem schmalen, länglichen Leinwandsack, der einmal weiß war, jetzt aber wie ein Dielenlappen aussieht. Mein Pilot trägt ihn an einer Schnur und läßt ihn meist vor seinem Bauch baumeln. Ich ärgere mich immer schrecklich, wenn er ihn so trägt, weil er wie ein Bettelsack aussieht. Wir verwahren in ihm unsere Nahrungsmittel: Teeblätter, gespartes Brot, etwas Zucker, das Spiel Karten, mein Wörterbuch, Notizbuch und den Bleistift. Später, beim Stabe, als uns europäische Gelüste anwandelten, kamen zwei Zahnbürsten dazu, eine Tube Zahnpasta, ein Handtuch und Seife. Mit dieser Sammlung in unserem „Mädlerkoffer" kommen wir uns sehr vornehm vor, und um nichts an äußerem Anstrich einzubüßen, trägt mein Pilot von da an den Sack unter dem Mantel — doch auch auf dem Bauch.

Er legt Patiencen, die schmutzigen, halbnackten Kerle drängen sich um uns und glotzen. Er mogelt, damit das Spiel aufgeht, dann fängt er von vorn an. Ein Jude fragt, ob wir wahrsagen können. „Ja", sage ich und mache mit Hilfe des Juden und etwas Russisch, das ich noch aus den Kinderjahren weiß und schon dazugelernt habe, den Kerls verständlich, daß ich ihnen die Karten legen will. Erst lächeln sie ungläubig, dann kommen sie mit Schicksalsfragen, schüchtern, dann immer lauter und stürmischer. Der Russe ist abergläubisch, das gibt einen köstlichen Spaß. Ich nehme einen nach dem anderen dran, die, die später kommen, schauen ungeduldig zu. Wie ganz kleine Kinder sind sie, mit neugierigen Augen. Die verschiedensten Fragen werden gestellt, für die ich die Antwort mit wichtiger Miene aus den Karten zu lesen suche. Hat der Kerl ein sympathisches Gesicht, lasse ich den Wunsch in Erfüllung gehen. Ob er noch an die Front muß, wieviel Jahre er Gefängnis bekommt, wann der Krieg zu Ende ist, wer siegen wird, viele Fragen, wie sie nur einem kindlichen Bauernschädel entspringen können. Einer, der es gar nicht abwarten kann, fragt, ob seine Frau ein Kind bekommt. „Ja, zwei, Zwillinge," sage ich ihm. Ein ungläubiges Lächeln huscht über sein Gesicht, mit verlegenem Grinsen verbeugt er sich tief. So orakle ich stundenlang.

Auf den Pritschen, auf der Diele, auf dem Tisch schlafen die Kerls in kurzer Zeit, wie nur Russen schlafen können. Im Schlaf kratzen sie sich, ohne zu erwachen. Ein Russe ohne Tierchen würde sich nur halb fühlen. Mich juckt es entsetzlich, ich mache die ganze Nacht kein Auge zu. Die Flöhe fühle ich deutlich an den langen Sprüngen. Aber da ist noch etwas, das kriecht langsam, schiebt sich mit kleinen Beinchen millimeterweise vorwärts, jetzt am Knie, jetzt über dem Knie, langsam, langsam. Das müssen Läuse sein. Ich habe noch nie welche gehabt. Zwischen Russen eingeklemmt liege ich, starre in den stinkenden Dunst, den man schneiden könnte. Wenn ich nicht schlafen kann, halte ich jetzt immer Geographiestunde, stelle mir eine große Karte von Rußland vor und fliehe. Finnland, Schwarzes Meer, Persien, China. Dann kommen andere Bilder. Seit ich das Lied gelesen, ist der Strich unter der Vergangenheit weg, ich krame in ihr wie in einem ordentlichen Schrank mit vielen Kästen. Das ist sehr schön und sehr traurig. Meinem Kameraden erzähle ich nie von meinem Schrank. Er hat wohl seinen eigenen. Die Erinnerungen des Krieges, Träumereien der Jugendzeit, alle sind sie da und wandern vorbei, scharf umrissen. Dann mein Glückstraum, der ganz unten im Schrank steckt. Dämmerstunde in einem großen Salon, von den Wänden blicken die Bilder auf gediegene, etwas altmodische Möbel herab. Die Fenster sind auf die Straße geöffnet, von der der Abendwind schwülen Sommerabend hereinträgt. Leise spielt der Wind mit den Notenblättern auf dem Klavier. Ein junges Mädchen

spielt mit geneigtem Köpfchen. Sie ist schlank und hat bloße weiße Arme. Ab und zu wirft sie mir einen Blick zu, voll Weichheit, etwas Schwermut, etwas Lächeln. Ihre Augen sind braun mit einem leisen Schatten. —

Am nächsten Tage rattern wir schneller als sonst durch einen großen, triefenden Wald. Hinter dem Walde tauchen im Regen, der in langen, schmutzigen Strichen vom Himmel fällt, Häuser und Straßen auf. In einer Kommandantur bekommen wir von einem Offizier zusammen fünfundneunzig Kopeken, worüber wir quittieren müssen. Über zwanzig Rubel, die uns zustehen seit der Gefangennahme, hat der Halunke unterschlagen. Nur nicht aufregen, nicht sich wundern in Rußland. Im Quartier finden wir einen österreichischen Oberleutnant, ein Feldbett mit Matratze und Stroh auf der Diele. Relativ anständig, wenn ich auch im Stroh auf der Erde liege, denn der Oberleutnant, ein Rumäne, glaubt das Bett beanspruchen zu können, weil er einen Stern mehr hat. Meine Verwundungen übersieht er. Am nächsten Mittag werden wir zur Vernehmung vor den Armeestab gebracht und getrennt eingelassen.

Schon lange haben wir abgemacht, was wir aussagen. Ich werde von einem Kosakenoffizier empfangen, der sich als Balte entpuppt, sehr liebenswürdig ist, keine militärischen Fragen stellt und die Vernehmung zu einem Privatbesuch gestaltet. Am nächsten Tage müssen wir wieder hin. Ich humple den weiten Weg durch die kotigen Straßen. Meine Stiefel sind total zerrissen, die Sohle vom linken Schuh hat sich beim Absturz

gelöst, so daß die Zehen herausschauen. Der Kosakenoffizier aus dem Baltenlande gibt mir zehn Rubel aus der Stabskasse für neue Stiefel, worüber ich quittiere. Dann geht das Verhör los durch mehrere Offiziere. Diesmal echte Russen. Ein quirliger Franzose springt um mich herum und meckert seine Fragen. Alles will er wissen, alles. Ich schweige mich aus und werde bald entlassen. Draußen treffe ich meinen Kameraden, der aufgeregt ist. Auf dem Rückwege erzählt er, daß er im Wartezimmer mit einem polnischen Zivilchauffeur zusammengetroffen sei, der fliehen wollte, um nach Warschau zu gelangen. Im Auto des Armeeführers will er uns bis dicht zur Front fahren, wir sollen ihm dann durch die Stellungen helfen. Ich bin ganz erschlagen von dem Glück. Auf einmal ist auch wieder der alte Lebensmut da, aber da kommt auch schon die kalte Dusche — das verfluchte zerschossene Bein. Egal, denke ich, irgendwie humple ich schon durch die Front.

Den ganzen Abend grüble ich über den Frontabschnitt, den ich aus der Luft so gut kenne. Die Posten legen sich schlafen, auch der an der Tür setzt sich und schläft bald. Ich belausche den Atem der Schläfer und überlege, wie ich an meinen Kameraden rankommen kann, ohne jemand zu wecken. Er liegt in der Ecke hinter dem Tisch, vor dem mehrere Russen schlafen. Da nicht ranzukommen ist, rufe ich leise. Er hört nicht. Herrgott, soll ich ihn liegen lassen? Morgen werden wir vielleicht abtransportiert, und heute nacht noch müssen wir versuchen, zum Chauffeur zu gelangen. Gegen zwei Uhr

schaue ich noch einmal in das blasse, eingefallene Gesicht meines Piloten, über das der Mond flutet. Dann klinke ich leise die Tür auf, schiebe mich am Posten vorbei in den Korridor. Einen Augenblick überlege ich, soll ich zuklinken? Nein, gibt unnützen Lärm.

Draußen ist voller Mondschein. Während ich eine geeignete Stelle zum Überklettern der Planke suche — klopft mir jemand auf die Schulter. Ich fahre herum. Der Türposten! Hätte ich doch die Tür zugeklinkt, wahrscheinlich hat sie im Winde geschlagen. Ich gehe ruhig zurück, als ob nichts gewesen ist.

Am nächsten Tage werden wir nochmals vernommen und auf einem Bauernwagen zur Bahn gefahren. Auf der Bahnhofskommandantur flegelt uns ein betrunkener Offizier an. Während ich mit zwei müden, hungrigen deutschen Soldaten spreche, rollt langsam ein Zug ein.

Drei Wochen im Viehwagen

Auf dem Bahnsteig ist ein wüstes Gedränge von mehreren hundert Österreichern, meist sind es Tschechen, wahrscheinlich Überläufer. Wir suchen nach einem Wagen zweiter Klasse. Ganz hinten finden wir einen, werden aber nicht hineingelassen. Die Posten drängen und werden unwirsch. Dumpf hallt das dritte Glockenzeichen durch die Nacht. Unsanft werden wir in einen Viehwagen geschoben, der bis oben mit Österreichern vollgestopft ist. In der Mitte ist ein Kanonenofen, rechts und links in drei Etagen Bretter, auf denen die Österreicher hocken. Niemand macht Platz. Ich schnauze die Kerls an, sage, daß ich deutscher Offizier bin, verwundet und nicht stehen kann. Schadenfrohes Grinsen ist die Quittung der Tschechen. Schließlich springt von der dritten Etage ein Unteroffizier herunter und bietet mir seinen Platz an. Wir klettern hinauf und sitzen die ganze Nacht mit angezogenen Knien. So fahren wir einige Tage. Die Mannschaften bekommen Brot und ab und zu Suppen. Uns Offizieren gibt man nichts zu essen, später irgendwo sollen wir Tagegelder bekommen, anderthalb Rubel pro Offizier. In Erwartung des uns zustehenden Geldes kauen wir hungrig die letzten Zuckerstücke.

Nach zwei Tagen werden wir ausgeladen und nach stundenlangem Begafftwerden im Wartesaal vierter

Klasse in eine Kaserne gebracht. Hier sperrt man uns in ein Zimmer, in dem zwei leere Feldbetten stehen. Die Glieder taub von der tagelangen Fahrt im Viehwagen, sinke ich auf ein Bett. Bei einbrechender Dämmerung dröhnt ein tiefer, schöner Baß in unser Zimmer. Der Ton ist wie eine große, schwere Kirchenglocke. Das ganze Zimmer ist voller Töne. Der Baß schweigt und macht einer großen Leere Platz, es ist, als hätten die sterbenden Töne alles Lebende begraben. Plötzlich tönt ein mehrstimmiger Gesang, leise, dann brausend, überschattet von dem tiefen Baß, der die anderen Stimmen sammelt und führt. Die ganze Kaserne singt. Ich möchte auch singen, liege ganz still und lausche. Am nächsten Abend kam der Gesang wieder — das Schutzlied des Zaren. Lange habe ich diese schöne Melodie vermißt und den tiefen, ruhigen Baß, der einem alle Schmerzen, alle Gedanken nahm, sie ganz auflöste in Töne.

Vor einem roten Gebäude mit vergitterten Fenstern frieren wir neuen Ereignissen entgegen. Das Gefängnis wird mit Posten umstellt, dann kommen vierunddreißig Soldaten aus einer kleinen Tür, einzeln und in Trupps. Die meisten bleiben in der Tür stehen, schöpfen tief Atem und blinzeln in die Wintersonne. Dann werden sie vor uns aufgestellt. Es sind Deserteure und Verbrecher. Die Tür öffnet sich wieder und läßt zwei zerlumpte Gestalten sehen, die nicht herauswollen. Eine harte Hand hilft nach, und die beiden Vagabunden stolpern aus der Tür. Nur noch in der Türkei, wo die Bettelei ein Beruf ist, fast eine Wissenschaft, habe ich derartig zerlumpte, schmutzige Menschen gesehen. Der

eine, ein alter Mann mit den blöden Augen eines Schwachsinnigen, hat eigentlich nichts an. Ein zerfetzter Rock, der einmal schwarz gewesen sein mag, ein alter Sack als Hose — seine nackten Füße stecken in zerrissenen Gummischuhen. Der jüngere der Vagabunden, der blöd vor sich hin lallt und Grimassen schneidet, hat einen steifen Hut ohne Krempe auf dem Kopf und über seinen zerlumpten Kleidern einen Mantel, der aus durch Stoff verbundenen Löchern besteht. Mein Kamerad ist ganz weg vor Lachen und tauft den Mann „Schrapnellpaletot". Ich muß auch lachen. Es ist wirklich, als wäre dem Kerl ein Schrapnell durch den Mantel gefahren. An einer kurzen Schnur schleift er einen schmutzigen Sack durch den Schnee. Ich empfehle meinem Piloten, seinen Bauch von unserem Handgepäck zu befreien und es wie der Schrapnellpaletot durch den Schnee zu rodeln.

Die Posten zählen und zählen. Irgend etwas stimmt nicht. Da kommt noch jemand, scheu und ängstlich stellt sich ein Mädchen neben den Schrapnellpaletot. Sie hat einen dicken roten Unterrock an, sonst paßt ihr Kostüm glänzend zu der Lumpensammlung. Der Schrapnellpaletot und das Mädchen sind taubstumm. Mit Zeichen und glucksenden Tönen, die sich aus ihrem Munde quälen, führen sie eine Unterhaltung. Anscheinend sind sie auch geistesgestört.

Als wir abmarschieren sollen, weigere ich mich, mit diesem Gesindel von Deserteuren und Verbrechern transportiert zu werden. Einige Kolbenstöße erinnern mich daran, wer hier zu befehlen hat. Dicht hinter dem

Schrapnellpaletot und seiner „Tippelschickse" werden wir den weiten Weg zum Bahnhof getrieben, durch die belebtesten Straßen. Wütend und mit niedergeschlagenen Augen hinke ich durch die gaffende Menge. Vor mir schleift der Sack des Schrapnellpaletots durch den Schnee.

Wer nie gefangen war, weiß nicht, was es heißt, mit Verbrechern zusammen durch die Straßen getrieben zu werden. Lange stehen wir frierend und hungernd auf dem Bahnsteig. Die Deserteure machen schlechte Späße mit der Taubstummen, die gequält lallt und Hilfe bei ihrem blöde grinsenden Schrapnellpaletot sucht. Endlich kommt der Zug, und wir werden in einen von Schmutz starrenden Viehwagen getrieben. Mit der Wache sind wir fast fünfzig Menschen. Die Türen werden zugeschoben, damit niemand entspringen kann. Es ist stockfinster, nur der Kanonenofen in der Mitte glüht rot und überschüttet uns mit heißen Strahlen. Da alle Plätze belegt sind, müssen wir dicht am Ofen hocken. Der Schweiß rinnt in Strömen, der Atem geht kurz in dem unbeschreiblichen Gestank. Schon ein paar Schritte vom Ofen entfernt ist es kalt, auf den oberen Pritschen schlägt der Frost den Deserteuren die Zähne aufeinander.

So geht es tagelang bei verschlossenen Türen, immer dunkel, immer Nacht. Der Wagen rattert, die beiden Schwachsinnigen lallen. Schweißtriefend hocken wir am glühenden Ofen, mir ist namenlos elend, in den Verbänden kriecht Ungeziefer, der hungrige Magen macht übel und schwindlig.

Wir bekommen nichts zu essen, irgendwo später vielleicht Geld. Am Morgen, wenn die Verbrecher Brot bekommen haben, suchen wir uns fortgeworfene Rinden — sonst kauen wir Zucker, den wir vom letzten Gelde erstanden. Der Durst quält höllisch. Niemand gibt uns Wasser. Wir haben keinen „tschajnik" (Teekessel), um an den Stationen Wasser zu holen, nicht mal einen Becher haben wir. Mehrmals hält der Zug auf freier Strecke, ich hinke zur Lokomotive und bettle um Wasser. Meist dieselbe Antwort: „Ein deutsches Schwein braucht nicht zu trinken."

Heute mittag sollen wir nach Gomel kommen ins Gefängnis. Mir wird ordentlich wohl beim Wort „Gefängnis". Keine stockfinstere Nacht mehr, die auf Rädern klappert, kein Kanonenofen, kein klappernder Frost — vielleicht etwas zu essen; Suppe wenigstens und Brot.

Die Deserteure hetzen mit Gejohl den Schrapnell-paletot auf die schwachsinnige Taubstumme. Die Arme will schreien, im weit geöffneten Mund bewegt sich die tote Zunge, manchmal kommt ein Lallen, das wie Lachen klingt. Auf den Knien rutscht sie zu mir und klammert sich an meine Beine. Ihre Augen sind weit vor Schreck und Hilflosigkeit. Ich gebe dem Schrapnell-paletot einen Fußtritt. Winselnd kriecht er in eine Ecke. Die Deserteure johlen, es ist widerlich.

Während der Zug in Gomel einfährt, geht ein Deserteur durch; wie ein Aal gleitet er durch eines der kleinen Viehwagenfenster und stolpert über die Schienen einem nahen Walde zu. Große Aufregung unter den

Posten, als beim Aussteigen einer vermißt wird. Im Geschwindschritt werden wir in ein von zahlreichen Posten und Stacheldrahtzäunen bewachtes Lager getrieben. Hier leben mehrere tausend Deserteure in stallartigen Baracken. Mein Pilot und ich werden in einen kleinen Verschlag neben dem Wachtlokal gesperrt. Es ist paradiesisch hier, man hat Platz, ein großer Ofen strömt angenehme Wärme aus. Mit guten Worten verschaffe ich mir Holz. Dann liegen wir stundenlang vor der offenen Ofentür. Ich schiebe ein Scheit nach dem anderen in die rote Glut und erzähle meinem Kameraden eine lange Geschichte von unserem Kamin zu Hause. Diesen Abend ist der Ofen unsere Welt. Das sind die ersten Stunden, in denen wir uns nicht ganz unglücklich fühlen.

Am nächsten Tag rollen wir wieder durch das verschneite Südrußland. Wieder Viehwagen mit Deserteuren, Hunger und Ungeziefer. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, außer Hoffnung gibt es vielleicht nur noch Gewohnheit, die einen gut durchs Leben steuert. Wir schimpfen nicht mehr, wollen nichts mehr vom Leben, legen Patiencen und arbeiten ein russisch-deutsches Wörterbuch. Mein Pilot kann schon bis hundert zählen, ebensoviele Worte weiß er auch. An den Bahnhofsaufschriften lernen wir die russischen Buchstaben. Dann werden die Buchstaben nachgemalt, Dutzende von Malen, an einer neuen Station ihre Güte geprüft. So lernen wir, ein Buchstabe, ein Wort, immer mehr — bald können wir Russisch.

In Orel sitzen wir zwei Tage im Gefängnis, nach-

dem die Posten einen ganzen Nachmittag dieses vorbildliche Quartier gesucht haben. Es ist wirklich vorbildlich. Ein großes Zimmer, zwei vergitterte Fenster, zwei Pritschen mit Matratzen, ein Tisch mit zwei Stühlen — alles einigermaßen sauber. Dazu ein Lehnstuhl, ein richtiger Lehnstuhl mit großen Ohren, in dem wir abwechselnd sitzen, genau nach der Uhr, denn wir sind sehr eifersüchtig auf diesen Lehnstuhl.

Am Abend ist große Wäsche. Mein Pilot wäscht unsere Taschentücher. Dann werden zum erstenmal nach vierzehn Tagen die Hemden ausgezogen. Sie sind voller Blutflecke und Läuse. Die Läuse werden geknackt. Mein Pilot ist bald fertig, er muß das schon früher gelernt haben. Bei mir dauert es lange — aber endlich liegt die Strecke da: neunundsechzig Läuse. Meine Fingernägel sind ganz blutig vom Morden.

Ein Russe kommt, behauptet, er wäre unser Dienen fragt, was er aus dem Restaurant holen soll. „Suppe oder Kotelett?“ Wir sind sprachlos. Gibt es so etwas überhaupt? Also gut, Kotelett, aber wir haben kein Geld. „Macht nichts,“ sagt unser Diener, „morgen gibt es Geld.“ Plötzlich haben wir ordentlich Hunger, der Magen hat wieder normalen Umfang angenommen durch die Suggestion. Bald stehen die Koteletts auf dem Tisch, dazu Weißbrot. Ein dampfender Samowar sorgt für Gemütlichkeit. Ich rücke den Ohrenstuhl an den Tisch, dann essen wir ganz still und glücklich. Ich glaube, wir haben ordentlich geschmatzt.

Am Morgen ist wieder der Diener da mit warmem Waschwasser. Zu Mittag gibt's Suppe und Koteletts.

Wir haben nur einen Wunsch: nie heraus zu müssen aus diesem Gefängnis.

Am Abend erhalten wir einige Rubel und werden von zwei Landstürmern an die Luft gesetzt. Auf dem Weg zum Bahnhof erfahren wir, daß die ganze Sache ein Irrtum ist, daß man uns versehentlich in den Arrest für russische Offiziere gesperrt hat. Köstlich. So sind wir zum erstenmal als Offiziere behandelt worden, wenn auch als russische.

Bis Moskau habe ich die beiden Landstürmer gezähmt. Der Russe ist im allgemeinen leicht zu behandeln, etwas herablassend sein, nichts gefallen lassen, wenn nötig, grob werden. Eine ganz einfache Methode, mit der man in Rußland immer ans Ziel kommt. Es dauert gar nicht lange, da halten unsere Wächter es für eine Ehre, so hohe Herren begleiten zu dürfen. Ich lasse mich nur mit „Euer Hochwohlgeboren“ anreden. Aus ihrer alten Dienstzeit haben sie das noch im Leibe, und wenn niemand dabei ist, legen sie auch die Hand an die Mütze. Es hat ja wirklich keinen Zweck, kopfhängerisch zu sein. Man muß so gut wie möglich der Situation Herr werden.

So rollen wir in Moskau ein, nachdem unsere Alten in der letzten Nacht zwei Liegeplätze in einem Wagen dritter Klasse für uns erobert hatten. Um sieben Uhr morgens gehen wir den weiten Weg vom Nikolaizum Sibirischen Bahnhof. Moskau liegt verschneit und morgenstill. An einem Straßendurchblick sehen wir den Kreml, von Sonnengold überflutet. Das ist alles, was wir von Moskau zu Gesicht bekommen.

In Jaroslaw wird umgestiegen. Stundenlang sitzen wir in dem Verbindungsraum der Wartesäle vierter und zweiter Klasse. Die Menschen kommen und gehen, bleiben stehen, begaffen uns und gehen. Einer der Landstürmer gibt Erläuterungen zu unseren Persönlichkeiten, mit Handbewegungen wie ein Museumsdiener. „Wie war doch das?" fragt er hundertmal. „Zweitausend Arschin sind Euer Hochwohlgeboren heruntergefallen?" Ich nicke, und mit Bewunderung sagt er den Gaffern: „Und lebt noch."

Links von uns ist ein großes Heiligenbild, über und über mit Gold und buntem Kram. Mehrere Dutzend große und kleine Wachskerzen brennen um den Altar. Der Wachsgeruch vermischt sich mit dem Gestank von Stiefeln, Tran und Schafpelzen. Manchmal kommt ein Licht dazu, bisweilen auch Blumen. Von meiner Ecke aus sehe ich die Rücken der sich verneigenden Andächtigen. Meist sind es Frauen in großen Umschlagetüchern. Die Männer spucken, während sie sich bekreuzigen, immer dem Heiligen vor die Füße. So ist das ganze Rußland wie dieser Heilige, dem man anbetend vor die Beine spuckt.

Die Stunden schleichen endlos. Mir ist, als höre ich die Zeiger einer großen Uhr langsam rücken, tick, tack, eine Minute nach der anderen. Wir müssen noch die ganze Nacht so sitzen neben dem glitzernden Heiligen. Der Zug geht erst morgen früh.

Seit einiger Zeit habe ich einen riesigen, finster blickenden Gendarm im Auge, der den Eingang zum Büfett zweiter Klasse halb versperrt. Ich habe eine

Idee, eine glänzende Idee, und warte. Plötzlich reg sich der Gendarm, verschwindet sporenrasselnd auf den Bahnsteig. Ich nehme meinen Kameraden unter dem Arm, und wir spazieren in den nun unbewachten Saal, wo wir uns an einen leeren Tisch setzen. Während ich mit einem Kellner verhandle, kommt unser Unteroffizier ganz bestürzt: Euer Hochwohlgeboren, das ist verboten, das geht nicht. Ich sage dem Kerl, daß er verschwinden soll, und wirklich, er geht. Als wir bei der Suppe sind, sagt der Kellner, wir möchten doch umziehen an einen weniger sichtbaren Platz, dort, hinter dem großen Kachelofen. Auch gut. Wir ziehen um. Hinter dem Ofen sitzt es sich prachtvoll. Man kann uns nur vom Büfett aus sehen. Der Gendarm mag nun ruhig wieder im Türrahmen stehen.

Zwei volle Stunden essen wir, essen für die letzten Tage und im voraus, alles mögliche durcheinander, solange die letzten Rubel reichen, zum Schluß Kaffee, zehn Tassen trinken wir zusammen. Dann kaufe ich Zigaretten, der Rest reicht gerade fürs Trinkgeld. Wir fühlen uns so recht wohl und sprechen von guten, alten Zeiten.

Plötzlich rasseln Sporen, eine tiefe Stimme sagt: „Paschol!" (Raus!) Das ist der Gendarm, der uns irgendwie entdeckt hat. Vielleicht hat auch der Alte gepetzt. Wütend bringt uns der Gendarm in den Wartesaal vierter Klasse. In einen Knäuel von schmierigen Juden und auf der Erde schlafenden Soldaten müssen wir uns setzen. Ein stinkender Dunst schwelt durch den schmutzigen Raum, hinter der Tür höhnt der

Heilige mit seinen Kerzen — es ist Aschermittwoch. An einen Russen gelehnt, schlafe ich ein. Mein Pilot liegt auf dem Fußboden, unseren Sack unter dem Kopf.

Am folgenden Abend verlassen wir die Bahn in Galitsch. Während die Alten Tee trinken, entgehen wir mit Mühe einer Tracht Prügel, die uns frisch eingezogene Bauernlümmels verabreichen wollen. Auf der Kommandantur schüttelt uns der Frost auf dem kalten Fußboden. Im Morgengrauen verscheuchen die Alten den dumpfen Halbschlaf und wollen mit uns losmarschieren. Die Kerls sind verrückt! Hundertzehn Werst zu Fuß durch den Schnee. Ich lasse den Kommandanten wecken und weigere mich, mit meinem noch steifen Bein zu gehen, verlange einen Schlitten. Natürlich bekommen wir keinen Schlitten. In den Papieren steht: „pjeschkom“ (zu Fuß).

Was tun? Hier bleiben und hungern oder vier Tage hungernd durch den Schnee hinken und endlich ins Lager kommen zu Kameraden? Wir entschließen uns zu diesem letzten.

Es ist bitterkalt, eisig pfeift der Wind durch den Wald. Müde schleifen wir uns auf der endlosen, breiten, weißen Straße weiter, erst mein Pilot, dann ich, ganz weit hinten die beiden Landstürmer. Gegen Abend können die Alten kaum noch gehen. Blaß und müde schauen ihre bärtigen Gesichter aus bunten Taschentüchern, die sie sich um die frierenden Ohren gewickelt haben. Der Wind klagt in den stillen Fichten, der Schnee wird immer tiefer. Mehrere Kilometer sind noch bis zum Nachtquartier. Wenn wir nicht im

Schnee erfrieren wollen, müssen wir voran. Ich nehme dem Unteroffizier, der sich kaum schleppen kann, das schwere Gewehr ab. Er gibt es mir ruhig und sagt: „Euer Hochwohlgeboren werden mir nichts tun!“ Außerdem hat er ja die Patronen.

So marschieren wir in der Winternacht, weit auseinandergezogen. Vor mir steht ein Bild: Die beiden Grenadiere, die in Rußland gefangen waren und nach Frankreich ziehen.

Am folgenden Abend bin ich fertig. Alles versagt: das Gehirn, die Beine, die Stimme, wie ein Uhrwerk, das mit einem Ruck stehenbleibt. Ich werfe das Gewehr in den Schnee, möchte umfallen, nie wieder aufstehen. Mein Pilot führt mich. An seiner Seite taumele ich noch einige Kilometer in eine kleine Stadt. In einer Holzkaserne geben uns Österreicher zu essen, eine widerliche, stinkende Fischsuppe. Dann gehe ich mit einem Soldaten, unsere Alten können nicht mehr, zum Arzt. Eine Ärztin empfängt mich mit tadellosem Deutsch. Sie hat in München studiert und liebt Deutschland, sieht die Wunden nach, macht aber keine neuen Verbände und gibt mir einen Schein für einen Schlitten bis ins Lager. Dann schickt sie mich in ein Quartier, wohin mein Pilot nachkommt. Hier finden wir zwei Betten mit Decken und bekommen nochmals zu essen. Im Einschlafen habe ich an die Universität München gedacht, der wir dies Nachtlager verdanken.

Der nächste Tag fängt gut an. Weich schleift der Schlitten im Schnee durch prächtige Wälder mit Schneekappen und Frostglitzern. So sieht das Schicksal

unserem Vergnügen zu, bis es glaubt, daß wir wieder eine Portion Ärger und Mühsal vertragen können. Gegen Mittag wirft uns der Frost aus dem Schlitten. Die Füße hängen wie Eisklumpen, der ganze Körper scheint langsam zu vereisen. Noch vierundzwanzig Stunden abwechselnd im Schlitten und durch den Schnee hinkend, erreichen wir die Kreisstadt Soli=galitsch. Tief, tief im Schnee versunken liegt das Städtchen, von schwarzen Wäldern umsäumt. Wir sind ganz aufgeregt in Erwartung der Kameraden. In mir löst sich etwas Starres, eine Ahnung, als würde ich wieder etwas Mensch sein, etwas Ruhe in mich kommen.

Im Lager

Das Lager ist kein Lager, sondern ein weißes Stein=haus, unten Mannschaften, oben Offiziere. Eine Treppe führt in einen Vorraum, in dem — es ist wie Heimkehr — deutsche Mützen und Mäntel hängen. Wir legen unsere Pelze ab, schüchtern wie Kinder vor der Weihnachtsbescherung. Eine Tür geht auf. Ein sehr langer Herr mit sehr langen Schritten kommt dröhnend auf mich zu, begrüßt mich lebhaft. Leise, leise — es soll doch Weihnachten sein! Dann kommt noch ein älterer Herr, ein deutscher Major, beide führen uns in das Zimmer. An einem langen Tisch sitzen vierunddreißig Herren: sechs Deutsche, die anderen Österreicher und Ungarn. Ich werde vorgestellt und auf einen Stuhl gedrückt. Ein Trommelfeuer von Fragen geht los: „Wo, wann gefangen, auf welcher Front, wie steht es in Polen, in Galizien, im Westen, in Italien, auf dem Balkan, zur See?" So geht es, ich antworte jedem und schiebe dabei einen großen Löffel Gulasch in den Mund. Brr — der ganze Mund brennt wie Feuer. Ich schaue auf den Teller, auf dem etwas Rotes herum=schwimmt. Die Ungarn lachen und sagen: „Paprika". Ich kann sie heute noch nicht essen, diese ungarische Paprika.

Nachher ist Besichtigung. Außer dem geräumigen Speisezimmer ist da ein deutsches Zimmer, ein Ungarn=zimmer, ein kleines für vier Österreicher und das

„Flüsterzimmer". An der Tür ist ein Zettel: „Achtung, Flüsterzimmer." In diesem Zimmer wird nur leise gesprochen, leise geatmet, leise geschnarcht — nur abends vor dem Schlafengehen ist Krach, aber dann ordentlich. Dort hat mir der lange Herr ein Bett neben dem seinen aufschlagen lassen. Ich müßte unbedingt zu ihm, das verlangt der Korpsgeist, wir sind beide Kavalleristen, beide Dragoner und er außerdem der einzige Deutsche im Flüsterzimmer. Mein Pilot befreundet sich schnell mit einem kleinen Herrn mit feuerrotem Bart, den sie „Barbarossa" nennen, und verschwindet mit ihm und einem Assessor mit einer großen Glatze im deutschen Zimmer. Ehe wir noch dran denken können, sind wir untergebracht. Auf einem Strohsack, den gerade zwei Burschen hereingeschleppt haben — wir haben auch Burschen, merkwürdig, was es hier alles gibt —, liegt saubere Wäsche. Die stammt vom langen Dragoner, ist natürlich viel zu groß, aber sauber, so sauber und ohne Läuse. Ein Ungar erscheint mit einem Handtuch über dem Arm, bringt mich in sein Zimmer, in dem mehrere Waschschüsseln mit warmem Wasser stehen. In zehn Minuten bin ich abgeseift und sitze in der frischen Wäsche vor einem Handspiegel. Ein Herr rasiert mich. Jetzt bin ich nach über vier Wochen wieder sauber, wieder deutsch. Während ich mich anziehe, wird mit einem Zentimetermaß an mir herumgemessen, Wäschemaße für die deutschen Damen. Donnerwetter, deutsche Damen — was es hier alles gibt in diesem verschneiten Nest hundert Werst von der Bahn.

Dann gehe ich zur „Jause". Der lange Dragoner gibt mir eine Begrüßungsjause. Ich bin ganz weg. Ehe ich mir noch recht ein Bild gemacht habe, bin ich eingerichtet worden. Bald bin ich mit allem bekannt: den Kameraden, der Hausordnung, den Verpflegungsverhältnissen, dem geselligen Leben, dem Blick auf den Marktplatz, dem halbstündigen Gang auf dem winzigen Hof.

Das Komischste ist die Badeanstalt. Ein kleines Blockhaus mit einem Zimmer, aber wir nennen es großartig „Badeanstalt". Bei uns muß der Name eben vieles ersetzen. Nirgends besteht das Leben so aus Illusionen, Phantasien, Namen — wie in Gefangenschaft. Das Bad ist eine putzige Sache. In einem winzigen, eiskalten Vorraum zieht man sich aus und spaziert durch eine Filztür in einen fast finsteren Raum. Hier ist ein Ofen und zwei große Kübel mit kaltem und warmem Wasser, dazu mehrere kleine Bottiche. In einer Hitzewelle, die der Ofen, untermischt mit Rauch, in das Zimmer pustet, stehen krebsrote, nackte Gestalten, die mit Wasser und Seife eifrig hantieren.

Ich kann nur auf den Knien durch die Tür hineinkriechen, weil die Hitze mich im Stehen umwirft. Das macht den Herren großen Spaß, wenn ich so zwischen den Kübeln herumkrieche und nach Luft schnappe.

Der Marktplatz ist unser Potsdamer Platz, unsere große Welt. Wir hauchen uns Gucklöcher in die Eisblumen der Fenster und schauen wie neugierige Kinder in das Getriebe. Kolossal, was es da alles gibt. Mehrere Buden mit Kaufständen, Holzschlitten mit vereisten

Pferden, dick verpackte Marktweiber in großen Filzstiefeln, zwei Schutzleute, halbe Ochsen, die gefroren im Schnee liegen. Am Sonntag ist etwas ganz Besonderes —, da fahren wir Karussell. Draußen steht nämlich auch ein Karussell mitten im Schnee und dreht sich erst langsam, dann immer toller. Eine quietschende Orgel dröhnt ihre Lieder. Wir hören sie oben — es sind manche deutsche Stücke darunter. Die Russen hocken in ihren dicken Schafpelzen auf den Holzpferdchen, haben rote Gesichter vor Vergnügen und Kälte und sausen so lange herum, bis uns oben ganz schwindlig wird.

Die ersten Nächte sind fürchterlich. Heimweh ist eine schlimme Krankheit, die alles zernagt, einen langsam auflöst. Diese Krankheit hatte ich die ersten Wochen im Lager. Nirgends kann man eine Minute allein sein, überall stößt man auf jemand, der einen etwas fragt, einen ansieht. Überall trifft man auf Menschen in den engen Räumen und möchte doch allein sein, ganz allein liegen draußen im Schnee mit dem Heimweh. Die Nächte sind eine Erholung. Da schläft man nicht, hockt stundenlang auf dem Bettrande, starrt über die Schläfer hinweg große Löcher ins Leere. Dann schleicht man ins Eßzimmer, schaut über den Platz, auf dem im Mondschein das Karussell schläft — nach Westen. Die Gedanken wandern über die stillen Wälder, irren durch Deutschland, bis sie in einem Zimmer an einem Bett sind. Dann ist die Sehnsucht da, die zerrt und saugt.

Wenn der Polizist im Morgengrauen über den Platz geht, schleiche ich ins Bett und schlafe. So gehen

die ersten Nächte, die ersten Wochen, bis das Heimwehfieber in mir alles ausgelöscht, verwischt hat. Unter der Erinnerung ist wieder ein dicker Strich. Einige Tage quäle ich mich noch nach Gesichtern, Augen, Stimmen — es sind immer die falschen. Dann gebe ich es auf, schlafe wieder in den Nächten, verdöse die Tage.

Stundenlang fahre ich jetzt täglich mit dem Finger über eine Wandkarte von Rußland und suche Wege nach Hause. Es muß gehen, wird gehen; wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Die Herren lachen, wenn sie das hören. „Unmöglich," heißt es, „auf den zwei einzigen Wegen zur Bahn werden Sie sofort gehoppt, wenn Sie nicht von den Wölfen gefressen werden oder erfrieren". Ich rede nicht mehr davon und lerne Russisch, Petroff, eine schlechte Grammatik, aber es ist keine andere da. Wenn ich sechs Stunden gebüffelt habe, daß mir ganz schwindlig ist, habe ich eine halbe Stunde wirklich gelernt. So matsch bin ich, so auseinander. Ich lerne auch Vokabeln, zwanzig täglich, und behalte zwei.

Langsam rückt Weihnachten heran; die Herren sind ganz still geworden, noch stiller als sonst, auch die lauten. Sie laufen alle herum, als suchen sie etwas, das sie nicht finden können.

Ich denke viel an Weihnachten 1914 im Felde. Da saß ich in Frankreich in meinem Quartier allein vor dem Kamin, trank Rotwein und war mit den Gedanken zu Hause.

Der Heilige Abend ist da. Wir haben uns alle gefürchtet, aber er kam doch. Einige Herren versuchen

Stimmung zu machen. Es gelingt nicht und wirkt lächerlich.

Wir haben einen Weihnachtsbaum, eine große, schlanke Tanne mit weißen Lichtern. Die Lampen sind ausgelöscht. Die weißen Kerzen strahlen, strahlen viel zu hell für unser Weihnachten. Wir sehen alle aneinander vorbei in den Baum und suchen dort jeder, wen er Liebes hat zu Hause. Über bleiche, harte, kampferprobte Männergesichter läuft ein Zucken. Es ist aus mit der Beherrschung, die Lichter, das deutsche Weihnachten wühlen alles herauf, was weich ist im Menschen. Neben mir in braunen Jungensaugen, die zu früh alt werden mußten, glitzert es feucht, auch in anderen Männeraugen. Oder ist es nur der Widerschein der Kerzen? Dürfen Männer weinen?

Zwanzig Tage nach Sibirien

Ende Januar ist unser stilles Lager in großer Aufregung. Kleine Auswandererkoffer, wie man sie bei galizischen Juden und Sachsengängern sieht, werden gepackt, Pakete geschnürt, Matratzen und Decken gerollt. Das Flüsterzimmer ist der reine Gepäckraum, man fällt in offene Wäschekörbe, stolpert über Geschirr und Teekessel, auseinandergenommene Holzbetten und Schemel. Gott sei Dank besitze ich nicht viel, kein Bett, keinen Stuhl, kein Geschirr. Nur einen ausgeleerten Strohsack, zwei Hemden und Unterhosen, die mir die deutschen Damen in der Stadt genäht haben. Während die anderen packen, aufgeregt durcheinanderwirbeln und -schreien, sitze ich am Fenster nach dem Marktplatz und freue mich meines geringen Besitzes.

Wohin es geht, weiß kein Mensch. Eins aber wissen wir: nach Sibirien. Sibirien ist groß, ist unbekannt, eine große, öde Fläche, auf der wenige Dörfer und Städte ausgestreut sind, und in diesen Städten wohnt angeblich die verbannte russische Intelligenz. Eine einzige Bahn müht sich, in vierzehn Tagen Asien zu durchqueren, bis nach Wladiwostok, wo die kleinen gelben Japsen anfangen. Auf dieser Bahn sollen wir fahren, immerzu fahren, bis der Zug irgendwo hält; so ohne Ziel losgondeln, famos. Da gibt es sicher Überraschungen und Enttäuschungen, das haben wir

von der Langeweile des Lagerlebens Ausgehöhlten gerade nötig.

Am Abend ist alles gepackt, wohlverschnürt für die weite Reise ins Ungewisse. Auf den Koffern sitzend, stellen wir Berechnungen an mit X-Unbekannten. Die Optimisten haben schon einen Waggon zweiter Klasse, verteilen die Betten: der oben, der unten. Die Burschen schleppen einen großen Korb herein mit Reiseproviant für vierzehn Tage. Den haben uns die Damen der deutschen Zivilgefangenen geschickt. Tagelang haben sie gekocht, gebraten, gebacken, wollen hier ein Letztes tun für die deutschen Kämpfer, da sie es zu Hause nicht können. Wir kennen diese mütterlichen Freundinnen nicht, die uns im fremden Lande unser Gefangenendasein mit so vielem erhellt haben. Nur eine haben wir gesehen, konnten ihr durch die vereisten Scheiben einen Dank zunicken, wenn sie am Karussell vorbeiging und verstohlen heraufsah. Neben ihr trippelten zwei kleine Mädchen durch den Schnee, die rasch knicksten und mit den Patschhänden Grüße winkten.

Es ist ganz dunkel, die Lampen liegen verpackt in den Körben. Wie Bienensummen schwirren unsere Stimmen im dunklen Zimmer. Morgen soll es losgehen. Der lange Dragoner kommt ganz aufgeregt hereingestürzt. Von der Kommandantur ist die Nachricht eingelaufen, daß wir morgen nicht fahren, ganz unbestimmt wann, ungewiß, ob überhaupt.

Unter Fluchen und Schimpfen werden die Koffer geöffnet, die Betten zusammengeschlagen, Geschirr geht kaputt. Noch zweimal ist dasselbe Theater: Einpacken,

auspacken und wieder einpacken. Die Damen schicken wieder Reiseproviant. Eines Abends sitzt wieder alles auf gepackten Koffern, zum drittenmal. Da erscheint der „woinski natschalnik“, der Ortskommandant, und verteilt Reisegelder, anderthalb Rubel täglich für jeden Herrn auf zwei Wochen. Es scheint wirklich Ernst zu werden. Der lange Dragoner, der unser Dolmetscher ist, begleitet den „woinski natschalnik“ bis zur Treppe, dann kommt er wieder und macht ein geheimnisvolles Gesicht. Einige Minuten schweigt er und grinst vor sich hin. So macht er es immer, wenn er Neuigkeiten hat, und kann sich's leisten, wirklich; er hat immer als erster die Neuigkeiten, nur stimmen sie meistens nicht. Wir platzen vor Spannung, wollen wir doch jeder von hier aus unsere neue Adresse nach Hause schreiben. Endlich bequemt sich der Lange: „Wir fahren nach X.“

Jetzt geht es los. Jeder weiß genau, wo X. liegt. Die Optimisten malen in grellen Farben, die Pessimisten schweigen verächtlich und möchten doch gerne an Gutes glauben.

Um sechs Uhr früh stehen wir im Schnee, in Pelze und Tücher eingewickelt. Vor dem Hause halten zehn Bauernschlitten mit kleinen Pferden. Vier Herren haben einen Schlitten. Gepäck wird verladen, die Kochtöpfe und Eimer werden auf alle Schlitten verteilt, und dann geht es los. Am letzten Hause vor der Stadt stehen unsere Freunde, um uns einen Abschiedsgruß zuzurufen. Dann nimmt uns der Wald auf, durch den wir bis zum Abend marschieren oder fahren. Vier Tage lang. Dann kommt die Bahn. Nach Monaten

4*

sehen wir wieder einen Zug. In einen Wagen dritter Klasse kommt bald Ordnung hinein. Auf den aufgeschlagenen Bänken, in zwei Etagen übereinander, verstauen wir uns. Es ist ganz gemütlich, etwas eng, etwas dunkel. Das dritte Glockenzeichen hallt durch die Winterluft. Wir fahren.

Der lange Dragoner ist Mädchen für alles: Dolmetsch, besorgt Verpflegung, kommandiert die Wache. Die Russen haben Respekt vor seiner Länge, seinen riesigen Händen. Wenn er nervös ist, zwinkert er mit den Augen; dann sind die Wachleute ganz kusch. Jeden Tag steht er um vier Uhr auf, kauft in einer Station „bulki" (Weißbrote) und kriecht wieder auf seine Matratze.

Da ist ein Wachmann, ein guter Kerl. Er schimpft auf alles Russische, lobt alles Deutsche, eine schnurrige Marke. Er will nach Berlin mit mir nach dem Kriege. Wir nennen ihn daher „Berliner". Wenn man ihn fragt, wie er heißt, sagt er: „Berliner". Er tut alles, für mich besonders. Ich treibe Russisch mit ihm, es geht schon ganz gut. Der Lange, der eifersüchtig ist auf seine Dolmetscherkünste, verfolgt mißtrauisch meine Sprachfortschritte.

Mit dem Zuge rollen die Tage. Plötzlich großes Geschrei: „Asien, Asien!" Alles drängt aufgeregt an die vereisten Fenster. Als ob etwas zu sehen wäre! Eine Steinpyramide huscht vorbei, und wir sind in Asien. Den Ural, auf den wir sehr neugierig sind, der viele landschaftliche Schönheiten haben soll, passieren wir in der Nacht. Wir sind enttäuscht. Vielleicht wären

wir es anders auch. Sibirien! Es liegt etwas im Klang des Wortes von Grenzenlosigkeit, Öde, Kälte — ich weiß nicht was. Jedenfalls ist es nicht das, wie es in Büchern steht, vielleicht ist es ein großer, verschneiter Kirchhof mit Stationen als Grabsteinen. Aber das ist es auch nicht.

Irgendwo werden wir umquartiert in einen Wagen vierter Klasse. Hier in Sibirien ist alles: irgendwo. Die Entfernungen so groß, die Namen der winzigen, verschneiten Häuser, die sich fröstelnd um eine Zwiebelkirche zu einem Ort drängen, so belanglos, daß „irgendwo" die einzige Bezeichnung ist.

Der Wagen vierter ist klein, schmutzig, hat drei Etagen, Türen, die nicht schließen, und Öfen, die nicht heizen. Das tut alles nichts, haben wir doch zu essen, sind unter Kameraden, der „Berliner" ist auch da. Mir ist, als hätte ich immer in so einem Wagen gelebt, geschlafen, gegessen, geraucht, etwas belangloses Zeug geredet, sonst nichts, wirklich nichts. Ich glaube, der Mensch ist ganz glücklich, wenn er ganz stumpf ist, ganz leer und wunschlos.

Irgendwo wachsen schwarze Schienenstränge aus dem Schnee, Dutzende. Der Zug hält vor einem großen Bahnhof. Einige Kilometer vom Bahnhof ist eine große Stadt (in Sibirien sind alle Städte einige Kilometer von der Bahn entfernt), das merkt man an den vielen, lächerlich kleinen Schlittendroschken. Wie Spielzeug stehen die winzigen, schwarz lackierten Schachteln im Schnee. Auf dem Bock sitzt regungslos ein Pelzpaket, der Kutscher. Die Nähe der Stadt erweckt

unnütze Wünsche, die doch nicht erfüllbar sind. Ganz in Pelze versunkene „barischni" (Fräuleins) sind auf dem Bahnhof; neugierig schauen froströte Nasen und schnippische Augen aus dem Pelzwerk auf uns.

In einer Baracke sollen wir untersucht werden. Keine Leibesvisitation nach versteckten Revolvern und Geld, nein, diesmal nicht. Man traut uns schreckliche Krankheiten zu, Einschleppung von Seuchen. Bald sitzen wir in der Bahnhofsambulanz, jeder ein Fieberthermometer unterm Arm. Alle schauen neugierig auf das steigende Quecksilber. Es ist niemand krank, aber das Fieberthermometer übt eine allgemeine Suggestion aus, einige Herren fühlen sich, nachdem sie lange das Thermometer angestarrt haben, plötzlich krank, so krank, daß sie in ein Spital wollen. Es wäre auch geradezu schrecklich, in einem Wagen vierter Klasse zu sterben, lieber doch in der Stadt, wo die kleinen, pelzversunkenen „barischni" sind.

Die Russen teilen die Ansicht dieser Herren nicht, schicken uns in unsern Wagen, in den Enttäuschung und Schadenfreude einzieht.

Der große Kasten mit den vereisten Fenstern rollt noch einige Tage. Der kurze Aufenthalt in der Stadt hat einige Herren aus ihrem Gefangenenstumpfsinn geweckt. Sie wollen fliehen, aus dem Zuge springen. Wo, wissen sie nicht, wie, auch nicht. Geld ist keins da, irgendwie wird es schon gehen, „biet'scheen". Ob ich mitmache? „Nein, so ins Blaue hinein, nein, danke." Ich habe andere Pläne, die vielleicht auch mal reif werden. Ein Herr in Soligalitsch hat Briefe von mir

an meine Verwandten in die Ostseeprovinzen befördert. Ich erwarte Geld, Pässe — vielleicht schickt man mir einen Agenten, der mich einfach mitnimmt. Heraus komme ich aus diesem verfluchten Lande. Es muß gelingen.

Der Zug rollt in X. ein, die Rüttelei im dunklen Kasten, sechzehn Tage lang, hat ein Ende. Wir sind in X., mitten in Sibirien, im Herzen Sibiriens. Jemand sagt, daß der Zeitunterschied von hier und Berlin sechs Stunden ist. Mich interessiert mehr, wieviel tausend Kilometer ich zurücklaufen muß.

Der Lange tobt um ein paar Miniaturschlitten herum, flucht auf die Kutscher, die unverschämte Preise für Beförderung unseres Gepäcks verlangen. Der „Berliner" ist tieftraurig, weil er nun von den deutschen Herren fort muß.

Fluchtvorbereitungen

Ich lerne Russisch, wirklich, es geht, langsam, ganz langsam. Der Wortschatz wächst, der Satzbau wird verständlich. Ich konjugiere, dekliniere — alles aus der schlechtesten Grammatik, die wohl je verfaßt worden ist. Tagelang, wochenlang büffle ich mit zugehaltenen Ohren, um nicht von den fünf anderen Zimmerherren gestört zu werden. Stundenlang schneide ich Aufsätze und Berichte aus russischen Zeitungen aus, klebe sie in ein Heft, ziehe die Vokabeln heraus und ärgere mich am nächsten Tage, wenn ich die Hälfte, oft alle vergessen habe. Mein Gedächtnis hat beim Absturz gelitten. Es ist ein mühsames Ringen mit Worten, Vokabeln, die ein Deutscher selten richtig aussprechen lernt. Mir hilft die Erinnerung der Kindertage, in denen ich Russisch gehört habe. Der Klang ist noch da. Irgendwo sitzt er im Gehirn und läßt sich langsam hervorlocken. Ich verfalle auf eine neue Methode, stehe stundenlang auf dem Hof bei einem Posten und führe tiefsinnige Gespräche. Oft sitze ich ein paar Schritte von ihm, weil er nicht mit uns sprechen darf — und schwatze. Dann treibe ich russische Geographie mit schlechten Karten. Ich bin bald in ganz Rußland zu Hause. Mit der Bahn kann ich auf allen Linien im Schlaf fahren und umsteigen.

Ostern nähert sich, der Schnee schmilzt, steht noch einige Tage im nassen, knöcheltiefen Schlamm herum und plätschert in tiefen Bächen dem Fluß zu. Über

Nacht wird es grün und warm, man kann das Grün wachsen sehen. Der Frühling in Sibirien dauert nur die Tauperiode. Eigentlich gibt es keinen Frühling, der Sommer springt aus einer lauen Nacht, und gleich fängt alles zu kochen an.

Der Lagerkommandant — ein liebenswürdiger, freundlicher Mensch — bringt eines Tages die Nachricht, daß von jetzt ab fünf Herren in die evangelische Kirche gehen dürfen. Ich setze viel Hoffnung auf die Kirche, kann dort Balten treffen, kurz, vielleicht läßt sich etwas einfädeln.

In der kleinen Kirche ist es wie in Deutschland. Wir sind andächtig, wirklich andächtig, denn es wird deutsch gesungen, deutsch gepredigt, die russischen Wachleute stehen hinten und stören nicht. Zu sprechen wagen wir mit niemand, weil anzunehmen ist, daß ein Polizeispitzel den Gottesdienst überwacht.

Auf dem Chor singt eine helle Stimme. Ein Kamerad gibt mir einen Rippenstoß und weist mit dem Kopf nach hinten. Ich schaue hinauf. Eine Dame neigt leicht den Kopf, kaum merklich. Ich sehe noch mehrere Male hinauf. Immer wieder das unmerkliche Nicken, eigentlich nur ein Gruß mit den Augen. Aha — denke ich — die Anknüpfung.

Beim Hinausgehen steht die Dame am Ausgang. Im Vorbeigehen sage ich zu einem Kameraden: „Ich bin Balte, sind wir Landsleute?“ Ein Nicken, ein leises „Ja!“ ist die Antwort.

Die nächste Woche schleicht unendlich langsam, läßt sich mit allen Vokabeln nicht totbüffeln. Am Sonnabend

schreibe ich einen Brief an die Landsmännin, mit der Bitte, beigefügten Brief abzusenden und sich bei den angegebenen Adressen nach meinem Vater zu erkundigen, der, wenn er nicht aus Dorpat verschickt ist, mir am besten helfen könnte. Der Sonntag kommt, und diesmal sitzen wir dicht beieinander. Ich spreche nicht, zeige nur meinen Brief. Sie nickt. Beim Hinausgehen kommt es darauf an, schnell und unbemerkt den Brief in ihre Hand zu spielen. Schnelligkeit ist alles. Wieder steht sie in der Tür, einen großen Muff in der Hand. Blitzschnell will ich den Brief in den Muff schieben, da — — meine Hand bleibt in der Luft stehen. Sie hat den Muff zurückgezogen. Bin ich unvorsichtig gewesen? Wir müssen vorüber.

Am nächsten Sonntag werde ich den Brief los. Der Muff hält still. Den folgenden Gottesdienst überspringe ich, um nicht aufzufallen. Es kann ja auch noch keine Antwort da sein. Die Herren ahnen nicht, was ich in der Kirche angesponnen habe, nur einen weihe ich ein, den kleinen Dragoner „Kümmel".

Das nächstemal gehen meine unbekannte Freundin und ich zusammen die Treppe hinunter. Ich halte meine Pelzmütze in der Hand, damit sie den Brief, der in ihren Fingern schimmert, hineinwirft. Sie tut es nicht — wir stehen zu frei —, sagt aber rasch: „Ihr Vater geflohen, augenblicklich in Japan." Menschen schieben sich zwischen uns.

Vater geflohen, in Japan! Das ist die erste Nachricht von ihm seit Kriegsausbruch.

Ostersonntag ist da, ein schönes, sonniges Ostern

mit Kätzchen und Grün. Ich habe mich nicht verrechnet, die Kirche ist gesteckt voll, die Menschen stehen bis auf die Straße. Eine Aufsicht ist nicht möglich, außerdem habe ich einen Zivilmantel an, der mit hochgeschlagenem Kragen die Uniform verdeckt. Platz suchend dränge ich mich durch die Menge dem Ausgang zu, komme unbemerkt an den Posten in der Tür vorbei. Ein paar Sätze, und ich bin oben auf dem Chor. Auch hier dicht gedrängt Menschen. Am Harmonium steht die Dame mit einer anderen, anscheinend ihrer Schwester. Hier oben ist kein Militär, nur Zivil, meist Frauen. Heute muß ich viel schaffen. Meine Landsmännin reicht mir ein Gesangbuch, ich schlage es auf und finde einen Brief, den ich in den Ärmel rutschen lasse und später in die Tasche. Wir singen, singen ganz laut. Frage und Antwort singen wir uns zu. Im Choral huscht das Schicksal meines Vaters vorbei. Es ist Geld angekommen, das die Damen vorläufig aufheben. Meine Verwandten sind sehr vorsichtig, sie haben anscheinend nicht verstanden, was ich in meinem Brief mit den Beschreibungen und versteckten Anspielungen sagen will.

Das Lied ist aus. Ich klappe das Gesangbuch zu. In ihm liegt ein ausführlicher Brief über meine Fluchtpläne, mit Fragen über Pässe, Bahnen und anderes.

Während des nächsten Chorals unterhalten wir uns schon dreister. Plötzlich zittert das Buch. Ich schaue auf. Meine Landsmännin ist etwas bleich. Über ihre Schulter beugt sich ein russischer Offizier. Ich spüre die Stille meines Herzens, das ausgesetzt hat. Ein krampf-

haftes Beherrschen, dann singe ich ruhig weiter. Der Offizier hat nichts gemerkt.

Zu Hause lese ich den Brief. In ihm steht viel von Vorsicht — noch wissen sie ja gar nicht, daß ich fliehen will —, und daß vom nächsten Sonntag an bis zum Herbst die Kirche geschlossen ist. Verdammt, ich halte ja erst einige Fäden in der Hand, die Hauptsache soll erst losgehen! Die Fäden werden doch nicht jetzt abreißen, jetzt, wo die Sache in Gang kommt?

Einmal kann ich noch handeln, die Russen wissen anscheinend nichts von der Unterbrechung des Gottesdienstes. Am Sonntag überrede ich den Wachthabenden, mich und noch einen Herrn in den Gottesdienst zu lassen.

Vor der geschlossenen Kirchentür erklären die Soldaten, daß wir umkehren müssen. Ich rüttle an der Tür und lasse einen Handschuh fallen. Beim Aufheben lege ich einen kleingefalteten Brief in grauem Papier auf die oberste Stufe, daneben ein Fünfkopekenstück. Das Papier hebt sich kaum von dem grauen Sandstein ab. Nur wer weiß, daß da ein Brief liegt, kann ihn finden oder der Zufall. Mit Zufällen muß man rechnen. Der Brief hat weder Adresse noch Unterschrift, das Geldstück hat seinen besonderen Zweck. Es ist mir aufgefallen, daß fromme Leute Almosen vor die Kirchentür legen. Warum ich nicht? Ein anderes Geldstück lag schon da. So, nun gilt es, die Posten hinzuhalten, bis eine der Damen kommt. Ich habe das sichere Gefühl, daß jemand kommen wird.

Ich sage der Wache, daß wir zu früh gekommen

sind und ich im Pastorhaus anfragen will, wann der Gottesdienst beginnt. Die Kerle gehen auf meinen Vorschlag ein. Während wir um den Kirchgarten biegen, kommt uns eine der Damen entgegen, mit zwei Kindern. Die Kinder sind eine gute Deckung. Famos, heute habe ich Dusel.

Die Posten sind wie vernagelt, mit Blindheit geschlagen. Sie bleiben ruhig an der Gartenpforte stehen und lassen mich allein. Ich gehe um das Haus, dem Kücheneingang zu. Hier treffe ich ein Dienstmädchen. Ehe ich noch den Mund öffne, sagt sie: „Gottchen, Herr Volck, wo kommen Sie her?" W—was? Äfft mich ein Spuk? Mitten in Sibirien nennt mich ein Dienstmädchen beim Namen. Ich muß ein sehr dummes Gesicht gemacht haben. Sie lacht. — „Zum Teufel, kennen Sie mich denn?" „Natürlich," sagt sie, „ich war doch Kindermädchen bei Ihnen in Dorpat, ich bin doch die Mila". Donnerwetter, hat die ein Gedächtnis! Langsam kommt mir eine blasse Erinnerung. Richtig, ich hatte ja mal eine Estin als Kindermädchen. Die Mila — natürlich. Damals war ich acht Jahre alt.

Dann erzählt sie, wie es in Dorpat aussieht, der alten Heimat. Sie ist lange nicht dagewesen, fährt aber übermorgen hin, hat schon Paß und Billet. Famos, famos — schnurriger Tag heute. Ich trage ihr an verschiedene Adressen Grüße auf. „Man soll alles tun, was ich schreibe, verstanden?" „Gut, gut, Herr Volck, werde alles ausrichten. Wie groß Sie geworden sind und deutscher Offizier." „Jawohl, und Flieger."

„Hu," sagt sie und sieht mich groß an. So plaudernd steigen wir die Treppe hinauf in die Küche.

Plötzlich geht meine Landsmännin hastig an mir vorbei, drückt mir ein Päckchen in die Hand und steigt die Treppe hinunter. Ich kann ihr gerade noch zurufen: „Auf der obersten Kirchentürstufe liegt ein Brief in grauem Papier." Dann ist sie fort mit den Kindern, die sie ängstlich hinter sich herzieht. Wie weggewischt. Wie ist sie nur hierher gekommen? Wahrscheinlich durch den Haupteingang und durch die Küche heraus, um mich hier zu treffen.

Inzwischen kommt ein Dienstmädchen, das ich frage, ob der Herr Pastor zu sprechen ist. Nach einigen Augenblicken ist sie wieder da: „Der Herr Pastor lassen bitten."

Ich stehe einem älteren Herrn gegenüber, stelle mich vor. „Wie, bitte," fragt er, „Volck?" „Jawohl, Volck aus Dorpat." Statt einer Antwort faßt er mich unter dem Arm, führt mich in sein Arbeitszimmer vor eine Photographie. „Ist das Ihr Großvater Professor Volck?" Ich starre das Bild an. Großvaters Bild hier in Sibirien? Es gehen Gespenster um am hellen Tage, erst die Mila, jetzt Großvater! Wir setzen uns. Der Pastor ist ein Schüler meines Großvaters.

Ich sage nichts von meinen Plänen, das hat Zeit für später, erkundige mich nur, wann der Gottesdienst im Herbst wieder beginnt, und gehe.

Die Wachleute trollen mit uns nach Hause. Von weitem sehe ich die Dame, die meinen grauen Brief fallen läßt. Sie hat ihn also, gut. Das war mal ein

Glückstag! Wie im Marionettentheater sind wir vom Schicksal hin- und hergeschoben worden, damit alles klappte. Bestellt hätte es nicht besser gehen können.

Im Brief ist Geld von meinen Verwandten, mehrere hundert Rubel. Die Damen wollen jeden Sonntag um zehn Uhr einen Spaziergang um die Kirche herum machen, eine Stunde lang, bis ich komme. Außerdem werden sie jeden zweiten Tag zwischen ein und drei Uhr mit den Kindern an unserem Hause vorübergehen. Vielleicht ist eine Verständigung möglich?

Das wird schwer gehen. Die Fenster nach der Straße dürfen nicht geöffnet werden, am Hoftor zu stehen, ist verboten. Nach langem Grübeln kommt mir eine Idee: Wenn wir nicht sprechen können, können die Damen doch lesen. Das ist zwar einseitig, aber immerhin besser als nichts. Umsonst sollen sie nicht den weiten Weg machen.

Ich richte einen Meldedienst ein. Der Herr, der am letzten Fenster im großen Zimmer wohnt, kann die Straße nach der Stadt zu übersehen, ein anderer, am ersten der vier Fenster, übersieht einen Teil des Weges nach dem Walde. Wir legen noch Handspiegel in die Fenster und vergrößern so das Gesichtsfeld.

Einige Male ist blinder Alarm, weil ein Herr die Damen nicht kennt. Eines Tages kommt „Barbarossa" angestürzt. Die Damen sind eben vorbeigegangen. Ich stelle mich ans erste Fenster. Die Damen erscheinen im Spiegel, und nun drücke ich einen großen weißen Bogen an die Scheiben. Ob sie die riesigen schwarzen Buch-

staben lesen können? „Sonntag Kirche, Geld Dorpat.“ Sie gehen langsam vorbei, nicken und lachen.

Am Sonntag gelingt es mir wieder, einen Posten vor die verschlossene Kirchentür zu schleppen. Unscheinbar, nur für mich erkennbar, grau wie der Stein, liegt da ein Brief auf der obersten Stufe, den ich mit einem anderen vertausche.

So geht es noch einige Sonntage, das Spiel mit den Kirchenstufen und das am Fenster. Immer mehr Fäden bekomme ich in die Hand, das allgemeine Bild einer Flucht nimmt schärfere Umrisse an. Geld von meinen Verwandten läuft bei den Damen ein. Wir bekommen eine andere Wache. Der Unteroffizier ist anständig und erlaubt uns bei dem schönen Wetter, vor dem Hoftor zu stehen. Wenn die Damen langsam vorbeigehen, erzähle ich einem Kameraden laut, was ich mitteilen möchte. Die Damen sprechen natürlich nicht: Russisch versteht der Posten, und Deutsch würde auffallen. Das nächstemal muß ich unbedingt einen Brief abgeben, mit den letzten Fragen. Aber wie? Den Damen das graue Papier vor die Füße werfen, wenn der Posten nicht hinsieht? Aber wenn er hinsieht? Teufel, das geht nicht, so viel Vorsicht bin ich meinen Helferinnen schuldig.

Von weitem sehe ich den roten Sonnenschirm um die Ecke biegen. Ich habe noch keinen Ausweg gefunden. Ein Kamerad steht neben mir mit einem unserer kleinen Hunde auf dem Arm. Er will den Brief haben. Ich gebe ihm den Brief und bin sehr neugierig, wie er es machen wird. Mit dem Hund auf dem Arm stellt er

sich mitten auf den Bürgersteig, sieht die Damen scharf an und sagt zu, mir gewandt: „Achtung, Brief.“ Eine Dame geht auf ihn zu, streichelt den kleinen Hund und sagt auf Russisch: „Was für ein niedlicher Hund.“ Im selben Augenblick liegt schon der Brief im Sonnenschirm, der zusammengeklappt einen feinen Briefkasten abgibt. Im Hof übergibt mir der Herr ein Schreiben, das die Dame ihm in die Hand geschoben. Im Briefe ist eine Eisenbahnkarte und wichtige Nachrichten über Grenzbewachung, Paßkontrollen auf der Bahn und andere Auskünfte, die ich sonst nie erhalten hätte. Jetzt sind die Vorbereitungen fertig, Geld liegt genügend bei den Damen bereit. Bald kann es losgehen. Es gilt nur noch ein Versteck in der Stadt zu beschaffen, weil ein Verschwinden aus dem Lager zu früh bemerkt würde und der Bahntelegraph oder ein Bahnhofsspitzel mir einen bösen Streich spielen könnte. Die Damen können mich nicht verstecken, es geht beim besten Willen nicht, auch nicht in einem Verschlage unter der Treppe, wo Besen aufbewahrt werden.

Der Tunnel

Für die Außenwelt habe ich einen Agenten. Er tauscht beim Einkauf in den Läden Briefe mit den Damen, schmuggelt verbotene Gegenstände ins Lager, knüpft Geschäftsverbindungen an. Mein Agent kann alles, weiß alles, sieht alles. Die Russen vermuten nichts in ihm als einen einfachen deutschen Soldaten, der für seine Offiziere einkauft. Ich nenne ihn nur den „Grünen", auch in meiner Korrespondenz mit den Landsmänninnen heißt er so. Kurz, der Grüne. Seinen Infanterierock hat er mit allen Läusen an einen Nagel gehängt und ist stolz in eine grüne Reitende-Jäger-Uniform gestiegen. Ein Leutnant hat sie ihm geschenkt. Die Achselstücke mußte der Grüne natürlich abnehmen. Dafür besorgte ich ihm lederne Gamaschen.

Seit einigen Tagen dreht der Grüne an einem besonderen Film. Er hat ein paar Polen aufgestöbert, anscheinend Zivilgefangene, die in verschiedenen Geschäften zerstreut tätig sind. Das ist ein Klub, natürlich ein Klub. Was für ein Klub? frage ich den Grünen. Na, so ein Klub, der ausreißt, den Russen durch die Lappen geht, G. m. b. H. für Flucht. Aha, feine G. m. b. H. Ich bestelle ein paar Aktien.

Nach einigen Tagen steht der Grüne grinsend vor mir. Heute grinst er nach guten Nachrichten. „Herr Leutnant möchten mal zum Chef des Klubs kommen,

Nr. 36." „Nr. 36" ist der Name des G. m. b. H.-Leiters — seine Hausnummer. Er ist Friseur, weiter erfahre ich nichts.

Ich habe plötzlich einen hohlen Zahn, lasse mich von einem Wachmann auf dem Fahrdamm zu einem Zahnarzt treiben. Wir werden stets auf dem Fahrdamm getrieben, wie Vieh, der Bürgersteig ist zu vornehm für deutsche Stiefel. Der Zahnarzt findet nichts: „Nitschewo!" Ich sage ihm, daß dieser Zahn schmerzt, gerade dieser, daß ich eine Plombe haben muß. „Gut, der Herr will eine Plombe, warum nicht?" Mit einem Handbohrer macht er ein kleines Loch in den Zahn. Es schmerzt ordentlich. „Die Plombe bitte übermorgen," sagt er. Gut, das will ich gerade, erst das Loch, dann die Plombe — so oft kommt man nicht in die Stadt. Famose Unterhaltung, so ein gesunder Zahn, der plombiert werden muß. Man sieht andere Menschen, kann sich mit einem gebildeten Zahnarzt russisch unterhalten. Im Wartezimmer sind Zeitschriften, mit gemeinen Witzen, die meist aus englischen Blättern gepumpt sind. Dann sind da „barischni", die nach Patschuli riechen — kurz, ein Ausschnitt aus der großen Welt. Wirklich, sie existiert noch, ist noch ebenso dumm und boshaft wie früher.

Im Vorzimmer sitzt der Konvoi, der Wachmann, und schläft. Russische Wachleute schlafen sehr viel, im Dienst besonders gern. Famose Einrichtung, das Schlafen auf Posten.

Mir zuckt es ordentlich in den Beinen, an dem schnarchenden Kerl vorbeizuspazieren. Tür auf und

leise zugedrückt. Draußen findet sich das Weitere. Bei einer Flucht kommt es immer auf den Anfang an. Man muß dem Teufel den kleinen Finger geben, dann nimmt er schon die ganze Hand. Eigentlich hat man ja wirklich nur den ersten Schritt in der Gewalt. Das andere, das große Unbekannte, ist eine Mischung von Zufällen, Umständen und Glück.

Diesmal wird es nichts mit dem Anfang. Ich habe Uniform an und muß noch ein bißchen an den vielen Fäden knüpfen, die ich schon in den Händen habe.

Ich wecke also den Wachmann und sage ihm, daß er nähere Bekanntschaft mit dem Loch gemacht hätte, wenn ich die Gelegenheit benutzt hätte und verduftet wäre. Vielleicht hätte man ihn auch auf die „posizia“ (Front) geschickt.

Durch meine kleine Rede und scheinbare Anständigkeit ist der Konvoi gefügig. Ob ich noch spazierengehen möchte oder im „iswoschtschik“, einer Droschke, fahren oder gar eine — „Nein, danke, aber zum Friseur möchte ich.“

Der nächste Friseur in derselben Straße ist Nr. 36. Vor der Tür steht ein Mann, glatt rasiert. Er sieht mich scharf an, hebt drei Finger, dann sechs, aha, der Chef der G. m. b. H. Der Grüne hat ihm gesagt, daß ich in den nächsten Tagen komme. Ich nicke und gehe in den Laden. Es ist kein Kunde da.

Während ich eingeseift werde, sehe ich im Spiegel, wie Nr. 36 meinem Konvoi Zigaretten gibt und eine Zeitung. Der Ahnungslose verschwindet bald hinter der Zeitung.

Nr. 36 rasiert selbst. Er spricht russisch, beugt sich bei der Arbeit dicht an mein Ohr und geht ins Deutsche über. Typischer polnischer Akzent, vermutlich ein österreichischer Pole.

Ich bin noch nie so lange rasiert worden. Der Konvoi bleibt die ganze Zeit hinter seiner Zeitung versteckt. In kurzen Sätzen entwickelt der Unbekannte eine Reihe von Möglichkeiten. „Der Westen ist zu gefährlich, Sie können zu wenig Russisch.“

Der Unbekannte will bis übermorgen Näheres mitteilen. Er muß noch mit einem Paßfälscher verhandeln. Er will nichts für seine Bemühungen, nein, bewahre. Das macht mich stutzig. Wenn er direkt nichts nimmt, wird er indirekt versuchen, mich auszuziehen. Feste Preise, bitte. Er liefert, ich zahle.

Ich biete ihm zweihundert Rubel und beobachte scharf sein Gesicht im Spiegel. Natürlich, er wird sie nehmen, ganz sicher. Vorläufig sagt er nein.

Zwei Nächte kann ich kaum schlafen. Ein Schicksal ist über mir, voller Rätsel und Dunkelheiten. Ein hölzerner chinesischer Götze streckt mir im Traum die Zunge entgegen. Ich schlage nach der frechen Zunge. Schwapp macht das Maul und springt zu. Blöder Traum! China, China.

Die Plombe sitzt im gesunden Zahn. Jetzt wird er wohl bald krank sein.

Ich werde wieder eingeseift. Nr. 36 rasiert langsam und spricht deutsch. „Der Konvoi ist ein Idiot.“ „Was sprechen Sie da?“ „Polnisch,“ sage ich. Er

ist beruhigt und kümmert sich nicht weiter um unser deutsches Polnisch.

Ich bin geladen vor Neugierde, werde platzen, wenn wir nicht bald zur Sache kommen. Der Unbekannte kratzt mit seinem Messer jedes Härchen einzeln und redet.

Pässe brauchen Sie nicht. Heute in neun Tagen fährt ein Mann nach Wladiwostok mit Äpfeln. Er hat einen ganzen Waggon Äpfel für Wladiwostok. Sie werden im Waggon unter den Äpfeln versteckt. Die Fahrt dauert wahrscheinlich vierzehn Tage. In Wladiwostok müssen Sie weiter sehen, als Matrose oder Steward nach Amerika. Der Transport kostet dreihundert Rubel. Nächsten Sonntagabend zehn Uhr erwarte ich Sie an der Ecke des Zuchthauses. Puder gefällig?

Also unter Äpfeln als blinder Passagier nach Wladiwostok. Was weiter? Mit dem Apfelfuhrmann eine Streife durch Matrosenkneipen und Spelunken. Eine Fahrgelegenheit wird sich schon finden. Am besten zunächst nach China.

Zu Hause weihe ich „Kümmel" ein, den kleinen Dragoner mit dem Kopfschuß.[1] Er will unbedingt mit. Natürlich, zu zweien macht sich so eine Fahrt viel besser.

Am nächsten Tage wird gesägt und geklopft. „Kümmel" und ich bauen einen Tunnel. Über den Zaun mit Stacheldraht wird es kaum gelingen, aus dem

[1]) Der Parchimer Dragoner-Leutnant Karl Otto von Bülow.

Lager zu verduften, besonders nicht, seitdem die Posten nach der Flucht einiger Ungarn aus dem Ungarnlager verstärkt worden sind. Hundert Möglichkeiten habe ich theoretisch durchprobiert, einige auch praktisch. Neulich, in einer stockfinsteren Regennacht, bin ich auf dem Dach herumgerutscht. Die eine Seite des Hauses grenzt hart an den Nachbargarten. Der Sprung ist hoch, würde von den Posten gehört werden, die nicht weit voneinander an den Ecken dieser Hausseite stehen. Sie würden Alarm schießen, die Nachtwächter laufen zusammen, die Zuchthauswache, und mit einer ordentlichen Tracht Prügel im besten Falle, vielleicht auch mit verbogenen Knochen und einigen Lot Blei in den Rippen, nimmt die Reise über das Dach ein klägliches Ende. Außerdem stehen seit einiger Zeit Rekruten mit Magazingewehren auf Posten. Denen würde ein kleines Scheibenschießen besonderen Spaß machen. Das Dach ist aus Blech und knallt bei jedem Tritt. Hier oben ist ein Gelingen mehr als zweifelhaft, vielleicht gelingt es durch die Erde. Ein Tunnel ist der einzige Ausweg. In acht Tagen muß er fertig sein.

In einer Ecke des großen Zimmers ist eine kleine, fensterlose, leere Kammer. Durch eine Doppeltür kommt man in die Kammer. Zwischen den Türen hängen Mäntel und Kleider. Wer das Haus nicht kennt und sich den Grundriß von draußen nicht ansieht, muß glauben, daß es ein eingebauter Schrank ist, hinter dem weiter nichts steckt. Die Kleider hängen hinter der ersten Tür so geschickt, daß die zweite als solche nicht auffällt. Sie ist von den Kleidern fast ganz

verhängt. Die Wache wechselt jetzt jeden Tag. Während wir arbeiten, werden in einem Zimmer von vier Herren Laubsägearbeiten gemacht, um den Sägelärm zu erklären.

Nachdem ich Arbeitsstunde für die Laubsäger angesagt habe, verschwinde ich mit „Kümmel" und dem Grünen durch den Schrank. Ein Lichtstumpf gibt genügend Beleuchtung. Mit einem schmalen Fuchsschwanz, Messern und einem Millimeterbohrer bearbeiten wir den Fußboden. Keuchend liegen wir auf dem Bauch. Nach mehreren Stunden ist das Bohrloch durch den Fußboden durch. Es sind keine Bretter, sondern halb durchgeschnittene Balken, zwei Hände breit. Am Nachmittag ist das Bohrloch so weit, daß der Fuchsschwanz hineinfaßt.

Nun geht das Sägen los. Ein Heidenlärm. Die kleine Kammer dröhnt. Ganz leise hören wir das Laubsägen aus dem Nebenzimmer. Der Grüne beobachtet durch einen kleinen Spalt in der Wand den Posten, der einige Schritte entfernt steht. Mehrere Male unterbricht der Grüne die Arbeit. Der Posten kommt auf die Wand zu und horcht, durch ein Fenster sieht er die Herren bei ihrer Laubsägearbeit und geht.

Wir arbeiten angestrengt, der Schweiß rinnt in Strömen, die Säge glüht. Der Lichtstumpf qualmt und stinkt. Gegen Abend haben wir eine Seite in Schulterbreite durchgesägt.

Bis zum nächsten Mittag ist die andere Seite fertig. Wir heben die zwei Dielenbalken heraus. Unter uns — verdammt — quer durch unsere Falltür geht ein dicker

Balken. In sieben Tagen muß der Tunnel fertig sein. Axt her! „Kümmel" liegt auf dem Bauch und haut auf den Balken ein. Er hat eine Mordswut im Leibe. Die Späne fliegen, das ganze Haus dröhnt von den dumpfen, schweren Hieben.

Der Kleiderschrank wird aufgerissen. Ein Herr stürzt fast in das Loch. Aufhören, aufhören! Die Wache läuft zusammen.

Mit angehaltenem Atem warten wir eine Viertelstunde, eine halbe Stunde. Dann verschwindet der Grüne durch den Schrank, um die Lage zu erkunden. In fünf Minuten ist er wieder da. Es ist wieder reine Luft. Die Kerls haben alle Zimmer untersucht, unter die Betten gesehen, die zweite Axt aus der Küche weggenommen. Gut, daß sie uns nicht gezählt haben, schießt es mir durch den Kopf. Sie hätten uns sofort vermißt und doch nicht finden können. Das wäre ein Hauptspaß gewesen.

Jetzt gehe ich dem Vieh von Balken zu Leibe. Noch mehrere Male kommt durch den Schrank das Signal: Dicke Luft! Dann hocken wir hinter dem Schrank und verschnaufen. Der Schrank ist glänzend. Eine Geheimtür in einem alten Schloß kann nicht besser sein. Zweimal haben die Posten die Schranktür aufgemacht und dann kopfschüttelnd unter den Betten gesucht.

Kurz nachdem wir den Balken durchhaben, wird ein Posten in den Korridor gestellt, der alle zehn Minuten in jedes Zimmer gehen muß. Eine neue Schwierigkeit, unbemerkt durch den Schrank und herauszukommen. Ein besonderer Meldedienst wird

eingerichtet. Während der Posten in ein anderes Zimmer sieht, schlüpfen wir schnell hinaus.

Am nächsten Tag steigen wir in das Loch. Das Haus hat keinen Keller, steht aber einen halben Meter hoch auf vielen Balken über dem Boden. Mit Lichtstümpfen rutschen wir auf dem Bauch unter dem Haus herum. Wir entschließen uns für die Wand, die an den Nachbargarten stößt. Sägen oder Hacken ist ausgeschlossen, der Posten würde uns sofort erwischen.

Nun beginnt das Graben. Mit den Händen, mit Messern und Holzstücken. Verschwitzt, mit Erde bedeckt, die Haare und Kleider voller Erde, tauchen wir zweimal täglich aus dem Kleiderschrank auf.

Am Sonnabend sind wir fertig. Morgen abend, wenn es losgeht, stoßen wir die Erde nach oben durch und sind im Nachbargarten.

Am Abend kommt der Lagerkommandant und sagt, daß wir morgen ins neue Konzentrationslager übersiedeln müssen. Zuerst glaube ich, daß mich der Schlag trifft, dann beruhige ich mich. So schnell geht das nicht bei den Russen.

Während der Nacht ziehen mir allerhand Gedanken durch den Kopf. Einige der Herren halten eine Flucht für Unsinn. Du hast vier Wände als Käfig und hast vier Himmelsrichtungen. Wähle, bitte!

Diese Nacht ist wie ein Abschluß. Über der Vergangenheit ist eine schwere Tür zugefallen. Eine andere steht weit offen in ein Land, in dem es nur Ahnungen gibt, Ungewißheiten. Vielleicht Freiheit. Ich sitze auf

einem dicken Strich. Der Strich ist zwischen Gegenwart und Zukunft.

Sonntag morgen werden wir in aller Herrgottsfrühe herausgetrommelt. Der Lagerkommandant ist schon da und befiehlt Packen. Eine starke Wache steht im Hof, die uns in das Konzentrationslager bringen soll. Mir ist ganz übel vor Überraschung. Alles umsonst. Der schöne Tunnel. Die Äpfel fahren ohne mich nach Wladiwostok. Nr. 36 steht sich heut abend die Beine in den Leib.

„Kümmel" und der Grüne sehen mich an und sagen nichts. Es ist zum — —

„Marsch!" kommandiert der Wachthabende. Wir sind von vielen Konvois mit ihren langen Spießen umzingelt und marschieren durch die Stadt. Hinter uns schwanken ein paar Droschken mit unserem Gepäck. Zufällig werden wir an der Kirche vorbeigeführt. Es ist halb zehn Uhr, die Damen werden wohl in der Nähe sein. Richtig, da taucht der rote Sonnenschirm auf, bleibt sprachlos stehen und sieht unserem Häuflein nach.

Es ist furchtbar heiß, wir sind in Staub eingehüllt. Ich denke nichts, fühle nichts, höre nur, wie ein Tor schwer hinter uns zuschlägt.

Wir sind im Konzentrationslager. Es fällt mir ein, daß heute der 10. Juli ist.

Pech bleibt Trumpf

Einige Tage kochte die Sonne, goß Hitze aus goldenen Tiegeln. Aus wolkenlosem, hitzestarrendem Himmel regnete es Sonnen. Man ging zwischen tausend goldenen Wärmestrahlen, die wie ein Gitterwerk vom Himmel hingen.

Die Menschen wurden blöd und bewegungslos. Eine große, feurige Sonne füllte den Kopf, verbrannte alle Gedanken. Im Sande lagen nackte Gestalten, braun, schweißglänzend, mit roten Flecken in der Mitte — Badehosen. Von den Latrinen und Küchen breitete sich Gestank über das Lager. Träge kroch er herum, nahm alles in Besitz.

Ein Wind sprang aus einem Sandloch, lachte, schüttelte sich und fauchte um die Baracken. Die Sonne war mit gelben Schleiern verhängt. Es regnete Sand. Feine Körner tanzten zu Millionen durch die Luft, verklebten die Poren, die mit offenen Mäulern schwitzten, entzündeten die Augen. Das Lager war eine Sandwüste, durch die lautlose Regimenter galoppierten, Reihe um Reihe,— Sandreiter.

Dann kam das dritte. Aus den nördlichen Urwäldern war es gekrochen, kein Sonnen-, kein Sandregen: Wasserregen. Dicke, nasse Tropfen platschten auf die Erde.

Die Tropfen reihten sich aneinander zu Schnüren, die grau vom Himmel hingen. Tagelang klopfte der

Regen auf den Pappdächern der Baracken, stand in großen Pfützen draußen und gluckste. Das Draußen verwandelte sich in einen klebrigen Morast, der die Schuhe festhielt.

Innen hatten wir Regengesichter, Regengedanken. Die Kleider hingen feucht um die frierenden Knochen. Zwischen den Betten standen kleine Pfützen. Lehmbeschmierte Burschen bemühten sich, mit Lappen die Pfützen aufzusaugen.

Frierend, mißmutig, ohne Gedanken und Worte hockten wir auf den Bettstellen. Einhundertdreißig solcher Pritschen standen in zwei Reihen; je zwei Betten durch einen Nachtkasten getrennt, in dem Stall, den man die Stirn hatte uns als Wohnraum zu geben. Wir hatten uns das Murren abgewöhnt. Nur der lange Dragoner — unsere russische Zunge — tobte, watete wütend durch den Schmutz zum Lagerkommandanten und beschwerte sich, daß die Pappdächer Risse hätten. Die Russen taten wirklich etwas, schickten einige Kerle auf die Dächer, um Dachpappe auf die Risse zu decken. Russenstiefel sind derb. Die Dachdecker hatten neue Löcher getreten, durch die gierig der Regen leckte. Viele Betten waren naß, Matratzen und Decken aufgeweicht.

Wir froren wie nasse, obdachlose Hunde.

Irgend jemand, der noch denken konnte, hatte eine glänzende Idee. Unter den Riß über seinem Bett hängte er einen Topf. In einigen Stunden hing alles, was Geschirr bedeutete, an der Decke: Töpfe, Waschschüsseln, Eimer. Die Holzdecke bekam bunte, lustige Flecken, in denen der Regen tropfte. Stundenlang

hörte ich, wie der Regen in den verschiedenen Metallen harfte.

Ich baute an neuen Fluchtplänen. Da war ein ungarischer Hauptmann, der hatte genug vom Gefangenenelend. Er sprach perfekt rumänisch und etwas russisch, was mich veranlaßte, mich auf meinen Karten intensiv mit der rumänischen Grenze zu befassen. Von Baracke zu Baracke stampfte ich durch den Regen, um Nachrichten über die rumänische Grenze zu sammeln. Oft mußte ich lange Gespräche führen, um unbemerkt das für mich Wichtige zu erfahren. Ich war aber doch zu unvorsichtig, wie sich später herausstellte. Der Kriegsgefangene ist schwatzhaft und neugierig. Seine hungrige Phantasie beschäftigt sich am liebsten mit dem Kram anderer. Erfährt er etwas, so steht seine Zunge nie still. Ahnungslos, gedankenlos, oft unter dem Trieb der Wichtigtuerei und Geheimniskrämerei macht er wochenlanges Mühen und Hoffen zunichte. So hatten die russischen Spitzel und Spione im Lager, die sich aus österreichischen Slawen, meist Tschechen, rekrutierten, leichtes Spiel.

An den Nachmittagen saß ich beim ungarischen Hauptmann. Er hatte einen kleinen Verschlag in der Stabsoffiziersbaracke. Wir schwatzten ein bißchen, nur wenig und leise über Flucht, weil die dünnen Holzwände Ritzen und Ohren hatten, knabberten Fruchtbonbons, die in einer großen Blechbüchse auf dem Tisch standen. Dann kratzte der Hauptmann auf seiner Geige, die nur drei, manchmal nur zwei Saiten hatte. Ich lernte Zigaretten drehen und besah

Bilder, die zu Dutzenden an den Wänden hingen, meist Frauen.

Abends kam der Grüne, triefend, aufgeweicht. Immer wieder brachte er meinen Brief, den er jedesmal geschickt durch die Wache schmuggelte, zurück. Die Damen waren vom Erdboden weggewischt, vom Regen fortgeschwemmt. Der Grüne traf sie nie. Diese Verbindung schien kaputt, restlos zerplatzt. Ab und zu gelang es dem Grünen, mit Nr. 36 einen Zettel zu tauschen.

Die Tage schlichen in den Herbst hinein, der wieder wolkenlos und warm war. Wilde Gerüchte kursierten im Lager: „Es gibt Krieg mit Rumänien!“ Die Ungarn schworen darauf. Wir Deutschen glaubten nicht daran und sagten: „Wenn schon, auch die werden ihre Senge beziehen.“

Die Gerüchte verstärkten sich. Die Ungarn rissen sich um die Zeitungen. Wir mußten handeln. Die Geheimpost in der Stadt arbeitete fieberhaft. Mit kleinen Bestechungen gelangte der Grüne manchmal zweimal täglich hinaus. Mit Nr. 36 wurde ein Versteck bei Polen vereinbart, drei aufeinanderfolgende Nächte wurden bestimmt, in denen er uns am Wasserturm vor dem Lager erwarten sollte.

Ein langer Brief von den Damen lief ein. Mehrere Tage waren sie um unsere verlassene Wohnung gestrichen. Sie wußten nicht, ob ich noch im Ort war oder abtransportiert, wußten nur, daß die Reichsdeutschen im Konzentrationslager vor der Stadt waren. Geld von meinen Verwandten und Bekannten aus den Ostseeprovinzen war weiter angekommen.

Da wir es am übernächsten Abend wagen wollten, schrieb ich nicht mehr. Im Hauptmannsverschlage saß ein zuverlässiger Soldat und baute unter meiner Aufsicht kleine Kästchen aus den Absätzen meiner Stiefel. Ein entsprechend starker Rand lief um die Höhlung, in die mehrere hundert Rubel in klein gefalteten Banknoten verstaut wurden. Dann wurde ein Fleck daraufgeschlagen und ich spazierte auf meinem kleinen Vermögen. Dem Hauptmann und „Kümmel", der diesmal auch mit sollte, ließ ich dieselben Geldschränke herstellen. So hoffte ich bei einer Wiederverhaftung, die stets mehrere genaue Leibesvisitationen zur Folge hat, unser bißchen Geld zu retten für einen neuen Versuch.

Wochenlang war ich das ganze Lager abgegangen, auch nachts, besonders im Morgengrauen, wenn die Posten am liebsten und festesten schlafen. Was Fluchterschwerung anbetrifft, war das Lager, wie die Russen stolz und höhnisch sagten, nach deutschem Muster eingerichtet. Eine glatte, etwa vier Meter hohe Holzplanke umschloß die Baracken. Anderthalb Meter davor, parallel zur Planke, lief ein fast ebenso hoher, zwölfreihiger Stacheldrahtzaun. Zwischen Planke und Hindernis spazierten Posten, die Befehl hatten, unter Gebrauch der Waffe niemand näher als drei Schritte an den Draht zu lassen. Manchmal, wenn ich nachts dem Draht zu nahe kam, knackte eine Gewehrsicherung, ein grauer Schatten rief: „Stoi!" („Steh!"), und ich verschwand rasch in der Dunkelheit.

Es gab kein Loch, keinen Ausweg, die Russen hatten es scharf auf uns. Bis einige Tage vor dem mit Nr. 36

verabredeten Termin blieb mir das Herauskommen ein Rätsel.

Da machten die Russen eine Dummheit, taten selbst die Mausefalle auf. Sie gruben einen Abflußgraben unter dem Zaun durch. Neugierig und belustigt verfolgte ich den Fortgang der Arbeit. Der Graben wurde fertig. Ein schwarzes Loch gähnte unter dem Zaun. Dahinter hockte die Freiheit und lockte, lockte so sehr, daß Dutzende von Herren stundenlang in der Nähe des Grabens standen und das Loch anstarrten, hinter dem die Freiheit hockte.

Unsere Wärter waren dumm, aber nicht so dumm, daß ihnen diese Völkerwanderung zum Graben nicht auffiel. Ein Holzgitter senkte sich über das Loch. Die Herren suchten sich ein anderes Objekt für ihre Langeweile.

Da kam der Grüne, ein Prachtkerl, und machte sein listigstes Gesicht. Im Morgengrauen war er im Graben entlanggekrochen und hatte an dem Gitter gerüttelt. Die Stäbe gaben nach und ließen sich nach oben verschieben. Russische Arbeit.

In langen Reihen standen wir beim Abenddunkel zur Zählung angetreten. Meinen Nerven dünkte es eine Ewigkeit, bis uns die Analphabeten gezählt hatten. Unruhig trampelten der Hauptmann, „Kümmel" und ich auf unseren Portemonnaiestiefeln herum. Nach dem Abzählen stürzten wir in die bereitliegenden Zivilkleider. Ich war als erster fertig und ging erkunden. Vor dem Drahthindernis trifft mich fast der Schlag. Am Gitter regt sich ein Schatten, ein Bajonett blinkt im Schein

der Bogenlampe. Ist das Zufall? Wird der Kerl weitergehen?

Nein! Er rührt sich nicht. Breitbeinig steht er über dem Graben und spricht. Zum Teufel, mit wem spricht er? Von der anderen Seite des Zaunes spricht eine andere Stimme. Aha — auch draußen ein Posten.

Aus der Dunkelheit schieben sich „Kümmel" und der Hauptmann neben mich. Hier kann nur Verrat im Spiele sein. Zuerst die Völkerwanderung nach dem Loch. Die Lagerspione haben uns wohl schon lange beobachtet. Die Mausefalle ist dichter denn je.

„Kümmel" sagt: „Diese Schweine." Wir treten ab.

An Enttäuschungen gewöhnt man sich wie an alles, der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Wenn man aber zur Enttäuschung noch Spott und Hohn von den Kameraden erntet, ist man dem Platzen nahe.

Einige Tage nach diesem Ereignis haben wir Krieg mit Rumänien. Widerlich, wie sich die dicken Buchstaben der russischen Zeitungen blähen. Jetzt werden sie die Germanskis prügeln, das kleine Rumänien wird den Kohl fett machen.

Die Ungarn sind verzweifelt. Man muß ihnen aus dem Weg gehen.

Ich bin niedergedrückt wie mit tausend Zentnern. Jetzt, wo man zu Hause jeden Mann braucht, tatenlos mit gesunden Knochen in einem Drahtkäfig sitzen! Ich ärgere mir die Galle ins Gesicht, verkehre mit niemandem, bin entschlossen, allein das Hindernis zu nehmen. Lieber eine Kugel oder einen Bajonettstich als hier im Stumpfsinn verrecken.

Meine einzige Zerstreuung sind jetzt die Musikproben. Die Kapelle spielt gut. Einige Geigen sind sehr fein, sehr ausdrucksvoll. In den Geigen wacht die alte Heimat. Ich krame wieder in meinem Erinnerungsschrank, schaue die lieben Gesichter an, die immer blasser werden. Nur die Augen sind noch klar. Die Stimmen werfe ich immer durcheinander. Es quält furchtbar, dieses Suchen nach den Stimmen. Kann denn die Erinnerung sterben? Dann habe ich gar nichts mehr.

Eines Tages bei einer Probe glaube ich eine Stimme gefunden zu haben. Ich horche in mich hinein und suche. Da setzt sich ein Ungar neben mich. Ich fühle, daß er etwas von mir will. Die Stimme ist wieder weg. Ich stehe auf. Der Mann hat eine lange Christusmähne. Er fängt an zu reden. Ich höre kaum hin, werde aber aufmerksam, als er mir etwas Wichtiges mitteilen will, wenn ich ihm mein Ehrenwort gebe, zu schweigen. Ich gebe also mein Ehrenwort.

Sechs Herren haben sich zusammengeschlossen, um zu fliehen. Sie bauen an einem Tunnel. Der Ungar führt mich zu einer der neuen Latrinen in der Nähe des Zaunes. In der Tür steht ein Herr und pfeift leise durch die Zähne. Der Ungar macht ihm ein Zeichen, der Herr pfeift wieder, worauf aus der Latrine ein anderer kommt, der langsam über den Platz geht, immer hin und her. Obgleich es warm ist, hat er einen Mantel an. Unter dem Mantel rinnt langsam Erde und Sand heraus, der sich beim Hin- und Hergehen zerstreut. In der Latrine sitzt jemand und zieht an einer Schnur mit Sand und Erde gefüllte Säckchen aus der Unterwelt.

In der Unterwelt auf einem Schemel mit drei Beinen, der etwas über den Unrat ragt, wird abwechselnd am Tunnel gearbeitet.

Der Sitz ist durchgesägt, kaum sichtbar, mit Scharnieren zum Klappen. Der Schemel bleibt immer unten. Das Unternehmen ist fein eingefädelt. Bei einiger Vorsicht und sechs Wochen vierstündiger Tagesarbeit ist der neun Meter lange Tunnel unter der Planke durch. Dann wird nach oben gegraben und laut- und spurlos verschwunden.

So geht es tagelang mit verteilten Rollen. Einer in der Unterwelt am Tunnel, der zweite, der Fördermaat, auf dem Sitz, der dritte beim Sandverstreuen draußen, der vierte als Posten in der Tür. Wenn jemand die Latrine betritt, pfeift der Posten. Dann ist Arbeitspause.

Wir stoßen auf Holz, das mit Bohrer und einer kleinen Handsäge beseitigt wird. Dann müssen wir eine Gasmaske machen für den Mann in der Unterwelt. Trotz der Gasmaske kommt nach einstündiger Arbeit der Tunnelarbeiter halb ohnmächtig aus dem Gestank. Er muß dann lange spazierengehen und sich auslüften.

Es kamen Herbsttage, mit denen sich nichts anfangen läßt. Etwas Hitze in einer gelben, dunstigen Sonne, in den Nächten Winterahnen. Die Luft schaukelt müde und träge. Insekten hingen bewegungslos wie an Fäden. Wir lagen im Sande, rührten uns nicht, hatten träge Glieder und gedankenlose Gedanken.

Wenn die Sonne ihr gelbes Rad in den Westen tauchte, machten sich meine Gedanken auf und wanderten.

Lange wanderten sie und kamen müde in die norddeutsche Heide. Dort setzten sie sich in einer stillen Straße auf eine Fensterbank, in verblühte Geranien, und bewachten deinen Schlaf!

Eines Tages kam das Glück wieder zu mir, setzte sich neben mich, als ob es nie fort gewesen wäre. Ich fühlte ganz genau, daß es das Glück war, und wunderte mich, wo es so lange geblieben.

Es war eine Nachricht, harmlos und doch bedeutungsvoll. Hinter ihr stand wieder die Freiheit wie damals hinter dem Gitter am Graben.

Es gab ein Lazarett am Rande der Stadt, im Walde. Es sollte nur schlecht bewacht sein, und in den Nächten konnte man unter dem Zaun durch in die Stadt hineinspazieren.

Ich wollte mich im Lager in Vergessenheit bringen, besonders bei den Spionen, die mich sicher beobachteten, wenn ich sie auch nie bemerkte. Manchmal fühlte ich einen Blick auf mir. Dieser Aufsicht wollte ich mich entziehen, vom Lazarett aus nochmals versuchen, den verfahrenen Wagen ins rechte Geleise zu bringen.

Wie aber ins Lazarett gelangen, gesund wie ich war und noch dazu fluchtverdächtig?

Ich fing an, dem russischen Arzt die Bude einzulaufen, markierte Ohnmachtsanfälle und simulierte Schwindelgefühle. Dreimal wurde ich untersucht. Das Klappern mit den Augenlidern ging famos, ebenso das Zittern der ausgestreckten Hände bei geschlossenen Augen. Alle diese Erscheinungen von Gleichgewichtsstörungen infolge meines Absturzes hatte ich gut eingeübt.

Nach dem fünften Besuch beim Arzt klappte der Schwindel. Ich bekam einen Zettel:

„Neurasthenie und Gleichgewichtsstörungen, Lazarettbehandlung."

Rasch schrieb ich einen Brief an meine Landsmänninnen über den erfreulichen Wohnungswechsel, zeichnete nach Schilderung eines Herrn eine Skizze von Lazarett und Umgebung und bat, gelegentlich in den hinter dem Lazarett befindlichen Wald zu kommen, in dem die Kranken täglich bei schönem Wetter zwischen drei und fünf Uhr nachmittags spazierengehen dürfen.

Am Abend fuhr ich mit einem „iswoschtschik" einen Wachmann neben mir ins Lazarett.

In einem kleinen Schließkorbe lagen Zivilhose, die Portemonnaiestiefel, ein buntes Russenhemd, eine Sportmütze und warteten auf die nächtlichen Ausflüge.

Nächtliche Ausflüge

Im Lazarett, das ein anständiger tschechischer Arzt zusammen mit einer russischen Doktorin leitete, wurde ich gebadet. Dann nahm man mir die Uniform und das Gepäck — mein Zivil hatte ich vorher unter dem Strohsack versteckt. In rohleinener Lazarettwäsche, einem langen, braunen Lazarettmantel und mit einem Fieberthermometer unter dem Arm sah ich recht wie ein Kranker aus. Durch Drehen des Thermometers in der Achselhöhle erzielte ich erhöhte Temperatur, die in den nächsten vierzehn Tagen je nach Bedarf heraufgeschraubt oder herabgesetzt wurde. Eine braune Medizin, die drei Rubel kostete und mein erschüttertes Gehirn wieder in Ordnung bringen sollte, goß ich löffelweise in den Eimer oder aus dem Fenster. Die Tage verstrichen angenehm langweilig mit Schachspiel und russischer Lektüre. Stundenlang schlurften wir in zu großen Pantoffeln durch die langen, hallenden Gänge. In unseren braunen Kutten sahen wir wie Mönche aus.

Keine Konvois mit aufgepflanzten Seitengewehren, kein Stacheldraht — es war paradiesisch!

Am ersten Abend, bei völliger Dunkelheit, stieg ich in mein Zivil, nachdem ich aus Wäsche und Tüchern eine lebensgroße Puppe in mein Bett gelegt hatte für die Nachtschwester. Dann glitt ich aus dem Fenster, zwanzig Schritt neben einem Posten, der mir den

Rücken zukehrte, schlich um das Haus herum, ein Sprung durch einen Lichtkegel, und durch das vorher ausgekundschaftete Loch unter dem Zaun war ich im Walde.

Lange Minuten lag ich an der Außenseite der Planke. Mein Atem ging schwer. Die Hände zitterten vor Erregung. War ich doch frei — zum erstenmal seit fast einem Jahr mein eigener Herr.

Etwas Schweres wich von mir, unsichtbare Ketten. Ich fühlte, daß ich nochmals der alte werden konnte, wenn auch nie mehr so froh, so jung. Mein lange geknebelter Wille sprang wie ein Sturm in mir. Freiheitstrunken zog ich durch den rauschenden Wald den blinkenden Stadtlichtern zu.

In der Stadt wurde ich unsicher. Die Menschen waren unheimlich. In allen Augen las ich, daß sie wußten, wer ich bin. Ich sprang in einen Wagen und nannte die Adresse meiner Landsleute, zur Vorsicht zehn Hausnummern weiter. Dem Kutscher dampfte ekler Schnapsgeruch aus seinem halboffenen Munde. Kleine, wässerige Alkoholaugen stierten blöde. Er war total betrunken und fuhr im Zickzack von einer Gosse zur anderen. Die Leute blieben stehen und lachten.

Mir war nicht wohl zumute, besonders als ich merkte, daß der Kerl falsch fuhr. Leise und unbemerkt stieg ich aus und verschwand in einer Seitenstraße. Um meine Last und den Fuhrlohn leichter, schwankte der Wagen im Zickzack weiter.

Bald hatte ich das Haus der Damen gefunden, stand im Schatten eines Torbogens und schaute in erleuchtete

Fenster, hinter denen sich Schatten bewegten. Aus der Stadt kamen Töne einer Musikkapelle. Mir war heiß in der kühlen Nacht. Ich wagte nicht zu handeln, stierte in die erleuchteten Fenster mit den Schatten dahinter und auf einen weißen Klingelknopf.

Es konnte Besuch da sein. Wie konnte ich um zehn Uhr nachts klingeln? All das fuhr mir durch den Kopf. Ich hatte doch nicht mehr die alte Courage und schlich tiefer in die Stadt, um im Friseurladen bei Nr. 36 mein Heil zu versuchen. Mit dem mir eigenen Orientierungssinn gelangte ich durch unbekannte Straßen auf den Kathedralenplatz, in dessen Nähe Nr. 36 wohnte.

Ich prallte in das Dunkel der Straße zurück. Vor mir war ein Märchenland. Bunte Menschen drängten sich zwischen den Sträuchern des Stadtgartens, in denen farbige Lampions glühten wie riesige Käfer. Aus den Büschen kam Musik, Militärmusik. Die Menge schwankte im Takt, lachte und schwatzte.

Langsam kam ich aus meiner dunklen Ecke heraus, schüchtern und erschrocken, sah den glühenden Riesenkäfern in die roten Rachen, den Menschen in die nachttrunkenen Augen. Alles lachte, die Musik, die Menschen, die glühenden Riesenkäfer.

Ich war nicht mehr der eben entsprungene Gefangene, wurde leicht und frei und ging in den Keller unter dem Friseurladen, wo ich die Wohnung von Nr. 36 vermutete.

Eine Frau öffnete und sagte, daß der Gesuchte hier wohne, vor einigen Stunden aber verhaftet worden

wäre, da er kein Zivilgefangener, sondern Kriegsgefangener sei.

Dabei sah sie mich mißtrauisch von der Seite an. —

Als es Mitternacht schlug, war ich wieder beim Lazarett gelandet, kroch durch das nur angelehnte Fenster und ging schlafen mit dem Gefühl eines Kindes, das genascht hat und froh ist, nicht erwischt worden zu sein.

Zunächst wartete ich auf Antwort von den Damen, die der Grüne mir mit Wäsche bringen sollte, schlürfte in den zu großen Pantoffeln und der braunen Mönchskutte über den Hof, durch einen Neubau. Die Nachmittage finden uns hinter dem Zaun, im Walde, in dem wir von drei bis fünf spazierengehen dürfen.

Hier lernte ich einen österreichischen Wachtmeister kennen, der vor einigen Tagen zerlumpt und krank ins Lazarett gebracht wurde. Kosaken hatten ihn neunhundert Kilometer von der sibirischen Grenze tief in der Mongolei wieder eingefangen.

Er hat einen tschechischen Namen. Plouhar nenne ich ihn (er hieß anders). Es gibt auch kaisertreue Tschechen. Dieser hat große, anständige Augen. Vielleicht kann er mir nützen. Ich setze mich neben ihn und hole ihn langsam aus. Er erzählt ungern: Wie er mit Hilfe einer russischen Oberstleutnantsfrau geflohen, in den Ausläufern des Altai seinen Begleiter verloren hat, wie er drei Monate allein durch die Urwälder gegangen, über das Altaigebirge, wie er gehungert, in den Nächten gefroren, in der Wüste Gobi im Sonnenbrand gedürstet hat, kurz vor chinesischem Gebiet von einer

Kosakenpatrouille, innerlich und äußerlich zerlumpt und krank, eingefangen wurde. Er möchte wieder fliehen, hat aber kein Geld.

Die ganze Nacht grüble ich und entschließe mich, mich diesem Mann anzuvertrauen. Am Vormittag treffen wir uns im Neubau, wo wir ungestört sprechen können. Das Geschäft kommt bald zustande. Ich gebe das Geld, beschaffe die Ausrüstung, ein Versteck in der Stadt; der Wachtmeister gibt seine Erfahrungen und Wegkenntnisse. Während des wochenlangen Rücktransports hat er sich bei den Kosaken genau unterrichtet, wo sie im Winter in ihren festen Quartieren liegen, welche Straßen sie abreiten, wie die Hetmans und Offiziere heißen. In jedem Dorf hat er sich den Namen des Dorfältesten und eines Kaufmanns gemerkt. Am Rande der Wüste Gobi lag er während des Rücktransports zwei Tage lang im Quartier bei einem Tataren, der deutschfreundlich ist, dessen Sohn in Berlin studiert hat. Der Tatar riet ihm, im Winter mit einem Begleiter zu ihm zu kommen. Er würde ihn dann mit zwei Reitpferden, deutschen Gewehren, die er auf einer Auktion in Irkutsk gekauft hatte, und einem Mongolen als Führer, mit Wasserschläuchen ausgerüstet, quer durch die Wüste Gobi schicken, auf einem nahen, den Russen unbekannten Wege zu den Chinesen.

Der Wachtmeister schreibt eine Karte an den Tataren mit abgemachtem Inhalt, teilt ihm sein Eintreffen für Mitte November mit. Am Nachmittag nimmt der Grüne, der den Damen nicht begegnet ist, die Karte mit in die Stadt.

Mehrere Male treffen wir uns noch im Neubau, um Einzelheiten der Ausrüstung, Karten, Pässe und so weiter zu besprechen.

Im Walde liegen die Kranken wie braune Pilze unter den Sträuchern. Ich lege mich weit weg von den beiden Posten hinter einen dichten Busch und gehe in Gedanken die Einzelheiten des Planes durch. Während ich ins Herbstlaub sinne, taucht weit hinten im Walde zwischen weißen Birken ein roter und ein grüner Klecks auf, zwei Sonnenschirme.

Jesses, denke ich, die Landsmänninnen! Ganz laut pfeife ich die „Wacht am Rhein", die Sonnenschirme stutzen, horchen, kommen näher. Jetzt erkennen sie mich. Die Sonnenschirme grüßen, setzen sich ganz nahe ins Gras. Ich ziehe meine nackten Beine in den zu großen Pantoffeln in die braune Kutte. Wohl eine Viertelstunde unterhalten wir uns leise. Die Damen sind beim Pilzesuchen zufällig in diese Gegend geraten. Wir alle haben frohe Wiedersehensaugen. Die Kinder springen lärmend durch den Wald.

Ich erzähle von meiner neulichen, vergeblichen Nachtwanderung, erfahre, daß die Damen allein zu Hause waren, daß Geld und Briefe für mich angekommen sind. Morgen abend um neun Uhr wollen sie mich am Rande der Stadt erwarten. Dann wollen wir zu ihnen gehen und alles besprechen.

Am nächsten Abend bin ich schon mit dem Kopf unter der Planke durch. Da faßt mich jemand an den Beinen und sagt auf Russisch: „Wohin?" Ich krieche zurück. In der Dunkelheit steht ein tschechischer Sanitätssoldat vor mir. Er hat österreichische Uniform und spricht russisch mit tschechischem Akzent. Das ist schlimm, sehr schlimm. Ein Russe wäre mir lieber. Ich ziehe die Mütze tief ins Gesicht und sage, daß ich mal in die Stadt möchte. „Barischnia?" („Fräulein?") fragt er und grinst. „Jawohl," sage ich und gebe ihm einen Rubel, wonach die Nacht ihn auffaugt.

Ob er mich erkannt hat? Schwerlich. Ein Zurück hat gar keinen Zweck. Ich lasse es auf mein Glück ankommen, schiebe mich unter dem Zaun durch und beobachte, ob mir jemand folgt. Nichts regt sich.

In der Stadt treffe ich die beiden Damen, die mich rasch von links und rechts einhaken. So gehen wir und sprechen laut russisch, ich natürlich wenig, da ich noch wenig kann.

Die Wohnung ist ganz dunkel, die Vorhänge heruntergelassen, die Läden dicht. Mattes Licht huscht aus einer verhängten Lampe über das Silber eines reichgedeckten Tisches.

Ich bin ganz still, setze mich schüchtern auf den äußersten Rand eines Sofas. Im dunklen Nachbarzimmer singt leise ein Klavier — deutsche Volkslieder. Ich bin im Märchenlande, in einem wirklichen Märchenlande.

Während das Klavier singt, muß ich essen, lauter gute Sachen, die ich längst vergessen habe. Aus einer alten silbernen Kanne duftet Kaffee. Dann geht es ans Erzählen, ich rutsche tiefer ins Sofa, erlebe in meinen Worten nochmal das letzte Jahr.

„Und Deutschland, unsere Feldgrauen, wie steht es

in der Heimat?" Ich muß erzählen von zu Hause, vom Vormarsch nach Paris, in Polen, immer wieder.

Als es drei Uhr schlägt, springe ich erschreckt auf. Die Taschen werden mir mit Zigaretten und Schokolade vollgestopft, dann bringen mich die Damen an den Stadtrand.

Schnell schlüpfe ich durch den Wald, in dem schon der Morgen graut.

Am nächsten Abend finde ich das Loch unter der Planke vernagelt. Wahrscheinlich Arbeit des Tschechen, der mich gestern abfaßte. Ich denke nicht lange und gehe über die Planke.

Heute liegt die Wohnung nicht mehr in ängstlichem Dunkel, die Lampen sind unverhüllt. Wieder werde ich mit Leckerbissen gefüttert. Wir besprechen alle Einzelheiten der Flucht. Meine Freundinnen wollen Gouvernementskarten vom südlichen Sibirien besorgen bis an die mongolische Grenze, drei Kompasse, warme Wäsche und so weiter.

Ich schreibe einige Briefe nach Moskau, nach Dorpat und an Nr. 36, der nicht verhaftet ist und neulich mit dem Grünen gesprochen hat. Ich bitte ihn, Sonntagabend um zehn Uhr am Stadtpark gegenüber der evangelischen Kirche zu sein, und unterzeichne mit Nr. 36.

Sonntag gehe ich bei den Damen vorbei und erfahre, daß der Brief abgegeben ist. Nach der Beschreibung an einen Falschen.

Zwischen zehn und elf Uhr beobachte ich den abgemachten Platz von einer dunklen Straße aus. Der

Kathedralenplatz liegt im hellen Mondschein. Niemand zu sehen, der dem Friseur ähnlich ist. Sollte der Brief in falsche Hände geraten sein? Teufel, da heißt es aufpassen!

Rasch gehe ich an der Kirche vorbei. Am Kirchenzaun im Baumschatten lehnen drei dunkle Gestalten, Mützen tief im Gesicht, in den Händen dicke Knüppel. Vielleicht Polizeispitzel? Mir ist schwül.

Die Kerle kommen langsam hinter mir her. Ich will Gewißheit haben und bleibe unter einer Laterne stehen. Auf alle Fälle habe ich eine ganze Tasche voll feingestoßenem Pfeffer. Mit dem Pfeffer streue ich den Kerls die Augen zu, daß sie ihnen übergehen, wenn sie etwas von mir wollen.

Unter der Laterne sehen die drei mich scharf an. Ich erkenne den Polen und sage ihm auf Russisch: „36". Er nickt und geht weiter, biegt mit den andern um die Straßenecke und kommt allein zurück.

„Haben Sie mir einen Schrecken eingejagt. Der Brief ist in die Hände meines Kollegen geraten, der auch Pole ist. Ich dachte, daß die Polizei mir eine Falle gestellt hat. Deshalb kamen wir zu dreien mit den Stöcken." Ich muß lachen und zeige ihm den gestoßenen Pfeffer, den er jetzt um ein Haar in den Augen hätte, wenn er nicht der Rechte gewesen wäre.

Zunächst bringt mich Nr. 36 in ein polnisches Quartier, das mir aber als Versteck ungeeignet scheint. Ich bestelle ein anderes, dessen Straße und Nummer er mir sagt, und erzähle ihm, daß ich mit einem Österreicher über Finnland fliehen will. Dann bringt er mich

noch an den Wald, in den er sich nicht hineintraut. Er zittert wie Espenlaub und behauptet, daß in diesem Walde vor einigen Nächten zwei russische Offiziere ermordet worden sind. Ganz kalt ist er vor Angst. Erst als ich ihn unter dem Arm fasse, geht er zögernd mit. Hundert Schritte vom Lazarettzaun zeige ich ihm ein dichtes Gebüsch, in dem er übermorgen zwischen zehn und elf den Wachtmeister erwarten soll.

Ob der Feigling sich allein in den Wald trauen wird? Ich lasse ihn schwören und mache einen Käuzchenruf als Zeichen aus.

Die Flucht des Wachtmeisters

Der Wald wartet mit angehaltenem Atem. Die Nacht ist erwartungsschwanger. Mit großen, schwarzen Flügeln, durch die Sterne blinken, schlägt sie die Baumkronen, daß sie leise rauschen. Minuten, in denen ein Schicksal schreitet, hocke ich unter einem Baum, zu einem braunen, regungslosen Klumpen zusammengeballt, und starre auf den Zaun, über den der Wachtmeister kommen muß.

Der Wachtmeister wohnt in der oberen Etage, darf abends das Zimmer nicht verlassen und wird von Tschechen bewacht. Am Nachmittag habe ich ihm Wäsche hinaufgeschickt, fünfzig Rubel und einen Zettel: „Heute abend zehn Minuten vor zehn Uhr. Freitag komme ich nach. Falls nicht gelingt, noch fünf Tage warten." Ob er den Tschechen unbemerkt entwischen wird?

Hinter mir in den Zweigen knackt es. Eine Stadtuhr schlägt dreiviertel — die Töne irren durch den Wald, der geisterhaft ist, im Schlafe sich schüttelt.

Etwas poltert gegen den Zaun, keucht, kratzt an den Brettern. Ein Pfiff, den ich leise beantworte, der Kopf des Wachtmeisters kommt über den Zaun. Ein Pantoffel klatscht auf die Erde. Wie der Zaun kracht! Der Mann ist aufgeregt und überhastet. Anstatt sich Zeit zu lassen, richtet er sich auf der Planke auf, springt, nein stürzt mir in die Arme.

Ich dränge ihn hinter einen dicken Baum, ziehe meinen Anzug aus. Wie seine Hände zittern. Ich muß ihn anziehen und ihm meine Stiefel zuhaken. Dann schleichen wir in den Wald, hundert Schritte. „Küi—witt“ lasse ich das Käuzchen rufen. Ein bleiches Gesicht mit angstvollen Augen bewegt sich im Busch. Der Pole hat seinen Schwur gehalten.

Die Nacht verschluckt die beiden. Ich bin allein im Walde mit den zehn Glockenschlägen, die hell aus der Stadt klingen.

An einem Baum hinauf über den Zaun. Den Lazarettmantel des Wachtmeisters und den verlorenen Pantoffel werfe ich in den Keller des Neubaues. Es ist nicht gut, wenn man weiß, wo er entwischt ist.

Am Morgen trappen hastige Schritte über die Gänge. Ich werde von einem tschechischen Einjährigen geweckt, soll sofort zur Ärztin kommen. Sie macht giftige Augen und sagt mir auf den Kopf zu, daß ich dem Wachtmeister zur Flucht verholfen. Ich muß innerlich lachen, leugne und mache ein beleidigtes Gesicht.

Im Zimmer hat inzwischen der tschechische Unteroffizier von einem tschechischen Soldaten nach dem verschwundenen Zivil suchen lassen. Ich lasse den Soldaten kommen und dem Unteroffizier sagen, daß ich ihm die Knochen brechen werde. Natürlich ist der Kerl nirgends zu finden. Verräter sind immer feige.

Zu Mittag gehe ich zu der Ärztin, die, wie es scheint, nicht mehr an meine Mittäterschaft glaubt. Wegen der Anschuldigung und der frechen Durchsuchung meiner Sachen durch den Soldaten verlange ich, sofort ins

Lager entlassen zu werden. Der Ärztin ist das sehr peinlich, ich wäre doch krank, hätte noch Fieber.

Nein, lieber im Lager verrecken als hier unter Verrätergesindel gesund werden.

Gegen Abend sitze ich wieder im Drahtkäfig, nehme „Kümmel“ zur Seite und weihe ihn ein.

Es klappt

Fünf nervöse Tage gehen ins Land. Der Grüne hat sich mit vier deutschen Soldaten besprochen, die abends bei Dunkelheit aus dem Mannschaftslager kommen, um Speiseabfälle aus der Offiziersküche für die Schweine des Lagerkommandanten zu holen. Ich soll, als Soldat verkleidet, einen der Schweinetröge ins Mannschaftslager tragen, von wo man leicht heraus kann, da es dort keinen Stacheldraht gibt und nur wenige Posten. Einer von den Männern will in meinem Bett schlafen, für mich zur Zählung antreten und mit dem nächsten Schweinetrog verschwinden.

Um sechs Uhr sitze ich mit „Kümmel" und zwei Kameraden bei einigen Pullen schlechten Weines, die ich vom russischen Lagerfeldwebel erstanden. In einer mit Decken und Bettzeug verhängten Ecke feiern wir Abschied, stoßen auf die Schweinefuhre an, auf die Wüste Gobi, Amerika und alles, was zwischen hier und der deutschen Front liegt.

Es ist sieben Uhr, die Schweineleute müssen bald kommen. Da teilt sich der Vorhang, und herein schaut ein russischer Wachtunteroffizier. Er stürzt auf ein halb gefülltes Glas zu, das ich rasch umkippe, riecht am Glase, sagt „Alkohol!" und verschwindet.

Wir sind bestürzt, denn Alkoholgenuß kostet den Kriegsgefangenen dreißig Tage Arrest. Der wachthabende Offizier erscheint, untersucht die Betten und erwischt die fast vollen Flaschen, was „Kümmel" riesig ärgert.

Einige Minuten später stehen wir vor der Wache, Matratze und Decken unter dem Arm. Der Grüne ruft mir zu, daß die Schweineleute da sind und er für mich in den Arrest will. Es geht nicht. Konvois treiben uns über den Hof, zum Tor hinaus ins Mannschaftslager. Hier ist das Arrestgebäude. „Kümmel" und ich kommen in eine kleine Zelle mit vergittertem Fenster, vor dem ein Posten steht. Durch die rissige Wand stinkt eine Latrine.

„Kümmel" tobt und rennt wie ein Irrsinniger hin und her. Ich habe keine Gedanken. Dieser Schlag ist vernichtend: dreißig Tage Arrest, und im Versteck wartet der Wachtmeister!

Am zweiten Tag bringt der Grüne das Mittagessen. Er steckt mir eine Postkarte zu, die, an mich adressiert, von einem Österreicher in der Lagerkanzlei unterschlagen wurde, bevor sie Unheil anrichten konnte.

Ich bin wütend auf den Wachtmeister, der mir auf Russisch schreibt: „Ihre Hemden mit Halsweite Nr. 36 warten auf Anprobe. Bitte, kommen Sie bald." Wir machen uns mit Bleistift einen Kalender von dreißig Tagen an die Wand. Die Stunden schleichen, die Enttäuschung frißt sich tiefer.

Am dritten Tag werden wir aus dem stinkenden Loch geholt und ins Lager zurückgebracht, weil eine österreichische Rote-Kreuz-Kommission kommt.

Ich erfahre, daß die Kommission zwei Tage bleibt. In dieser Zeit muß ich unbedingt verschwinden, um nicht die restlichen siebenundzwanzig Tage abzusitzen.

Die Leiterin der Kommission, eine österreichische Gräfin, läßt mich rufen und übergibt mir einen Brief meines Vaters mit dreihundert Rubeln. Drei Tage Arrest sind dreihundert Rubel wert, wenn es jetzt gelingt. So hat man oft Glück im Unglück.

Der Brief meines Vaters, der erste seit über zwei Jahren, kommt aus Deutschland. Es ist ihm also gelungen, von Japan über Amerika zu entkommen. Ob es mir auch gelingt?

Der einzige Ausweg blieb die „banja" (Bad), in der wir jeden Freitag badeten. Das Bad war vor dem Lagertor, von der hohen Planke umschlossen, aber ohne das Drahthindernis.

Freitag — Badetag. Heute galt's.

Vom Lagertor bis zum Badehaus stand das Postenspalier. Stumpfsinnig, auf ihre Gewehre gelehnt, standen die Posten alle zehn Schritte. In geborgtem Zivil, Militärmütze, Sportmütze in der Tasche, unter dem Arm ein Paket Wäsche und warme Sachen in Wachstuch eingeschlagen, ging ich ins Bad. „Kümmel" begleitete mich.

Im Bade zogen sich die letzten Herren an. Zehn Minuten warteten wir hinter der Tür auf die Dämmerung. Ein Händedruck — dann ging ich langsam aufs Lagertor zu, dicht an den Posten vorbei. Sie starrten vor sich in den Sand, unaufmerksam. Auf halbem Wege, dicht hinter zwei Posten, lag Heu. Dort wollte ich hinein.

Hart am ersten Posten vorbei — ein Sprung — ich lag im Heu. Das war Glück, das nur Frechheit zwingt.

Langsam senkten sich die Nachtschatten, quietschend wurden die Bogenlampen aufgewunden, das knarrende Tor schloß sich hinter den abtretenden Posten.

Links auf einem Aussichtsturm wacht ein Soldat mit scharfgeladenem Gewehr, rechts in etwa vierzig Meter Abstand ein and=rer unter der Bogenlampe. Die Planke tiefdunkel, der obere Rand leuchtend im Lichtkegel der Bogenlampen. Werde ich das Glück nochmals zwingen?

Noch war es zu früh zum entscheidenden Sprung, zu viel Leben auf dem Hof und die Wache noch nicht abgelöst. In einer offenen Scheune drückte ich mich in Preßheu. Bange Minuten, wie Ewigkeiten. Es wurde immer dunkler und die Sterne heller. Heustaub drang mir in Nase und Mund und Ohren. So verging eine halbe Stunde.

Ein Kosak fuhr in den Hof und spannte sein Pferd aus. Schnuppernd ging das Tier auf das Heu zu, wie gelenkt auf meine Stelle. Der Kosak sagte: „Friß, Täubchen." Ein großer Bissen riß Heu von meiner Deckung. Alles hing jetzt von dem verfluchten Gaul ab.

Ich weiß nicht, ob ich dachte, mein Herz schlug bis in den Hals hinauf, schmerzhaft. Ein unwiderstehlicher Husten quälte mich, ich muß ganz blau im Gesicht gewesen sein vor Anstrengung.

Glück oder Schicksal half. Der Kosak brachte das Pferd in den Stall.

Jetzt war es Zeit, die Planke anzugehen. Glatt, ohne jeden Vorsprung das Hindernis. Wie da hinaufkommen? Ich fand zwei mannshohe Bretter. Mit den Spitzen aneinandergelehnt, gaben sie einen Auftritt. Das Paket in den Zähnen, zog ich mich bis zur Brust hinauf. Dann ein Knie auf den fingerbreiten Auftritt, das andere. Dann kam das Aufrichten. Ich hatte nur einen Willen: Gleichgewicht nicht verlieren.

Jetzt hatte der rechte Fuß Halt, gleichzeitig erreichten die Fingerspitzen den Plankenrand. Leise zog ich mich hinauf, schaute auf die Straße. Draußen Kommen und Gehen von Menschen. So hing ich bewegungslos, lange Minuten. Mein Kopf und die Hände waren im Lichtkegel der Bogenlampe. Ich erwartete jeden Augenblick einen Schuß, das Schrillen der Signalpfeifen — Alarm! Nichts!

Da bellte plötzlich ein Hund, wütend, laut. Vorsichtig wandte ich den Kopf. Unter mir eine große Dogge, heiser heraufkläffend. Jetzt mußte der Alarm kommen. Aber nichts regte sich.

Beim langsamen Zurückdrehen des Kopfes reißt das Wachstuch, ein Fetzen bleibt mir in den Zähnen, das Paket liegt unten.

Langsam glitt ich hinunter. Der Hund war fort. War er überhaupt dagewesen, war er nur eine Einbildung? Das Paket in den Zähnen, enterte ich wieder auf. Oben angelangt, fand ich die Straße leer. Ein Sprung durch den Lichtkegel, vier Meter hoch, ein Aufschlag, und ich lag in einem Graben, den ich nicht gesehen hatte.

An der Planke entlang, unter dem Wachtturm durch kam ich auf einen freien Platz, am Wasserturm vorbei in die Stadt.

Warum sieht mich jeder so mißtrauisch an? Hab' ich denn ein Brandmal auf der Stirn — oder die Militärmütze noch auf? Nein — es sind nur die Nerven.

Bald habe ich die Straße gefunden, in der das Versteck ist. Aber wie die Hausnummer finden in der Dunkelheit? Hier könnte es sein!

Vor dem Hoftor sitzt ein Schutzmann. Ich habe die Empfindung, daß er auf mich wartet, und gehe vorbei. Im Laternenschein sehe ich ganz deutlich eine Hausnummer. Langsam zurückgehend, zähle ich die Nummern. Hier muß es sein, mit dem Schutzmann vor dem Tor.

Erste Tür links im Hof. Richtig! Quartier 3. Ich klopfe ein verabredetes Zeichen. Geräuschlos öffnet sich ein Spalt der Tür, ein Lichtschimmer fällt auf den Hof. In ihm eine Hand. Die Hand bewegt sich, tastet herum, ergreift mich plötzlich am Rockkragen, ein Ruck — und ich stehe in einem dunklen Korridor. „Geradeaus," sagt jemand. Eine Tür geht auf. Vor mir im Schein einer Lampe steht der Wachtmeister Plouhar, mager, mit überwachten Augen.

Im Versteck

Im Versteck gab es zu tun. Zunächst wurde die schmale eiserne Bettstelle ausprobiert, die wir teilen mußten. Trotz allen Probierens drängelte der Wachtmeister im Schlafe so, daß ich fast jede Nacht herunterfiel. Wir schliefen wenig. Hinter den Bildern hervor aus der Tapete krochen Hunderte von Wanzen. In drei Tagen waren wir mit Beulen bedeckt. Große, gefräßige Tiere, die der Russe „Preußen" nennt. Ausgezeichnete Akrobaten waren unter ihnen, die an der Decke lauerten und klatsch! ins Gesicht sprangen. Am Tage, wenn sie hinter den Bildern schliefen, mordete ich sie.

Am dritten Tage brachte unser Wirt — ein braver, alter Pole, im Nebenberuf Deserteurvater für Polen — einen ganzen Armvoll Anzüge vom Basar. Ich verpaßte mir einen, setzte eine Fensterglasbrille auf die Nase, stopfte mir Schießpulver (gestoßenen Pfeffer) in die Manteltasche und machte den ersten Ausflug.

Fast täglich ging ich nun zu den Damen, um die letzten Bestellungen in Auftrag zu geben. Gouvernementskarten von Südsibirien bis zur Mongolei, drei Taschenkompasse, eine elektrische Taschenlampe, viel Bindfaden sammelte sich allmählich. Die Landsmänninnen strickten uns fingerdicke Unterhosen und Strümpfe. Aus feinen Lammfellen wurden Socken hergestellt. Wir schafften Proviant für drei Wochen pro Nase an, der erst in der Mongolei angebrochen

werden sollte: Schokolade, Sardinen, Reis, Suppenwürfel, Zucker. All das sollte in den Schlafdecken mit zwei Riemen auf dem Rücken getragen werden. Wir hatten jeder gute fünfzig Pfund zu schleppen. Mehrere Pfund Tabak und zwei Stummelpfeifen schlossen die Sammlung ab.

Dann kam die schwierigste Frage: Pässe. Hier zeigte sich das Talent des Wachtmeisters zusammen mit seinen guten Kenntnissen der russischen Sprache und Polizei. Ein Paßfälscher konnte nicht geschickter Stempel fälschen als er, nur mit einem Kopierstift und Lineal. In fünf Minuten machte er alle Sorten An- und Abmeldestempel von allen möglichen Städten und Polizeibezirken. Während er zeichnete, fuhr er mit der linken Hand durch seinen langen Rotbart. Alle guten Gedanken zog er aus diesem Rotbart.

Da wir nicht drucken konnten, mußte ich mit meinen Verbindungen alte Pässe beschaffen. Man muß immer wissen, womit man zu wem geht. Ich machte einen Besuch, den richtigen, und brachte zwölf alte Pässe mit.

Nun ging es ans Namenerfinden. Am Abend lagen zwei funkelnagelneue Kerle auf dem Tisch — ein Student und ein Kaufmann. Der Student war achtzehn Jahre alt, noch nicht dienstpflichtig, glatt rasiert, hatte mein Gesicht, meine Haare, zwei Narben wie ich am linken Zeigefinger. Zum Verwechseln — nicht auseinanderzukennen, auf Ehre. Er hatte deutsche Vorfahren und stammte aus Libau.

Die Russen mochten die Richtigkeit des Passes feststellen, wenn sie wollten und unsere Feldgrauen sie nach

Libau ließen. Der Kaufmann war ein waschechter polnischer Jude, Landsturm, der noch nicht dienen mußte. Leider hatte er keinen Bart. Trauernd fielen die stolzen roten Strähnen unter meiner Taschenschere.

Plouhar nahm Lineal und Kopierstift und meldete uns in vielen Städten an und ab. Dann setzte ich meine Studentenmütze auf den Kopf, die Fensterglasbrille auf die Nase und machte den Damen meinen Abschiedsbesuch.

Es wurde viel vom sibirischen Schnee gesprochen, der hier schon handhoch lag, von Wölfen in den Urwäldern Südsibiriens, von der Wüste Gobi, dem wilden, menschenscheuen Altaigebirge. Ich lachte und sagte: „Bangemachen gilt nicht." Dann schrieb ich einige Briefe, die nach dem Frieden in die Heimat sollten, falls mich ein fremdes Land verschlucken und nicht wiedergeben sollte, steckte die letzten Liebesgaben in die Tasche. Ein letzter Dank, ein Händedruck, und draußen war ich.

Die letzte Nacht war Spannung, Erwartung. Alle die vielen Enttäuschungen warnten und stürmten auf den Optimismus ein, der ein Kinderlachen lachte.

Vor den schlaftrunkenen Augen wachten die Bilder der letzten Monate. Eine bange Note zitterte durch die Nacht. Zehn Tage hatten mich die Russen gesucht seit dem Sprung über den Zaun. Patrouillen waren in Hotels und Freudenhäuser eingedrungen, der Bahnhof von sechs Gendarmen und verstärktem Militär bewacht. Ohne Paßrevision kam niemand aus dem Bahnhof heraus oder hinein. Zwei polnische Deserteure

waren am Fahrkartenschalter abgefaßt worden. Einen von ihnen, der mir ähnlich sah, verhaftete ein Gendarm mit den Worten: „Sagen Sie nur gleich, daß Sie der entflohene deutsche Flieger sind." Die beiden waren nach einigen Tagen entkommen und erzählten unserem Quartierwirt die Episode.

Der Teufel weiß, aus welchen Gründen die Russen es so scharf auf mich hatten. Mein Gesicht war bekannt. Ich war absichtlich nicht mit Plouhar zusammen aus dem Lazarett entwichen, sondern erst später allein. Es ist immer gut, wenn man seine Spur verwischt und niemand weiß, daß man einen Mitverschworenen hat.

Am elften Tage wurde die Bahnhofssperre aufgehoben. Wir entschlossen uns, am vierzehnten zu fahren, einem Freitag.

Die Nacht sank in sich zusammen und bekam graue Flecke. Auf der Erde hockte unser Gepäck wie verschlafene Tiere. Ich weckte Plouhar. Wir tranken heißen Kaffee und sprachen nicht. Dann fuhr der Deserteurvater mit dem Gepäck in den blassen Morgen. Er sollte Fahrkarten nach Irkutsk kaufen, Plätze belegen und im Zuge unbemerkt die Karten uns zustecken.

Der Detektiv

Der Jahrestag meiner Gefangennahme stieg aus dem Osten. Um fünf Uhr stapften wir durch den Schnee der verschlafenen Straßen. Lokomotiven tuteten in der Ferne wie Nebelhörner auf Schiffen.

Die Fenster der Landsmänninnen waren verhängt. Ich zeigte Plouhar das Haus. Er war vier Wochen nicht an der Luft gewesen und hatte steife Beine.

Vor dem Bahnhof stachen russische Rekruten in Strohpuppen, die deutsche Uniform anhatten. Plouhars Schritte wurden langsam, schwerfällig. Er ging wie ein echter, dicker, russischer Kaufmann. In Rußland darf man nie schnell gehen, sonst fällt man sofort als Nichtrusse auf.

Plouhar verschwand schwerfällig im Bahnhof. Einige Minuten wartete ich, dann nahm ich die Klinke der Glastür in die Hand und öffnete. Gegenüber der Tür standen zwei strenge, mißtrauische Augen, die mich durchbohrten. Es war sonst niemand im Vorraum als diese Polizistenaugen, die einem russischen „Geheimen“ gehörten. Ich kann mich lange mustern lassen, aber diese Polizistenaugen waren mir unheimlich. Plouhar war unbeanstandet an diesen Augen vorbeigekommen, er war ja auch schon vier Wochen verschwunden, der rote Bart fehlte.

Ich fiel dem Burschen sofort auf. Gott sei Dank, hatte ich meine Studentenmütze. Ehe der Geheime

lange überlegen konnte, ging ich auf ihn zu, steckte eine Zigarette in den Mund: „Gestatten Sie anzurauchen?“ — „Bitte.“ — „Danke.“ (Einer Gefahr muß man ins Auge sehen. Ich habe mich später um Auskunft am liebsten an Schutzleute gewandt.) Dann setzte ich mich in den Wartesaal, putzte meine Brille, zog den „Rußkoje Slowo“ aus der Tasche und las.

Der Geheime war mir nachgegangen und ließ mich nicht aus den Augen — unheimlich. Wenn er mich anredete, saß ich in fünf Minuten fest mit meinen russischen Kenntnissen.

Wie unabsichtlich hielt ich die Zeitung vors Gesicht und las einige Minuten. Beim ersten Glockenzeichen stieg ich in den Wagen, vor dem Plouhar stand. Wir kannten uns natürlich nicht. Im Korridor drückte mir der Pole eine Fahrkarte in die Hand und verschwand. Gleich im ersten Abteil lag mein Gepäck. Ich setzte mich und las weiter. Kaum hatte ich die Zeitung entfaltet, da stand auch schon der Geheime in der Tür. Seine grauen Augen stachen. Meine Nerven waren zum Springen. Wenn er doch reden wollte! Dann war diese Situation wenigstens rasch zu Ende. Mit dem zweiten Glockenzeichen stürmten fünf echte russische Studenten in das Abteil, lachten und sagten: „Guten Tag, Kamerad!“ Was blieb mir übrig! Ich sagte den Kameraden von der anderen Fakultät guten Tag.

Da huschte ein Erkenntnisblitz über das Gesicht des Geheimen. So ist's recht, halte mich nur für den Reisegefährten dieser fünf echten Studenten!

Der Geheime ging. Die Lokomotive tutete. Der Zug rollte. Ich bedankte mich innerlich bei den „Kollegen" für die Rettung und entzog mich ihrer Gesellschaft, die unangenehm hätte werden können, in ein anderes Abteil. In einem gewissen Ort verschwand die Studentenmütze, die jetzt ein Anknüpfungsgegenstand für gefährliche Gespräche gewesen wäre. Eine Reisemütze, die ich nun aus der Tasche zog, war viel neutraler.

So rollten wir dahin, freie Männer mit gut gefälschten Pässen in der Tasche. Vier Stunden Wald, immer Wald. Noch sagten mir die verschneiten Bäume nichts. Ich dachte an die Augen des Geheimen, die immer noch hinter mir standen.

Plouhar fing ein Gespräch mit unserem Gegenüber an, der ein Jude zu sein schien. Fein, wie er seine Angeln auslegte. Bald hatte Plouhar den politischen Standpunkt des vermutlichen Juden, der ein Tatar war, herausgefunden. Während ich hinter der Zeitung verschanzt saß, schimpften beide auf den russischen Staat, auf alles, was russisch ist.

Wir kannten die Adresse eines deutschen Juden in Irkutsk; Plouhar angelte heraus, daß der Tatar in Irkutsk gut bekannt war. Er fragte, ob Plouhar, der sich als Jude ausgegeben hatte und stark näselte, den Juden Eichler in Irkutsk kenne. Das war unser Jude, von dem wir nur die Adresse wußten. Plouhar log herum, erriet alles über Eichler und erzählte von ihm wie von einem lieben Bekannten. Der Tatar wurde warm. Plouhar ging langsam und vorsichtig auf die mongolische und mandschurische Grenze über, nur aus

Geschäftsinteresse natürlich. Bald erfuhren wir wichtige Dinge.

Der Tatar hatte uns in sein Herz geschlossen. Juden und Tataren stehen zusammen gegen die Russen. Er besorgte „kipjatok" (Teewasser), „bulki" (Weißbrote), gab uns seinen Zucker. Ich dachte: Wenn er wüßte, wie weit wir waschechte Juden sind! Vielleicht ahnte er es, denn am Abend klopfte er mir aufs Knie und sagte: „Junger Mann, haben Sie keine Angst, ich sage nichts."

In der Nacht, kaum eingeschlafen, wachte ich von einem heftigen Stoß auf. Plouhar kniete auf meiner Brust und flüsterte: „Sie dürfen nicht schlafen, Sie sprechen deutsch im Schlaf." Dann nahm er eins von den Schlafpulvern, die wir mithatten für Wachleute, falls wir erwischt werden sollten, und schnarchte.

Ich schlief zwei Tage und Nächte nicht, weil außer dem Tataren Russen im Abteil waren. Um den Schlaf zu vertreiben, rauchte ich viel. Kurz vor Irkutsk wurde es mir im Korridor schwarz vor den Augen. Ich schwankte noch auf einen Sitz und sank ohnmächtig zusammen. Nach einiger Zeit wachte ich auf.

Wir fuhren in Irkutsk ein.

Sieben Tage durch verschneite Wälder

Auf dem Bahnhof wimmelte es von sonntäglichen Menschen. Ein Pelzmarkt wogte hin und her. Alle Felle der Welt mit bärtigen Russengesichtern schoben sich friedlich durcheinander.

Ich steckte eine Ankunftskarte an die Landsmännin in X. in den Kasten. Plouhar machte einen großen Bogen um einen langen Gendarmen. Dann standen wir vor dem Bahnhof im Gewimmel von Schlitten, die wie lackierte Schachteln klein und putzig im Schnee standen. Pferdeglocken bimmelten, Droschkenkutscher und Gepäckträger schrien, Damen lachten. Durch die kalte Winterluft, so klar und rein, wie sie nur Sibirien kennt, zog Patschuligeruch und Mottenpulver. Über alledem stand eine festtägliche Sonne. Es war ganz Sonntag, ganz Winterluft.

Ich sauge mich mit allen Sinnen in dies Bild, kam doch jetzt der Abschied von Zivilisation und Menschheit. Wir wollten ja verschwinden in Schnee und Urwälder, wo Menschen unsere Feinde waren, nur Waldtiere unsere Freunde sein durften. Weit im Süden, nach mehreren tausend durchquälten Kilometern, wollten wir erst wieder zu Menschen gehen, die dort hinter der Chinesischen Mauer auf Holzschuhen trippeln und lange Zöpfe tragen.

Eine schwarze Lackschachtel bimmelte mit uns durch den Schnee. Auf die Frage des Kutschers sagte Plouhar:

„Geradeaus." Das war alles, was ich wußte und wollte — geradeaus.

Nach zehn Minuten traten die letzten winzigen Holzhäuser von der Straße zurück. Der Kutscher fragte nicht, warum wir hier ausstiegen. Ein Kutscher fragt nicht und fährt, bis man ihn halten läßt.

Vor uns lag ein Wald mit weißen Tupfen und Hauben. Viele schlanke Weihnachtsbäume träumten in den Sonntag. Es war still wie in einer Kirche, in der Eichelhäher predigten. Von der Stadt her summten tiefe Glockentöne, liefen in den Wald und kamen nicht wieder. Tief im Walde, an einem Berghang, traten wir den knietiefen Schnee zur Seite und vergruben unser Gepäck. Hier wollten wir die Nacht abwarten, um zu marschieren. Von heute ab sollte die Nacht zum Tage werden.

Um die Kälte zu vertreiben, rieben wir die Stummelpfeifen an Nase und Wangen, erzählten vom Sommer der Heimat mit all seinem Licht und seiner warmen Sonne.

Die Hände in den Pelztaschen, starrten wir in den Wald, bis der Abend Purpurbündel in die westlichen Bäume warf. Plötzlich fiel ein Schuß, Hundebellen zerriß den Tannenfrieden, ein entsetzter Hase jagte an uns vorbei. „Jäger," sagte Plouhar. Wir zogen tiefer in den Baumschatten. Ein Hund kratzte an unserem Gepäck im Schnee und jaulte. Das Herz schlug mir im Halse. Wenn sie unser Gepäck fanden, unseren Proviant und alles, was uns das Leben erhalten sollte, waren wir verloren.

Wie ich die Menschen haßte! Warum läßt man mich nicht einsam frieren und wandern? Irgendwo in den Tannen pfiff jemand, der Hund sprang davon.

Während die sinkende Sonnenfackel tausend Sterne anzündete, öffneten wir die gefrorenen Decken, aßen etwas Brot und zogen Schafpelze, Pulswärmer, Baschliks und alles an, was wir für den weiten Winterweg und den Schlaf im Schnee mithatten. Als wir die Sachen tragbequem schnürten, kam eine schwarze Dunkelheit. Ab und zu ließ ich die Taschenlampe aufleuchten, schob Plouhar das Gepäck auf dem Rücken zurecht, steckte eine flache Petroleumflasche gegen Wolfsgefahr in die Tasche und rutschte im tiefen Schnee ins Tal.

Ein Flüßchen sperrte unter einer dünnen Eisdecke murrend den Weg. Aus dem Schneedunkel auf dem anderen Ufer glühten abendliche Fenster, hinter denen es wohlig und warm war.

Ein vorsichtiger Schritt ließ das Eis krachen. Die dünne Decke trug noch nicht. Wir mußten über die Brücke durchs Dorf. Unser Schatten jagte vor uns auf der weißen Straße. Hunde kläfften heiser in den Höfen und rissen toll an klirrenden Ketten. Hinter dem Dorf schöpften wir tief Atem und gingen langsam durch den Schnee. Ich war heute Schrittmacher und ging voran. Der Mond schaute blaß und krank über den Wald. Urwaldgeräusche sprangen auf, die ich nicht kannte, und wollten uns ängstigen. Um Mitternacht schwang eine ferne Dorfglocke durch den toten Wald. Dumpfes Klagen zog in den Büschen, bang tönende

Schreie, halb menschlich, halb tierisch. Vereinzelt erst, dann im Chor — — „Wuh, wuh!" Wölfe!!

Sie schrien durch die Nacht und klagten den Hunger an. Vielleicht standen sie ganz nahe um uns.

Wir horchten auf das dumpfe Murren und wußten nicht, ob wir Angst hatten, gingen und gingen, bis die Riemen auf den Schultern schmerzten und die Knie zitterten.

Im Schnee sitzend, rauchten wir. Plouhar drehte mir „Winterzigaretten", dicke, an denen man lange rauchen konnte. Wir sprachen nicht und horchten auf die unbekannten Nachttöne. Neben uns lagen die Petroleumflaschen, um sofort Feuer zu machen, wenn die Wölfe zu nahe heulten.

Im Walde ringsum krachte es, knack, knack, wie wenn jemand dürre Äste zerbricht. Immer näher kam das Knacken, immer mehr Äste wurden zerbrochen. Da — husch, sauste dicht vor uns ein dunkler Strich über den weißen Weg.

Der erste Wolf! Nun wußten wir, wer die Äste brach.

Zwischen den Bäumen standen Irrlichter, grünlich, phosphorleuchtend. Über den Lichtern waren spitze Hundeohren. Ringsum standen sie so und glühten, knurrten leise: „Wuh, wuh." Tief im Walde winselte ein einsamer Wolf, der die Meute verloren hatte. Meine elektrische Taschenlampe leuchtete auf, fuhr mit grellem Lichtkegel unter die Bäume. Da löschten die Irrlichter aus und kamen diese Nacht nicht wieder.

Wir marschierten noch, bis die Sterne schlafen gingen. Ein frischer Morgenwind kam aus dem Osten, als wir tief im Walde, abseits der Straße, einen Schlafplatz im Schnee stampften. Mit krummen, gefrorenen Fingern hoben wir das Gepäck ab und suchten Feuerholz. Beim Ästebrechen stäubte der Schnee ins Gesicht und fuhr tief und kalt in die Ärmel. Über dem spärlichen, kranken Feuer hing der kleine Kochtopf. Wir konnten noch kein rechtes Feuer machen, mußten erst Europas Tünche ganz verloren haben, ganz Wilde werden.

Das Kochen des Schneewassers dauerte endlos. Zehn Hände voll Schnee wurden beim Schmelzen zu wenigen Tropfen. Dann wurde der Tee fertig. Er schmeckte nach Regenwasser und Tannennadeln, die obenauf schwammen. Aber heiß war er, daß die Lippen brannten und der Magen sich zusammenzog.

Ein Stück Brot, und das erste Waldmahl war beendet.

Bis der Tag im Osten blendete und die erwachten Morgenwinde aus den Baumkronen stiegen, hielt ich Wolfswache, schaute in die hüpfende Flamme des Feuers und legte Holz nach.

Alle Einsamkeiten lagen auf mir, und doch war ich nicht allein mit den vielen Gedanken aus meinem Erinnerungsschrank. Ich dachte nicht, was werden würde, nur wie es war, wie schön damals vor Jahren. Daß ich hier im sibirischen Walde saß im Schnee, schien mir ganz na ürlich. Traurig war nur, daß die zu Hause nichts von mir wußten, nicht ahnten, ob ich noch war und wo.

Ich sah noch den Eichkätzchen zu, wie sie die Stämme hinauffederten, sich die roten Nasen putzten. Ein alter Specht ging mit seinem Jungen zur Schule, setzte ihn vor ein Wurmloch, lief rasch um den Baum, klopfte mit dem Schnabel und beobachtete, wie der Kleine den aufgescheuchten Wurm fraß. Dann trat ich das Feuer aus, damit der Rauch unser Lager nicht verriet, und legte mich neben Plouhar schlafen, das Gesicht verhüllt, die Beine in meiner zugeknöpften, pelzgefütterten Lederjacke.

Am Abend wurde unser Marsch von seltsamen Tönen unterbrochen. Wir lauschten. Ziehharmonika und singende Menschen. Rasch warfen wir uns zur Seite in die Büsche. Als niemand kam, gingen wir bis zur Wegbiegung. Unter uns in einem Tal ein Dorf mit illuminierten Fenstern. Ziehharmonika, Gekreisch, Hundebellen — irgendein Fest.

Da das Dorf links und rechts von Morast umgeben war, wie Plouhar von seiner Sommerfahrt wußte, konnten wir es nicht umgehen. Um nicht zu sehr zu frieren — es war merklich kälter als gestern —, krochen wir in einen Heuschober am Wege. Vier Stunden beobachteten wir das Dorf, bis die letzten Lichter erloschen und es schlief.

Unbemerkt, begleitet vom Geheul der Hunde, kamen wir durch den langgestreckten Ort. Gleich darauf wieder ein Dorf, noch eins und noch eins — alle von Sümpfen eingerahmt. Elf Kilometer sind wir diese Nacht durch die nächtlichen Dorfstraßen gejagt, ohne Möglichkeit, links oder rechts auszubiegen mit unserem verdächtigen Gepäck auf dem Rücken.

Allein daß wir zu Fuß gingen, dazu noch in der Nacht, mußte auffallen, da selbst der ärmste Sibiriak fährt. Einmal wurde ein Fenster geöffnet, jemand rief uns an. Ohne Antwort eilten wir weiter.

Nun kam noch ein Dorf, das längste. Die Dunkelheit war schwarz, daß man die Hand nicht vor Augen sehen konnte. Ich ging mit den Ohren.

Plötzlich warf ich mich in den Graben, Plouhar neben mir. Ich hatte ein Pferd gehört, Knirschen von Schlittenkufen, zu sehen war nichts. Ganz dicht fuhr der Schlitten vorbei. Zehn-, zwölfmal mußten wir noch in den Graben. Bauern fuhren durch die Nacht, wahrscheinlich zu einem entfernten Markt.

Ärmel, Kragen, Taschen — alles war voller Schnee. Hundemüde, froren wir jämmerlich. Plouhar schwankte nur noch vorwärts. Das Gepäck war eine Qual, die Beine hingen wie Eisklumpen. Eine Stunde mußten wir uns noch schleppen, bis der Wald wieder anfing. Ich ging wie im Delirium vor Müdigkeit.

Plouhar hatte die erste Wolfswache und kochte Tee, während ich Holz sammelte. Meine durchschwitzten, hartgefrorenen Reitstiefel zog ich aus, nahm sie unter dem Pelz dicht an den Körper, damit sie weich wurden, und schlief einen bleiernen Schlaf.

Als ich gegen Abend aufwachte, schlief Plouhar fest. Am ausgebrannten Feuer standen seine Stiefel mit großen, angesengten Rissen, völlig zusammengeschrumpft. Plouhar fluchte schrecklich und zwang seine Füße in meine Lackstiefeletten, die ich auf alle Fälle mitgenommen hatte. Aus unseren Flanellbauchbinden schnitten wir Wickelgamaschen.

Nach zwei Stunden Marsch hatte der Arme wundgelaufene Füße. Langsam hinkte er hinter mir her, blieb oft weit zurück. Wie sollte das werden?

Schon die vergangene Nacht hatte er über Durst geklagt. Er litt schrecklich und hinkte jammernd hinter mir. „Wasser, Wasser!" Zum Verrücktwerden — die ganze Nacht ein Jammerlaut: „Wasser, Wasser!" Ich werde wütend. „Zum Teufel, ich habe kein Wasser, essen Sie doch Schnee." Das tat er ununterbrochen, aber Schneessen stillt den Durst nicht. Ich war selbst durstig und kaute verzweifelt an meiner Stummelpfeife.

Gegen Morgen hörten wir ein Rauschen. Das mußte ein Fluß sein, der noch nicht gefroren war. Plouhar keuchte hinter mir: „Wasser, Wasser!"

Um eine Wegbiegung schäumte der Fluß.

Hinter mir ein dumpfer Fall. Plouhar lag lang ausgestreckt im Schnee, bleich, mit bläulichen Lippen. Er rührte sich nicht. Lange rieb ich ihn mit Schnee, bis die tiefe Ohnmacht wich. Fast war er zum Sprechen zu schwach.

Ich schleppte ihn vom Wege fort in die Tannen und ging mit dem Kochgeschirr Wasser schöpfen. Das Wasser hüpfte brausend vorbei und lockte. Vorsichtig probierte ich, ob das Eis am Rande des Flusses trug. Es war hart und fest. Langsam näherte ich mich der offenen Stelle. Krachend warnte das Eis. Ich fuhr zurück und versuchte eine andere Stelle. Wieder Krachen

und ein Sprung zurück. Dort, wo das Eis mich trug, war es so dick, daß ich kein Loch schlagen konnte. Unter wütendem Hämmern verbog sich der Kochkessel. Das Eis blieb fest.

Plouhar lag teilnahmlos im Schnee. Ich zog ihm die engen Stiefel aus und wickelte seine wunden Füße, die Frostbeulen und offene Stellen hatten, in meinen Pelz. Dann opferte ich eine von den Bouillonkapseln, die nur für die Mongolei bestimmt waren, und tat etwas Reis in die Suppe.

So aßen wir zum erstenmal etwas außer Brot, das hart gefroren war und erst im Munde tauen mußte, bevor es geschluckt werden konnte.

Zu Mittag machte ich Kaffee aus Schnee- und Tannennadel-Wasser. Am Abend aßen wir eine kleine Büchse Sardinen. Es war Leichtsinn, von der schmalen, für die Mongolei bestimmten Ration zu nehmen, aber Plouhar mußte wieder marschfähig werden.

Die nächste Nacht führte uns durch Gebirge, bergauf, bergab, steil und mühsam im knietiefen Schnee. Gegen Morgen machten wir Rast hoch in den Bergen. Nach dem Genuß von Tee und hartem Brot übernahm ich wieder Wolfswache. Plouhar mußte schlafen.

Frierend, kalt bis in die Knochen, kauerte ich am Feuer und kämpfte mit einer unbekannten Erschöpfungsmüdigkeit. An den Wimpern hingen Bleistückchen. In Gedanken schlief ich schon, nur die Ohren wachten noch in den Wald.

Äste wurden zerbrochen, krach, krach — Wölfe. Dann heulte einer kurz und rauh, daß der Wald erschrak.

Es schneite, große Flocken, wie man sie bei uns nicht kennt. Weiße, fast undurchsichtige Vorhänge hingen im Walde. Einen tollen Tanz führten die Flocken um das Feuer, sprangen hinein und starben. Immer mehr kamen, Millionen huschten in die qualmende Flamme.

Plouhar war schon ganz eingeschneit. Auf den Knien hatte ich fußhohe Schneepolster.

Ich schlief und träumte von Weihnachten. Draußen tanzten Flocken und schmolzen an den Scheiben. Im Zimmer war es warm und roch nach Punsch, der Weihnachtsbaum hatte keine Lichter, sondern Wolfsaugen.

Da fuhr ich auf. Dicht hinter mir hatte es trocken geknackt. Ringsum waren die Irrlichter, ganz groß und nahe. Ich sah Schnauzen und Ohren. Die Wölfe knurrten leise.

Das Feuer war von den Flocken erdrückt. Nur noch etwas Glut lebte unter der Asche. Rasch goß ich Petroleum hinein. Zisch — machte die Flamme und fuhr unter die Wölfe, die auseinanderstoben.

Um ein Haar hatten sie uns, so dicht waren sie noch nie gewesen. Mein Herz war ein kalter Eisklumpen.

Ich weckte Plouhar zum Holzsammeln. Nein, er wollte nicht und rückte dicht ans niedrige Feuer. In diesem Augenblick habe ich ihn gehaßt.

Die Wölfe knurrten noch ganz in der Nähe. Wie da Holz holen? Wenn ich aus dem Lichtkreis der kleinen Flamme kam, packten sie mich, zerrissen sie mich, todsicher.

Wir brauchten Holz. Ging das Feuer aus, so waren wir auch verloren.

Vom Feuer aus sprang ich an den nächsten Ast, hängte mich an ihn, bis er abriß. Lange mühte ich mich so. Meine rotgefrorenen Hände hatten blutige Risse.

Die Flocken türmten sich weiter. Am Morgen ging der Schnee bis an den Leib. Wir mußten herunter von den Bergen, wußten wir doch, daß es hier zwei, drei Meter hoch schneit. Wir entschlossen uns, am Tage zu gehen, zum erstenmal, um nicht einzuschneien und nach Verzehren des Proviantes elend zu verhungern.

Der Schnee stieg und stieg, hemmte die müden Schritte. Die Quälerei war nicht mehr menschlich. Plouhar blieb zurück. Oft sah ich ihn nicht mehr durch die Flocken.

Wir stiegen zu Tal. Die Flocken wurden kleiner und hörten auf. Vor uns, vielleicht hundert Schritte, bewegten sich Punkte. Zwanzig Schritte neben dem Wege warfen wir uns in den tiefen Schnee. Die Punkte wuchsen, wurden Menschen, die Telegraphendraht durch den Schnee schoben.

Dicht vor uns, fast an der Stelle, an der wir abgebogen waren, rasteten sie. Zwei volle Stunden lagen wir hinter ihnen, nur zwanzig Schritt, wagten nicht zu atmen. Die letzte Wärme wich aus dem Körper, das Fleisch hing schmerzend an den kalten Knochen. Als die Telegraphenarbeiter weitergingen, konnten wir kaum aufstehen. Wir zogen mühsam die gefrorenen Pelze aus, um den Schnee zu entfernen. Sie standen wie Glocken.

Es war noch Tag, und wir wagten nicht, auf dem Wege fortzumarschieren, gingen in den Wald und

parallel zur Straße. Über verschneite Sträucher fallend, in vermoderte Baumriesen bis unter die Arme versinkend, quälten wir uns weiter. Wir waren dem Weinen nahe vor Erschöpfung.

Plouhar behauptete plötzlich, daß wir falsch gingen. Die Kompasse zeigten unsere Orientierung als richtig an, aber Plouhar wollte es besser wissen.

Da rissen unsere Nerven. Dicht voreinander sprühten unsere Augen, haßerfüllt, beide hatten wir eine Hand am Dolche.

In diesem Augenblick zerriß etwas zwischen uns, das nie wieder ganz wurde.

Wir trennten uns. Plouhar ging wütend nach rechts und fiel über einen verschneiten Baumstumpf. Ich mußte hell lachen.

Als wieder Ruhe in mir war, ging ich hinter Plouhar her, redete ihm gut zu. Wir einigten uns, auf der alten Spur zurückzugehen und weiter auf der Straße, da es inzwischen Nacht geworden war.

Um Mitternacht kamen wir an eine morsche Brücke, unter der kein Schnee lag. Obgleich es höchst unvorsichtig war, wollte Plouhar hier trocken schlafen. Ich gab nach, um nicht die frisch gekittete Freundschaft wieder in Stücke gehen zu lassen.

So begann die siebente Nacht, zum erstenmal nicht im Schnee.

Der Deserteur

Unter der Brücke lag Holz, große Scheite, die prächtig im Feuer prasselten. Das Eis in den Pelzen taute, dampfte und ließ die Sachen los.

Über der Glut hingen unsere Fausthandschuhe, nach denen kleine Flammen hüpften. Es roch nach Armeleutewäsche. Die Handschuhe schwelten und stanken, bekamen große, angekohlte Löcher. Da nahmen wir sie weg und hängten den verbogenen Kochtopf hin.

Die Stummelpfeifen dampften, das Schneewasser kochte über und zischte in die Stille, daß wir erschraken. Plouhar hielt seine roten, rissigen Hände über das Feuer. Was war aus dem stämmigen Manne geworden? Spitz starrte die Nase aus eingesunkenen Wangen unter einer eckigen Stirn. Seine Augen lagen trübe und tief, zusammengefallen hing er in seinem Pelz wie ein Kleiderbügel.

Ich horchte in die Stille der Nacht, die wie ein großer schwarzer Vogel im Schnee hockte und sich nicht rührte. Ängstliche Gemüter fürchten solche Stille. Wir liebten sie und zerrissen sie nicht mit unnützen Worten.

Im Walde war ein neues Rauschen, anders als Baumrauschen. Wahrscheinlich kam es vom nahen Baikalsee, der über den schneestarrenden Bergen lag.

Das Feuer wurde kleiner, seine Lichter krochen nicht mehr so weit durch die dunklen Brückenlöcher in den Schnee.

Über die Brücke trapste etwas, nochmals, trab, trab, hin und her. Am Rande des Lichtschattens stand ein großer Wolf, starrte regungslos. In seinen grünen Augen war Verwunderung und Gier. Plötzlich setzte er mit langem, lautlosem Sprung in die Dunkelheit. An seiner Stelle stand ein Mann. Gebückt schaute er unter die Brücke. Wir regten uns nicht, faßten an die Dolche und wußten jeder, was wir dachten: Wenn nötig, weg damit, Wolfsfutter!

Minuten verstrichen. Da kam eine rauhe Stimme von dem Mann — klang wie eine im Frost gesprungene Glocke: „Kann man sich ans Feuer setzen?"

Ich bejahte und faßte den Dolch fester.

Zwei müde, hungrige Augen rollten hin und her zwischen dem Kochtopf und uns. Durch eine zerlöcherte Hose blickten rotgefrorene Knie. Alles an dem Mann war rotgefroren mit Frostbeulen: die handschuhlosen Hände, das ungeschützte Gesicht unter einer elenden, zu kleinen Pelzmütze. Die Wärme wich wieder aus mir beim Anblick dieses frierenden Menschen.

Wo kam er her, wo ging er hin, bei dreißig Grad Kälte und knietiefem Schnee in wolfsgefährlichen Nächten?

Er war so regungslos gefroren, daß er erst nach einem Becher heißen Tees den Mund öffnete. Was seine rostige Stimme knarrte, fiel wie ein Blitz vom Himmel und setzte alles in Brand: „Sind Sie nicht Kriegsgefangene?"

Ohne Antwort stand Plouhar auf und stellte sich hinter den Mann. In seinem Gesicht war etwas Mit-

leid, viel Entschlossenheit. Weiß leuchtete der Dolch in seiner Hand. Gleich mußte der Fremde vornüber ins Feuer stürzen, den Dolchgriff im Rücken, da wandte er sich, sah Plouhar und sprang zur Seite. Im selben Augenblick hatte ich ihn fest, zwang ihn ans Feuer.

„Was willst du mit den Kriegsgefangenen sagen?" drohte Plouhars Stimme.

„Nichts, Herr, ihr seid vielleicht keine, ich bin ein armer Deserteur und werde nichts verraten." Dann stürzte seine Geschichte über zitternde Lippen —: Wie man ihn weit weggeschickt hatte, zu kämpfen gegen Leute, die ihm nichts getan, wie er sich nicht hatte totschießen lassen wollen von den Germanskis, die so schreckliche Kriegsmaschinen haben, wie er desertiert ist von seiner Batterie, unter gefangenen Österreichern versteckt bis Irkutsk gefahren. Nun wollte er durch die Mongolei ins Amurgebiet, sich verstecken, dort, wo er früher Gold gewaschen hatte. Heute hatte er sechzehn Kilometer von hier bei einem entsprungenen Kettensträfling geschlafen. Wir steckten die Dolche ein, gaben ihm Tee und etwas Brot, das er gierig und zitternd verschlang.

Lange starrte ich ins Feuer und überlegte. Ein Gedanke bewegte sich: Seine Erzählung hatte den Mann uns ausgeliefert, hier in der verschneiten Wildnis war er ganz in unserer Macht. Aber später — wenn er seiner Wege ging? Würde er uns verraten, sich die bekannte Fangprämie für entsprungene Kriegsgefangene verdienen wollen, wenn er davon wußte? Unwahrscheinlich! In dem Zustande würde er sofort selbst fest-

genommen werden. Seine Erzählung klang glaubwürdig. Halt — sollten wir ihn benutzen? Der erste Mensch, mit dem wir wieder sprachen, mußte uns helfen.

„Kannst du Pferde besorgen, Deserteur?"

„Jawohl, Herr, im Dorf, durch den Kettensträfling, sechzehn Werst von hier." Plouhar sagte: „Aha." Ich hielt fast den Atem an bei diesem Gedanken.

Der Deserteur taute mehr und mehr auf, lutschte mit Wohlbehagen an meiner Pfeife und erzählte unbeholfen von seiner Flucht. Wir waren ja in derselben Lage, flohen alle vor der russischen Regierung.

„Du, hör mal," sagte ich, „wir sind entflohene Kriegsgefangene, deutsche Offiziere, wollen nach China. Wenn du zwei Pferde und einen Schlitten verschaffst, kannst du den Kutscher machen. Wir gehen zusammen bis Peking. Dort gebe ich dir fünfhundert Rubel, und dann bist du frei."

Er überlegte nicht lange und sagte: „O Herr, ich werde Pferde finden und Sie fahren."

Ich nahm ihm einen großen Schwur ab. Er war ganz andächtig, schwur und schlug ein Kreuz. Dann machte eine Friedenspfeife die Runde, und ich gab Iwan einen Baschlik, Handschuhe, Kniewärmer und eine Unterjacke. Er hatte ein weihnachtliches, glückliches Gesicht, als er die warmen Sachen anzog, und spazierte mit hungrigen Augen über unseren mongolischen Proviant. Was dieser Mann gedarbt und gelitten hatte! Eine Pferdenatur.

Während wir zum Aufbruch rüsteten, stampfte

etwas durch den Schnee, eine Schlittenkufe knirschte auf der Brücke.

Mir kam ein furchtbares Mißtrauen, das alles Blut ins Gehirn jagte. Sollte Iwan Komödie gespielt haben, er nur einer von mehreren sein, die unsere Spur verfolgten?

Da beugte sich ein Schatten über das Brückengeländer und rief: „Eh, was macht ihr da unten?" Iwan sprang in das Brückenloch, als wollte er es sperren und sagte: „Ich trinke Tee mit meinen Kameraden."

Iwan war echt. Von diesem Augenblick an hatte ich kein Mißtrauen mehr gegen ihn.

Die Schlittenkufen knirschten weiter durch den Schnee. Mit den Füßen stießen wir die verglimmenden Scheite auseinander und vergruben das Gepäck im Schnee in der Nähe eines Telegraphenpfahls, dessen Nummer wir uns merkten.

Iwan war ein Schnelläufer. Ich konnte kaum mit, Plouhar blieb weit hinten und schleppte sich kaum vorwärts, sein Gesicht war aschfahl und hatte tiefe Schatten. Er schwankte und redete halblaut vor sich hin. Nach einer Stunde war Plouhar zusammengebrochen.

Iwan machte ein großes Feuer. Kreuzweise legte er das Holz, zündete, blies hinein, und eine Flamme schlug auf, wie wir sie nie zustande gebracht. Dann machte er noch ein Feuer. In der Mitte mußten wir uns hinlegen. Ich sah noch, wie Iwan hin- und herhuschte und Holz sammelte. Eine wohlige Wärme wickelte mich ein, löste die schmerzenden Glieder und drückte die Augen zu.

Ich träumte, daß meine Füße in einem Feuer lägen und langsam verbrannten. Ein brennender Schmerz riß mich auf. In beiden Stiefeln waren große Brandlöcher.

Nochmals schwankte Plouhar einige Kilometer, setzte sich in den Schnee und sagte jämmerlich, daß er nicht mehr weiter könne. Ich wurde wütend, jetzt, wo bald Pferde dasein würden, und fuhr Plouhar barsch an.

Mit Haß in den Augen wie am Tage vorher stolperte Plouhar in den Wald, verschwand hinter den dunklen Bäumen.

Das ist ja heller Wahnsinn, er kommt einfach um.

Seiner Spur folgend, fanden wir ihn tief im Walde. Er lag im Schnee, starrte mit kranken Augen und antwortete nicht.

„Plouhar!" Keine Antwort.

Seine Augen waren nur noch halb lebendig. Ich schüttelte ihn und schrie. Da sagte er mit einer Stimme, aus der das letzte Leben fliehen wollte: „Lassen Sie mich hier liegen und kommen Sie gut durch!"

„Unsinn, reißen Sie sich doch zusammen!"

Plouhar kicherte ein irres, schrilles Lachen, das mir kalt durch die Glieder fuhr.

Wahnsinn? dachte ich.

Iwan machte ein dummes Gesicht, und dann sagte er etwas gar nicht so Dummes: „Machen wir ihm ein großes Wolfsfeuer und holen wir ihn morgen im Schlitten ab."

Als das Feuer brannte und genügend Reisig zum Nachlegen gesammelt war, ließen wir Plouhar allein.

Ob ich ihn wiedersehe? Halb ohnmächtig, mit dem einen Gedanken: Durchhalten, durchhalten! stolperte ich hinter Iwan her, der ein Höllentempo ging. Fast vierzig Kilometer war ich heute durch tiefen Schnee gewatet, bergauf, bergab.

Meine Kraft wich langsam, fühlbar, vor den Augen tanzten schwarze Ringe, das Herz hämmerte schmerzhaft an den Rippen. Im Kopf lag schwer und hart wie Eisen mein Wille: Vorwärts!

Iwan stand im Schnee mit weit aufgerissenen Augen, aus denen die Angst sprang. O Gott, nur nicht stehenbleiben. Eine Minute stehen. Meine Beine wurden steif und gingen nicht mehr.

Ein Riesenexemplar von Wolf stand mitten im Wege und blickte böse. Wir pfiffen auf den Fingern, schrien, warfen brennende Streichhölzer — vergebens. Er stand und rührte sich nicht. Mit einemmal hatte ich alle Kraft wieder, wickelte meinen Baschlik um den linken Arm, nahm den Dolch und ging auf die Bestie zu. Da sprang sie zur Seite, lief zurück und blieb uns mehrere Kilometer an den Fersen.

Ich hatte jede Zeitrechnung verloren. Es mochte drei Uhr morgens sein. Vor uns im Walde brannten vier große Feuer, zwischen denen Menschen lagen. Der Schatten einer Feuerwache bewegte sich. Iwan sagte, daß es Telegraphenarbeiter wären, die eine Strecke abwickelten. In hüfttiefem Schnee machten wir einen großen Bogen um die Feuer, selbst Iwan schien erschöpft und ging langsam. Wenn ich ihn fragte, wie weit es noch wäre, antwortete er stets: „Drei

Werst.“ Entsetzlich, je länger wir gingen, desto mehr Werst wurden es.

Endlich tauchte ein Häuschen in der Nacht auf. Es stand einsam am Wege und glühte mit einem Fenster in den Wald.

Iwan machte eine Tür auf. In stinkendem Qualm, unter einer blakenden Lampe mit schwarzrissigem Zylinder stand ein uraltes Weib, im Unterrock, mit offenen, schmutzfettigen Haaren, eine brennende Zigarette in den Lippen. Hinter ihr wälzte sich von einem Schaffellager ein zweites altes Weib, das mit zahnlosem Munde grinste. Einen Augenblick stand dies Bild vor meinen vor Müdigkeit halb blinden Augen. Dann sank ich auf die schmutzigen Felle, wie von einer Riesenfaust niedergestreckt, und schlief einen bewußtlosen Totenschlaf.

Pferdekauf mit dem Kettensträfling

Um zwei Uhr mittags weckten mich Iwans kräftige Fäuste. Vor mir stand ein Verbrechergesicht. Raub, Mord, jahrelanger Kerker hatten mit hartem Stift ihre Runen um böse Augen gefurcht. Große, massige Hände, wie Mörder oder Scharfrichter sie haben, drückten schmerzhaft meine frostgesprungene Hand. Das also war Iwans Freund. Mir war es recht, wenn er nur helfen wollte.

Und er wollte. „Oho, Herr Offizier, Sie kämpfen gegen die russische Regierung." Wild ballte er seine Tatzen, die jahrelang Ketten getragen. „Die russische Polizei gefährliche Gesellschaft. Vorgestern hat der Dorfälteste einen Steckbrief bekommen. Ein deutscher Flieger ist aus X. geflohen. Fünfhundert Rubel Belohnung. Das sind Sie, ich erkenne Sie. Gut, daß Sie mich aufsuchen."

Mir war nicht recht wohl zumute. Vorgestern mein Steckbrief hier. Fünfhundert Rubel Belohnung. Holla, Herbert, nimmt dich in acht.

Auf dem großen Ofen hockten zwei zerlumpte Kerle, Marinedeserteure. Alle schüttelten mir die Hand. Ich war ja steckbrieflich verfolgt, Verbrecher wie sie. Verbrecher untereinander sind Kavaliere.

Der Besitzer dieser Räuberhöhle, die zwei Kilometer vom Dorf entfernt lag, schickte seinen Sohn mit

einem Schlitten, um Plouhar zu holen. Dann bekam ich Tee, richtigen Tee mit Zucker. Während ich roh eingemachte Pilze aß, mußte ich beständig auf den singenden Samowar starren. War es denn wahr? Ein Dach über dem Kopf, zu essen und zu trinken, Menschen, die mit mir fühlten, mir helfen wollten, wenn auch Verbrecher?

Während man aß, besprach Iwan mit wichtigen Gesten den Pferdekauf. Dreihundert Rubel etwa für zwei Pferde und einen Schlitten. Ob ich Angst hätte mitzugehen ins Dorf zum Kauf?

„I wo," lachte der Kettensträfling, „der Herr deutsche Offizier hat keine Angst, so einer hat keine Angst."

Angst hatte ich nicht, aber der dumme Verstand überlegte: Hier bleiben und den beiden Kerlen dreihundert Rubel geben, hieß sie zu sehr versuchen. Ein Verbrecher von diesem Schlage konnte viel mit dreihundert Rubeln anfangen, kam einfach nicht wieder. Andererseits: selbst ins Dorf gehen, wo vor zwei Tagen mein Steckbrief Sensation gewesen war — —?

Die Gefahr an der Gurgel packen ist das beste. Ich ging in den Hof, öffnete einen Stiefelabsatz und nahm drei Scheine zu hundert Rubeln heraus. Der Kettensträfling steckte einen großmäuligen, sechsschüssigen amerikanischen Revolver in die Tasche, und wir gingen ins Dorf.

Unterwegs bekam ich meine Instruktionen: alles tun, was sie auch tun, wenig sprechen. Ich wäre der „barin" (Herr), der Gehilfe von dem Telegrapheningenieur,

dessen Truppe wir im Walde gesehen, Iwan ein Fuhrknecht. Zwei Pferde wären zusammengebrochen. Weiter nichts. Das andere wäre seine Sache, sagte der Sträfling und klopfte auf den Revolver, daß die Patronen klapperten.

Im Dorfladen gossen wir Mut mit Schnaps in die Kehlen. Wie er den siebentägigen Frost scheuchte! Noch einen und noch einen, große Zahnputzgläser voll.

Draußen sammelte sich die Dorfjugend und plattete neugierig die Nasen an den gefrorenen Türscheiben.

Der erste Bauer besaß nur ein Pferd. Beim zweiten hatten wir einen Knäuel von neugierigen Halbwüchslingen und Kindern um uns.

So ging es zum dritten und vierten Bauern, während sich allmählich das ganze Dorf versammelte zu dem großen Kauf des Herrn Ingenieurs. Mädchen stießen sich heimlich an und kicherten über den städtischen Herrn, der sehr vornehm tat.

Im fünften Haus mußten wir lange auf den Bauer warten. Während Iwan sich auf der Ofenbank mit einem hübschen Kinde anfreundete, wiegte ich ein schreiendes Baby, das in einer Art Bäckermulde von der Decke hing.

Überall gab man uns Tee und Schnaps. Der Alkohol und die Wärme in den überheizten Stuben hatten mir meine alte Frechheit wiedergegeben.

Die Bauern redeten viel vom Kriege. Plötzlich ging das Thema auf Kriegsgefangene über. Angenehm!

Ich hörte mit Unbehagen zu. „Warum die Kriegsgefangenen nur fliehen, wo sie es doch so gut haben?"

Immer hitziger wurden die Bauern mit dummer Bosheit in den Augen. Sie sprachen von vier österreichischen Offizieren, die im Sommer aus Irkutsk geflohen waren. Als sie hier ein Boot nahmen, um über den Fluß zu setzen, hatten die Bauern geschossen. Ein Halbwüchsling erzählte grinsend, wie einer gleich tot war und sie die anderen mit Knüppeln erschlugen.

Ich hatte das Gefühl, daß ich bleich wurde. Iwan versuchte ein anderes Thema anzuschlagen. Vergebens, die Kerle hatten sich festgeredet, zerrissen ihre Schnapsmäuler darüber, was sie machen würden, wenn sie wieder einen erwischten.

Langsam wich mir alles Blut zum Herzen. Wenn sich jetzt jemand des Steckbriefes erinnerte, mich erkannte? Dann zerflog ich in blutige Fetzen, ein Arm hier, ein Bein da, dreckige Bauernstiefel zerstampften meinen Kopf.

Nahe war ich daran, den Bestien zuzuschreien: „Ich bin so einer, rasch, zerreißt mich!"

Da kam der Bauer und ging mit uns auf den Hof.

Geschirr wurde verpaßt und die Pferde vor einen niedrigen, breiten Schlitten gespannt. Auf der schnurgeraden Dorfstraße wurden die Pferde in allen Gangarten vorgeführt. Als das Gespann im Galopp vorbeiraste, brüllte die Menge: „Urra!"

Der Kauf hatte seinen Höhepunkt erreicht und sollte von beiden Parteien mit Schnaps begossen werden. Fünf Rubel mußte ich geben und fünf der Verkäufer. Alle Männer des Dorfes schöpften mit Tassen, Gläsern

und Bechern aus drei mit Schnaps gefüllten Stall=eimern.

„Na zdarowje, na zdarowje!“ („Zur Gesundheit!“) Mit allen mußte ich anstoßen.

Dann gab ich dem Verkäufer die drei Hundert=rubelscheine.

Tiefe Stille. „Viel Geld, viel Geld, und so große Scheine.“

Der Schlag soll mich treffen. Die Bande be=zweifelte die Echtheit der Scheine. Wahrscheinlich hatten sie noch nie Hundertrubel=Banknoten gesehen!!!

Ein Stuhl wurde unter die einzige Hängelampe gerückt. Einer nach dem anderen kletterte auf den Stuhl, hielt die Scheine gegen die Lampe und drehte sie so lange herum, bis er das Bild des Zaren hatte. Die Scheine waren echt:

„Na zdarowje, na zdarowje!“

Meine Gesundheit fing langsam an zu leiden unter dem Schnaps. Alles stand unter gehörigem Alkohol=druck.

Ich winkte Iwan und dem Kettensträfling mit den Augen. Da klopfte mir ein alter Bauer, den ich noch nicht gesehen, auf die Schulter. Er hatte mißtrauische kleine Augen und knurrte etwas von Pässen.

Deubel auch. Ich hatte ja einen, aber nicht als Telegrapheningenieur, dem zwei Pferde erfroren waren, sondern als Student.

Der Kettensträfling ging auf den Kerl zu und sagte: „Dorfältester, wenn du die Pässe der Herren sehen willst, mußt du mit uns in den Wald fahren, zum Ober=

ingenieur, der alle Pässe aufbewahrt.“ (In Rußland sind die Pässe der Arbeitnehmer immer beim Arbeit=geber.) Dabei klopfte er verstohlen auf seine Tasche, in der der Revolver stak, und machte mit der Schulter eine Bewegung, als ob er jemand vom Schlitten in den Schnee stieß.

Der Dorfälteste ließ nicht locker, wollte absolut die Pässe sehen.

„Gut,“ sagte Iwan, „ehe wir fahren, wollen wir noch einen trinken.“

Und wir tranken, tranken sinnlos aus den Stall=eimern, bis der Dorfälteste unter den Tisch sank.

Der Sträfling gab ihm einen Stoß, daß er zwischen die leeren Schnapseimer kollerte.

Das Zimmer drehte sich, die Lampe tanzte — noch lange, als ich schon mit schmerzendem Kopf und starren, schweren Augen auf dem Schlitten lag.

Der Kettensträfling spielte mit dem Revolver, zielte auf etwas und knurrte: „Verdammte Polizei.“

Durch das Burjätenland in den Altai

Mein Kopf dampfte Schnaps. Den beiden tropfte Schnaps aus roten Augen. Sie grölten freche Lieder, ich sang Gassenhauer und war sehr vergnügt. Haha!

Die Pferde sausten in wildem Galopp durch stäubenden Schnee, der unter den Kufen wie gequälte Menschen kreischte. Das Geschirr klatschte auf nassen Pferdeflanken. In den Quadrathänden des Sträflings klatschten die Zügel. Er stand aufrecht, stiernackig und brüllte auf die Tiere ein: „Oho, Schimmel, Sohn einer Hündin, Gal—opp!"

Vor der Verbrecherbude riß der Sträfling die Pferde still, daß sie zitternd standen. Plouhar stand plötzlich neben dem Schlitten. Ich hatte ihn ganz vergessen im Walde an seinem Wolfsfeuer.

„Feines Gespann, hm, dreihundert Rubel!"

Plouhar lachte rostig, es klang wie das Bellen eines heiseren Hundes. Er war total erkältet, seine Stimme saß in geschwollenen Kehlbändern, die Augen waren anders, hatten nicht mehr das irre Leuchten, müde waren sie, noch mit jenem Schein, wie ich ihn bei Soldaten im Feuer gesehen, die mit dem Leben abgeschlossen hatten: gleichgültige Entschlossenheit.

Die Nacht hockte sich mit schwarzen Schatten in den hellen Schnee. Der Sträfling fuhr noch ein Stück mit, seine Augen rutschten hin und her, zwischen mir

und dem großmäuligen Revolver, den er in der Hand hielt. Wollte er ihn mir geben? Nein, er sprang ab. Wie ein Holzklotz stand er im Schnee, klein, massig, bis die Nachtschatten ihn auflösten.

Wir wühlten uns tief ins Heu, von dem der Schlitten voll war. Nur unsere Frostgesichter schauten unter den Pelzkappen heraus. Iwans Nase war doppelt von Kälte und Schnaps und funkelte dick und rot. Die Pferde trabten ruhig. Das Waldrauschen schlief, nur die Kufen sangen leise. Wir sprachen nicht, verschwendeten keine Worte. Es war so wohlig, die schmerzenden Beine langgestreckt. Der Schlaf kam und brachte Heimatbilder. Ich stand unter dem Weihnachtsbaum und schaute glücklich wie ein Kind in die weißen Lichter.

Iwans Stimme knarrte. Der Schlitten stand wie festgefroren in einer starren Kälte. Wo waren wir? Richtig, die Brücke. Ich holte das Gepäck, dann fuhren wir weiter.

Die Pferde wateten bis an die Bäuche im Schnee. Iwan und ich mußten gehen. Plouhar lag auf dem Schlitten und hustete.

Zwei Blockhäuser standen fröstelnd im grauenden Morgen, in tiefen Schnee geduckt, mit hohen weißen Kappen auf den Dächern. Hier wohnten Verbannte, ein Mann mit rauhen Händen und hartem Gesicht. Seine Frau war noch jung und hübsch. In den Augen hatte sie Menschenfurcht.

Iwan zeigte einen schmierigen Zettel, auf den die schwere Hand des Sträflings eckige Buchstaben gesetzt.

Wir bekamen eine Axt mit breiter, blanker Klinge — Abschiedsgeschenk des Kettensträflings.

Der Tag blendete im Osten, schüttelte den Schlaf von den Tannen und setzte grelle Lichter in die Wälder. Langsam schleifte der Schlitten durch goldene Fluten, die unter einem blankblauen Himmel standen. Das neue Rauschen, das gestern über die Berge kam, sprach lauter, es roch nach Meer.

Am Abend traten die Bäume zurück, bescheiden, als hätten sie sich verirrt. Nur noch einige Riesenkiefern hielten Grenzwacht am Rande des Urwaldes. Links, tief im Tal, breitete sich ein blaues Wasser. Es hatte weiße Ränder, die an rote und graue Felsen spritzten. Helles, schmerzhaft grelles Blau stand über dem Wasser und regte sich nicht. Baikalsee. Die Sonne griff noch einmal mit roten Feuerarmen in das stille Blau, fuhr langsam über roten Granit und sank erblassend im Westen über blauschwarze Berge mit leuchtenden Gletscherkronen — Altai. Lange Minuten standen wir, hielten Herz und Atem an, bis der Baikalsee schwarz wurde und die Sterne am dunklen Himmel aufsprangen. Unter uns im langen Tal, dem Altaigebirge zu, lag das Land der Burjäten. Mit dem fallenden Weg nahm der Schnee ab. Im Tal, wo die Baikalwinde eisig pfiffen, lagen nur noch einige Handvoll Schnee, die die rissige Erde nicht decken konnten. Zwei Stunden kreischte der Schlitten über gefrorene Erde, daß die Ohren weh taten. Die Pferde hingen müde vom Vierundzwanzigstundenlauf in dem Geschirr.

Am Wege stand ein altes, verfallenes Forsthaus, dahinter ein Schuppen. In den fuhren wir, banden die Tiere los und gaben ihnen das letzte Heu. Die breite Axt blitzte und riß große Fetzen aus dem Schuppen. Iwan genierte sich nicht viel, mit wuchtigen Hieben ging er dem Holz zu Leibe, daß es wild in die Nacht ächzte. Bald prasselte ein haushohes Feuer, an dem unsere Gestalten schwarz und zusammengeschrumpft hockten. Heute kochen wir dreimal Tee. Eine Petroleumflasche war in den Zuckerbeutel geraten. Wir schmeckten es kaum, tranken ja nur die Wärme. Iwan sang russische Wiegenlieder, von der Kosakenmutter und ihrem Sohn. Seine Stimme war weich, nachdem Kälte und Schnaps aus ihr gewichen. Klare, kalte Nacht stand in der Stille und über ihr seltsam große Sterne, viel größer als bei uns.

Das prasselnde Feuer und wir drei waren die Welt, sonst nichts. Ab und zu huschten am Rande unserer Welt kleine Männlein vorbei auf flinken Pferden. Sie hatten spitze Hüte mit wehenden Ohren. Auf dem Rücken alte Flinten mit einem Gestell, damit sie beim Schießen nicht umfielen. Es waren die ersten Burjäten. Manchmal ritten zwei zusammen und schwatzten. „Gu — du—gu—" wie seltsames Taubengurren klang ihre Sprache.

Dreißig Werst quälten wir am nächsten Tage die hungrigen, ungefütterten Pferde über den gefrorenen, schneelosen Boden. In drei Burjätendörfern hatte Iwan versucht, einen Wagen zu kaufen. Vergebens, die Männer waren zum Markt, und die Frauen konnten kein Russisch. Iwan fluchte einen Strom von Schimpf-

worten, wie sie nur ein Russe kennt. Wir banden die Gäule los und wollten ohne den Schlitten weiter. Da klapperten flinke Hufe hinter uns, acht kleine, zweirädrige chinesische Karren holperten heran. Wie putzig die schmalen Wagen mit den hohen Rädern aussahen!

Ich hielt den ersten Burjäten an. Er sprang aus einem hohen mongolischen Sattel, in dem man nur in den Bügeln stehend reiten kann, wickelte sich aus seinem großen, zottigen Pelz und schielte bösartig mit geschlitzten Augen. Seine spitze Mütze sah wie eine Clownkappe aus. Nach wenigen Minuten waren wir handelseinig: fünfundzwanzig Rubel und den Schlitten für einen zweirädrigen Karren mit wackligen, hohen Rädern.

Lustig und leicht federten die Gäule das kleine Gefährt über die Steine. Wir mußten uns festhalten, so daß bald die Hände schmerzten. Iwan kutschierte vorn und konnte jeden Augenblick unter die Pferde kollern. Wir hockten hinten auf dem schmalen Brett, eine Handbreit nur unter dem Sitzfleisch, und baumelten mit den Beinen, die keinen Platz hatten.

So holperten wir durch den Abend, durch die ganze Nacht und wackelten schlaftrunken mit den Köpfen. Am Morgen stahlen wir Heu aus einer Miete am Weg.

Im nächsten Dorf gab es kein Brot. Vor dem letzten Burjätenhaus hielt Iwan den Wagen an. Eine achteckige Burjätenjurte ohne Fenster, mit spitzem Dach, durch das Rauch kräuselte.

Iwan öffnete eine niedrige Tür, aus der stinkender Qualm dampfte, sagte „Mindu" („Guten Tag" auf mongolisch) und verschwand in der finsteren Hütte.

„Wenn nun Russen drin sind?" sagte Plouhar.

Russen waren nicht drin, aber etwas Seltsames, das sich am allerwenigsten im winterkalten Sibirien erwarten ließ. Um eine offene, rauchende Feuerstelle hockte eine nackte Mongolenfamilie, auf Ehre: nackt, splitterfasernackt, Männlein und Weiblein. Sie genierten sich nicht.

An einer der acht schmalen Wände, die voller Felle hingen, stand ein bunter Sockel. In grellem Rot, Grün und Schwarz ringelten sich gelbe Drachen. Zwischen den Drachen lachten Menschenfratzen bis an die Ohren. Zwischen all diesem Getier hockte in halber Lebensgröße ein fettes, ölig-glänzendes Männlein, das seine Wurstfinger über einem faltenreichen dicken Bauch faltete. Da nirgends eine Sitzgelegenheit zu entdecken war, setzte ich mich auf den Sockel.

Ehe ich noch saß, erhob sich ein wildes Geschrei. „Gu—du—gu!" jammerte die nackte Familie und machte entsetzte Augen.

„Mein Gott," sagte Iwan, „Sie sitzen auf dem Hausaltar."

O je, jetzt hatte ich den dicken Götzen mit dem fettfaltigen Bauch beleidigt und die ganze nackte Herrlichkeit dazu.

Ich erhob mich und nahm Platz auf einem runden Taburett, das auf niedrigen Füßen neben dem Feuer stand.

Wieder Geschrei: „Gu—du—gu", aber schon weniger entsetzte Augen. Diesmal war es der Eßtisch, von dem ich nun auf eines der verlausten Sitzfelle rutschte.

Ein uraltes, zahnloses Männchen hielt einen hölzernen Mörser zwischen den Knien und zerstampfte Plattentee. Der gestampfte Tee kam in den einzigen schmutzigen Blechtopf des Hauses, Milch, Salz und Pfeffer dazu, und fertig war der Tee. Er schmeckte gräßlich.

Außer dolchartigen Messern, die den Burjäten hinten vom Gürtel baumeln, hat so ein Hausstand nur hölzerne Instrumente. Hier herrschte Urvätergeist, primitive Naturwirtschaft, von der sich ein Europäer nichts träumen läßt. Die Burjäten leben von der Hand in den Mund, zerstampfen ein paar Körner, etwas Plattentee, der Rest ist Kuhmilch und Käse. Fleisch essen sie fast gar nicht. Das Familienleben spielt sich in dem einzigen, achteckigen Raum der Jurte ab. Hier wird gezeugt, geboren, gegessen, geschlafen und gestorben.

Auf der Weiterfahrt begegneten wir Burjäten, die auf flinken, kleinen Pferden, in hohen mongolischen Sätteln stehend, galoppierten. Sie sahen hübsch und malerisch aus in ihrem mit buntem Tuch gefaßten Lederzeug. Die Frauen hatten weite Pumphosen. In der Ferne unterschieden sie sich nicht von den Männern. Stehend, im Herrensitz, jagten sie die kleinen Pferde. Viele hatten auf dem Rücken ein Bündel, aus dem ein Kinderkopf ragte.

Putzige Leute. Sie wissen nichts von des Lebens Herrlichkeiten, wunschlos und zufrieden dämmern sie

dahin in primitiven Begriffen und Gewohnheiten. Glückliche Naturen.

Die schroffen Felswände des Tales drängten zusammen. Die kurze Grasnarbe, mit wenigen Schneeflecken, war zertreten von Tausenden von Rinderhufen.

Mehrere Tage fuhren wir an endlosen Viehherden vorbei. Das stille Tal war voll von dem tiefen Muhen der Büffel, die, schwarz, langzottig, mit Specknacken, an amerikanische Büffel erinnern. Eine Herde, die von mehreren Dutzend Burjäten und einigen Kosaken getrieben wurde, schätzte ich auf zwanzigtausend Stück. Sie kamen tief aus der Mongolei. Später sah ich breite zerwühlte Streifen in der Steppe, die sie getreten. Wochenlang wurden sie zu Tausenden herausgetrieben aus den mongolischen Steppen und rollten geschlachtet in gefrorenem Zustand vom Baikalsee zu der russischen Millionenarmee.

Tagelang waren wir gefahren. Die Pferde hungerten und schrumpften zusammen. Ihre schlaffen Häute hingen auf spitzen Knochen. Hafer gab es nicht, Heu konnten wir nur selten kaufen oder aus Mieten stehlen.

Wir selbst hungerten nun seit vierzehn Tagen bei trockenem Brot und Tee, der mit petroleumgetränktem Zucker gesüßt wurde. Dabei besaßen wir den herrlichsten Proviant. Mit einem Stück trockenen, gefrorenen Brots lernten wir uns beherrschen neben Sardinen, Konserven und Schokolade. Aßen wir jetzt davon, so verhungerten wir später, wenn wir die letzten Kräfte brauchten. Durch fünfzehn Kosakenstationen waren

10*

wir gerollt, unbehelligt dank Plouhars Kenntnis der Namen der Kaufleute in den einzelnen Dörfern und der Kosakenhetmans. Plouhar hatte ein fabelhaftes Gedächtnis. Fragte man uns in einem Dorf, so sagten wir, daß wir zu dem und dem ins nächste Dorf wollten, um Felle zu handeln.

Es war glatt gegangen, und doch erwarteten wir mit Sehnsucht die mongolische Grenze.

Zwei Tage quälten wir uns hinauf zu ihr in den Altai, auf vereisten, steilen Wegen. Die Pferde hatten blutige Knie. Alles starrte in Eis. Hohe, rote Felswände türmten sich zu beiden Seiten des Weges. Ein opalblauer Himmel strahlte.

Wir schoben den Wagen mehr als die Tiere ihn zogen. Das Geschirr war an vielen Stellen zerrissen und nur notdürftig geflickt. Ein Bild des Elends, die mageren Gäule und wir. Halb verhungert, bartverwildert und verfroren. Tagelang kam kein Laut über die blauen Lippen — nur ein „Hü, hü —!" Seelenlose, stumpfsinnige Maschinen, die automatisch vorwärtsstampften.

Mehrmals führte der Weg auf schmalen, atemraubenden Felsgraten. Eine getürmte Wand links, ein tiefer Abgrund rechts.

Der hungrige Magen dehnte sich bis an den Hals, so tief und schwindlig waren die Abgründe. Ohne Feuer schliefen wir nachts — wegen der vereisten Feldwege konnten wir nur am Tage fahren — unter dem Wagen, wenige Stunden nur, bis die Kälte uns aufscheuchte. Kaum fand sich etwas Reisig für einen Tee, der nur lauwarm wurde.

In der letzten Nacht in Rußland hieb ich mit der Axt ein Loch in das Eis eines Bergbaches. Das eisige Wasser schnitt im Magen wie mit tausend Messern. Halb ohnmächtig vor Magenkrämpfen lag ich zusammengekauert auf dem rüttelnden Wagen.

Lange mußten wir halten, weil ich nur ausgestreckt auf dem Wege liegen konnte. Ich war zu schwach zum Stöhnen, zu schwach zum Sterben. Der Magen war ein Eisklumpen.

Der Weg führte wieder bergauf. Ich hielt mich hinten am Wagen und stolperte mit. Plötzlich rief Plouhar: „Achtung!" Da stand ich schon in einem Bergbach, dessen stürzenden Lauf das Eis nicht gezähmt hatte. Kaltes Wasser sprang in meine Stiefel. Die Füße hörten auf zu leben und erstarben.

Da lief ich, rannte wie ein Besessener, stundenlang, und rettete meine Füße.

Gegen drei Uhr nachts tauchte ein Blockhaus vor uns aus den Nachtschatten — das Grenzhaus.

Wir wollten es umfahren, aber der steinige, vereiste Weg zwang uns hart an ihm vorbei. Mit angehaltenem Herzen zögerte unser Fuß vorwärts.

Wie der Wagen ratterte —!

Ein Hund schlug heiser an, daß uns der kalte Schreck packte. Iwan wollte die Zügel fortwerfen, besann sich aber und fuhr langsam weiter. Noch einmal heulte der Hund, die Einsamkeit klagte sein Gebell wider.

Es war drei Uhr fünfzehn Minuten nachts — Grenzüberschreitung.

In der Mongolei

Eine Hochebene breitete sich in die mongolische Nacht, die übergroße Sterne hatte. Kein Baum, kein Strauch, nichts. Nur ein eisiger Wind, der über die Steppe winselte.

Jetzt hatten wir nur trockenes, gefrorenes Brot. Keinen Tee, selten Wasser. Aber Rußland lag hinter uns, Sibirien hatte uns freigegeben, das uns so lange gehalten.

Wir waren ganz frei. Aber halt, die Kosaken, die tief in die Mongolei reiten, Vieh treiben und Deserteure fangen, manchmal auch Kriegsgefangene!

An den Telegraphenstangen tasteten wir uns entlang, bis der erste mongolische Morgen kam. Er hatte kein Morgengrauen, blendete so plötzlich, daß wir erschraken. Rot fuhr er auf, mit Opalfarben, wie ich sie nur einmal auf einem Bild gesehen, das man in Europa für unmöglich hielt.

Grau, endlos breitet sich die Steppe. In einem Friedhof ist nicht so viel Bangen wie in dieser grauen Fläche ohne Anfang, ohne Ende. An keine Erhöhung kann das Auge sich anklammern, an keinen Baum, kein Haus. Das Auge wird erst ruhelos und krank im Suchen und dann ganz, ganz still.

Die Zeitrechnung hatten wir als europäischen Luxus beiseitegelegt. Hier gab es keine Stunden und Tage.

Nur Sonnenaufgänge und -untergänge mit Opalfarben.

Bald mußten wir zum Tataren kommen, der auf uns wartete. Wir würden ausschlafen, würden ein Dach über dem Kopf haben, essen, viel essen und trinken aus einem summenden Samowar. Dann weiter mit frischen Pferden, viele Tage durch wasserlose Wüste, in der es keinen Kosaken gab, und dann China.

Ein Morgen brachte die erwartete Überraschung, stellte mehrere Häuser und Bäume in die Steppe.

Die Pferde krochen in den Hof des Tataren. Es war höchste Zeit, sie hatten lange nichts gefressen und hingen in den Geschirren, nur halbe Kadaver.

Der Hof erwachte. Ein Hahn krähte. Einige junge Männer in Schafpelzen standen vor einer offenen Stalltür — Russen?

Plouhar sprach etwas über die geschlossenen Fensterläden, warum die noch zu sind? Ich war zu müde zum Denken, schirrte die Pferde los und nahm Heu aus einer Miete. Eine dicke Mongolin sah mich sonderbar an. Ich ging hinter Plouhar ins Haus. Im Zimmer war ein warmer Ofen, ein summender Samowar, ganz wie wir geträumt. Während ich mich aus den Pelzen schälte, sprach Plouhar mit einer Frau, die am Herde stand, neben ihr die dicke Mongolin, die uns nicht aus den Augen ließ.

Mit unruhigen Augen kam Plouhar zu mir: „Der Tatar ist verreist, die Frau erkennt mich nicht."

Etwas lag in der Luft, das die Freudigkeit des Geborgenseins nahm. Das frische Brot schmeckte nicht. Warum nur?

Die Mongolin ging mit mehreren Broten hinaus. Plouhar sprach rasch auf die Tatarenfrau ein. Erinnern kam in ihr Gesicht, dann starrer Schrecken.

„Mein Gott, gehen Sie weg, um Gottes willen, gehen Sie, ich arme Frau. Auch das noch. Man wird mich einsperren, wie man vor drei Tagen meinen Mann eingesperrt hat wegen Schmuggels und Fahnenflucht. Sechs Kosaken mit einem Agenten suchen noch nach Schmugglerwaren. Gehen Sie, rasch, bitte, bitte."

Das also lag in der Luft, und die Männer auf dem Hof waren Kosaken. Ihre Uniformen hatte ich unter den Schafpelzen nicht gesehen.

Im Handumdrehen war Plouhar im Pelz, hatte die Tür in der Hand: „Ich laufe zum Burjäten, der uns führen soll, hinter den Bäumen in der Jurte. Spannen Sie an und kommen Sie nach!"

Weg war er. Ich schirrte die Pferde an, die hungrig fraßen. Hier gab es nichts zu denken, nur rasch handeln.

Als ich meinen Pelz aus der Stube holen ging, saß da ein Mann in Zivil und sagte freundlich: „Guten Tag!"

Wer war das? Nur ruhig und hübsch herausreden.

Er schob mir einen Stuhl und ein Glas Tee hin. Ich setzte mich und tat harmlos.

Dann fragte er, was ich hier täte. „Aha, Felle handeln Sie! Woher kommen Sie denn?"

„So, aus Irkutsk!"

Ich weiß nicht, was ein Kreuzverhör ist, das aber war bestimmt eines. Alle Fragen konnte ich beantworten: wo die Stapelplätze für Häute sind, wieviel sie kosten. Ich nannte möglichst alle passierten Ortschaften und

Namen, die ich kannte. Famos. Innerlich rieb ich mir schon die Hände. Da stolperte ich. Der Fremde hatte mir eine harmlose, dumme Frage vorgeworfen.

„Wieviel kosten Wolfsfelle? So, das wissen Sie nicht. Dann sind Sie auch kein Pelzhändler. Darf ich mal Ihre Pässe sehen? Wie sind Sie eigentlich über die Grenze gekommen?" In seinem Gesicht war nichts Harmloses mehr, nur Spott. Der Agent, jetzt wußte ich, daß er es war, stand auf, zog einen Tischkasten auf, nahm einen blinkenden Revolver heraus und steckte ihn in die Tasche.

„Einen Augenblick," sagte er und verschwand durch die Tür.

Am Ofen lehnte bleich, mit erschreckten Augen die Tatarin und sagte: „Jetzt ist es aus."

Ich wußte, daß es aus war, aber noch nicht ganz, noch hatten sie mich nicht!

Vorhin, draußen, merkte ich, daß ich meine Handschuhe im Hause gelassen. Als ich wieder zurückging, trieben vier berittene Kerle Plouhar und Iwan mit Nagaikas in den Hof.

Die hatten sie also schon.

Jetzt, im Zimmer, stürzte ich sofort an ein rückwärtiges Fenster. Verdammt — — vernagelt und verklebt.

Die Tür knarrte und wurde eine Handbreit geöffnet.

„Hände hoch!"

Vier Gewehrläufe starrten im Türspalt. Ich rührte mich nicht.

„Hände hoch!"

Schießt doch, ihr feigen Bestien, die Hände nehme ich nicht hoch.

Nochmals kam das Kommando: „Hände hoch!"

Ich sah nur die vier Gewehrläufe, die schluchzende Tatarin am Ofen und dachte: Jetzt werden sie wohl schießen.

Es war ja so gleichgültig, jetzt, wo doch alles vorbei ist. Ich stand ruhig und schaute in die Gewehrmündungen.

Da ging die Tür ganz auf, der Agent kam herein, setzte mir die Mündung seines Revolvers auf die Stirn und knurrte: „Hände hoch!"

Wie kalt die Mündung war.

Als der Revolverhahn knackte, gingen meine Hände hoch. Ich wollte nicht — aber die Vernunft siegte.

Die Kosaken

Nach flüchtiger Leibesdurchsuchung auf Waffen wurde ich in ein Nachbarzimmer gesperrt, in dem Plouhar mit blutunterlaufenen Wutaugen bleich von einer Wand zur anderen tobte. Iwan hockte in einer Ecke, ganz schlotternde Angst, mit verstörten Zügen und zitternden Händen.

„Warum regen Sie sich nicht auf?" wunderte sich Plouhar.

Vielleicht war ich zu müde dazu, oder war es die Gewöhnung an Enttäuschungen? Der Mensch trägt alles, wenn er es tragen will. Ganz ruhig reihte ich einen Gedanken an den anderen.

Alles umsonst: umsonst neun Monate lange Fluchtvorbereitungen, die lange Reise mit Hunger, Frost und Wolfsgefahr. Das Schicksal hatte wieder mal Menschenwerk umgeblasen. Aber noch stand der Mensch und mit ihm ein Wille, dem Schicksalsrad in die Speichen zu greifen und es dorthin zu drehen, wohin er es haben wollte. Der Mensch ist schicksalsgeboren und geht Schicksalswege. Soll er deshalb die Hände in den Schoß legen, sich willenlos treiben lassen?

Ich machte einen dicken Strich unter die Vergangenheit, von der ich mich nicht quälen lassen wollte. Die Gegenwart erforderte viel Ruhe. Wie zogen wir uns am besten aus der Patsche? Was wird aus Iwan?

Iwan flehte mit Hundeaugen. Es war so viel jämmerliche Angst in ihnen, daß ich fast lachen mußte. Er zog mich zu sich in die Ecke und flüsterte zitternd: „Mit mir ist es aus, ich werde aufgehängt, weil ich euch geholfen!“

Ich ließ ihn weinen und dachte nach.

Er war entschieden schlimm daran, wenn alles herauskam, und uns drehte man einen neuen Strick wegen Verleitung zum Landesverrat oder so etwas Hübschem.

Wir saßen in einer sauberen Falle. Jedes Wort mußte bedacht, jeder Schritt überlegt werden. Hierzu kamen mein Steckbrief und die unverständlich hohe Fangprämie. Sie hatten mich wieder, aber sie sollten nicht wissen, wen sie gefangen.

Mir fiel ein, daß ich einmal ein Buch gelesen: „Über die Kunst des Lügens.“ Hier half nur Lügen, ein durchdachtes Lügennetz mußte ich um mich spinnen, durch das man nicht an mich heran konnte.

Plouhar lief immer noch von einer Wand zur anderen. Iwans Zähne klapperten vor Angst.

Gegen Abend war mein Plan fertig, ein Weg, auf dem wir uns herauswinden konnten, wenn Ruhe, Überlegung und Frechheit uns nicht verließen.

„Iwan, du bist von heute ab österreichischer Soldat, Kriegsgefangener wie wir.“

„Aber ich kann doch kein Deutsch,“ antwortete er mit erstaunten Augen, in denen schon etwas Verständnis schimmerte.

„Macht nichts. Du bist Ruthene, an der russischen

Grenze aufgewachsen, sprichst nur russisch und etwas Deutsch aus deiner Dienstzeit. In Warschau und Lodz hast du gearbeitet, immer unter Russen, bist Gefreiter im k. u. k. Infanterieregiment Nr. 34 in Jaroslau, vor einem Jahr gefangen, in den Zirkus nach Omsk gebracht und von der Arbeit durchgegangen. Im Zirkus in Omsk warst du nur drei Tage eingesperrt, so daß dich niemand kennt. Uns hast du unterwegs in der Nähe von Omsk getroffen. Sobald es geht, gebe ich dir Geld, und du verschwindest. Bis dahin sprich wenig und halte deine Rolle durch.“

Während steigendes Verständnis in Iwans Züge kam, brachte ich ihm die notwendigsten Dienstbegriffe eines österreichischen Soldaten bei und ließ ihn die Stufenleiter seiner Vorgesetzten auswendig lernen.

In den nächsten Tagen mußte er nach Gehör Deutsch lernen und oft wiederholen: „Guten Tag, Herr Leutnant. Wie haben Herr Leutnant geschlafen? Wieviel Uhr ist es?“ Es dauerte gar nicht lange, bis er das Notwendigste wußte.

Plouhar, der in X. vierzehn Tage vor mir spurlos verschwunden war, blieb der alte. Iwan — den ich weiter so nenne — bekam einen echt ruthenischen Namen, und ich stieg in eine funkelnagelneue Aufmachung: Hermann Dobel, nicht mehr Flieger, sondern deutscher Kavallerieoffizier, kurz vor meiner Flucht in einem Gefecht bei Dubno gefangen.

Wir durften nichts mehr mit Lager und Stadt X. zu tun haben, erstens wegen meines Steckbriefes, zweitens wollte ich mit Plouhar nach Omsk, wo er gute Ver-

bindungen mit Deutschen und Juden hatte, und drittens war bei der Verhaftung im Futter von Plouhars Brieftasche ein Zettel gefunden worden mit Straße und Hausnummer meiner Landsmänninnen. Zum Glück war auf dem Zettel nicht der Name von X., so daß wir angeben konnten, es sei die Adresse irgendeines Juden aus einer beliebigen Stadt, der mit uns während der Fahrt bekannt geworden war und Geschäfte hatte machen wollen.

Da unsere russische Vergangenheit ein unbeschriebenes Blatt sein mußte, beschlossen wir, folgendes zusammenzulügen:

Im September 1916 bei Dubno gefangen, sind wir in der ersten Nacht entkommen und haben versucht, uns durch die Front durchzuschlagen, was wegen starker Gefechtstätigkeit mißlang.

Zu Fuß sind wir dann bis in die Nähe von Kiew gelangt, wo wir bei einem Juden von unseren gemeinsamen dreitausend Kronen, die man uns bei der Gefangennahme nicht abgenommen, Zivilkleider und Pässe gekauft hatten. Bis Omsk, wohin unser Transport gerüchtweise gehen sollte, sind wir gefahren, dann fünfhundert Werst gelaufen, haben Iwan zufällig getroffen und wollten nach China fliehen. Russisch hatten wir beide früher in Polen gelernt. — —

Am Abend bekamen wir zu essen und wurden nochmals visitiert. Mehrere hundert Rubel, die in unsere Hosenträger eingenäht und noch in den Stiefelabsätzen waren, entgingen dem Agenten. Die Decken, Pelze, Schokolade und einige Dosen Sardinen durften wir behalten.

Dann wollten die feigen Bestien uns die Hände auf dem Rücken fesseln. Da kamen sie aber an die falsche Adresse: Wir wären kriegsgefangene Offiziere und keine Verbrecher, den ersten, der es wagte, uns anzufassen, würden wir niederschlagen. Selten habe ich so verblüffte Gesichter gesehen. Die Kerle hatten Respekt schon von meiner Verhaftung her und regten sich nicht.

Draußen standen unsere mageren Pferde immer noch angeschirrt vor dem mongolischen Karren, hungrig in winterlicher Steppennacht. Abschiednehmend fuhr ich den braven Gäulen über den Rücken.

Holpernd sausten drei Pferde vor einem breiten Wagen mit uns durch die sternklare Nacht. Vier Kosaken jagten mit langen Mondschatten nebenher, eine tolle Fahrt, wie sie nur Russen fahren.

Die Pferdeglocken läuteten alle Einsamkeiten der Steppe wach. Je mehr wir uns Sibirien näherten, desto trauriger wurde ich. Von diesem Tage an habe ich monatelang nicht mehr gelacht, nur jenes zynische, kranke Lachen, wie es Verbrecher lachen, von denen ich es lernte. Bitterkeit, Trauer, Wut — Verbrecherlachen. In mir war etwas versunken, das ich nicht mehr heben konnte und wollte. Müde Augen sagen nur noch körperlich, die Seele hatte nichts mehr damit zu tun.

Nur eines war wach in mir: der Wille zu einem neuen Weg, ein starkes Wissen: Du kommst einmal durch.

Mit unserer unerschrockenen Haltung hatten wir

die Kosaken gewonnen. Ich behandelte sie sofort meinen Erfahrungen entsprechend. Bald wurden aus den berüchtigten Blutmenschen und Peitschendienern des Zaren respektvolle, fast höfliche Wächter.

An der mongolisch-sibirischen Grenze wartete das alte Elend, Schlimmeres, denn noch kannte ich nicht russische Gefängnisse. Plouhar erzählte tagelang von seiner Sommer-Zuchthausreise. Es war eklig, an all das nur zu denken, aber eine theoretische Schulung war besser als zu rosige Vorstellungen. Von der Grenze ab begleiteten uns nur noch zwei Kosaken — dumme, willige, gutmütige Halbwilde, die seit ihrer Kindheit mongolisches Vieh getrieben hatten. Nun trieben sie Europäer und freuten sich auf die hundertfünfzig Rubel Fangprämie.

Am ersten Abend verbrannte ich Pässe und Karten, die ich bis dahin in den Hosen versteckt hatte, und starrte in den Ofen, bis das letzte Blatt verglimmt war. Falsche Pässe kosten nach russischem Gesetz drei Monate Turm.

Die Kosaken hockten neben dem Ofen und sagten freundlich: „Charascho (gut), drei Monate weniger."

Jenseits der Grenze lag Neuschnee, dick und weich. Wir fuhren in requirierten Bauernschlitten. Manchmal wechselte ich mit einem Kosaken und galoppierte weit voraus. Durchgehen? Es war leicht und wäre täglich wohl zehnmal gelungen. In dem Gedanken aber lag wenig Verlockendes. Im Schnee verhungern oder durch Wölfe zerfetzt werden, die bei steigendem Schnee und

Kälte hungriger wurden? Ich hoffte auf Besseres und wartete.

Mit bimmelnden Glocken jagten die Pferde, die alle fünfundzwanzig Werst gewechselt wurden, durch die Tage. Wir sahen Dörfer und Gesichter, die wir kannten und gehofft hatten nie wiederzusehen. Ein chinesisches Kloster mit vielen Tempeln, geschwungenen, bunten Dächern und Drachen huschte vorüber. Damals hatte ich es lange betrachtet, während Iwan Brot kaufte, und an China gedacht.

In den letzten Tagen, bevor wir in Polizeihände kamen, jagte uns ein Burjäte, der kutschierte, Schreck ein. Vor wenigen Wochen hatte er uns nachts in einer leeren Sommerjurte überrascht, die wir mit der Axt erbrochen hatten. Er stand plötzlich in der Tür, als wir um ein großes Feuer saßen, das wir aus Teilen der Jurte gemacht hatten.

Am letzten Tage ließen die Kosaken mich einen großen, schweren Bärenpelz und Fellstiefel kaufen. Es war ein Luxus, aber ich wollte das nicht eingenähte Geld nicht in die Hände der Polizei geraten lassen; später hat mir der Pelz das Leben gerettet und Plouhar zur Flucht verholfen. Während des Kaufes wurde Plouhar, dem inzwischen wieder der Rotbart gewachsen war, von einem Mann erkannt, bei dem er im Sommer während des Rücktransportes genächtet. Er bat sofort den Herrn, der so schön erzählen konnte, wieder bei ihm zu wohnen.

Vor dem Abendessen gingen wir in seine „banja", ein kleines, dunkles Blockhaus, und schwitzten den

Schmutz der letzten Wochen aus. Wie mager wir waren, nur Knochen und von Ungeziefer zerfressene und zerkratzte, blutige Haut!

Nach dem Bade aßen wir Fleisch und tranken heißen Schnaps. Morgen sollte das Polizeielend beginnen. Schweigend spülten wir den Kummer herunter, tranken und tranken, bis die Augen zufielen.

Beginn der Kerkerzeit

Über einer Kreisstadt lag Wintersonne, die wir tagelang nicht mehr sehen konnten, über dem Anfang eines Verbrecherdaseins voll Schmutz und Ekel. Hinter einem großen grünen Tisch saß der Kreisrichter, über ihm ein Riesenbild des Zaren, vor dem wir für nicht begangene Verbrechen verantwortlich gemacht werden sollten. Es roch nach staubigen Akten und Tinte. Auf einen knisternden Bogen kratzte ein Schreiber unsere Schandtaten. Ein Pope mit langer, schmutzig-öliger Perücke fluchte den Russengott auf die entmenschten Germanskis herab, die wehrlosen Gefangenen Nasen und Ohren abschnitten. Ich lachte ihm so lange ins Gesicht, bis er seine unsinnigen Reden einstellte. Plouhar stand unsicher, mit gesenktem Kopf, Iwan schaute mit Hundeaugen auf den Zaren, den er um etwas zu bitten schien. Der Richter fragte, ein geriebener, fachmännischer Ausfrager, der, wenn er sonst nichts konnte, die Kunst meisterte, einem die Worte im Munde zu verdrehen.

Ich antwortete langsam, zog die Gedanken vorsichtig wie auf einem Schachbrett. Der Schreiber kreischte mit seiner Feder. Dicke Tintenkleckse glotzten auf unsere festgenagelten Verbrechen.

Unsere abgemachten Aussagen standen schwarz auf weiß, darunter setzte ich meinen neuen Namen: „Her-

mann Dobel" — und wußte, daß mehrere Monate mehr aus dem Gefängnis schauten, wenn das Lügennetz zerriß.

Der Richter sagte höhnisch: „Das sind alles Lügen, man nimmt an, daß Sie ein deutscher Spion sind, der über China nach Sibirien wollte. Wir kennen die Deutschen. Warum nicht über China nach Rußland, um zu spionieren? Wenn diese Annahme nicht stimmt, bleibt noch Pferdediebstahl, wofür Sie vier Jahre in Ketten gelegt werden!"

Das hatte ich wohl bedacht, konnte aber nicht angeben, wo ich die Pferde gekauft, weil man uns zur Feststellung in jenes Dorf gebracht hätte. Wahrscheinlich wären wir dann den Fäusten der rabiaten Bauern nicht lebendig entgangen.

Zwei Schutzleute nahmen uns in die Mitte. Vor einem Blockhaus, das schwarz und fensterlos in der Mittagssonne stand, lagen Haufen menschlichen Unrats. In einem halbdunklen Gang rasselte ein alter Kobold mit großen Schlüsseln. Eine Tür knarrte auf und hinter uns zu.

Stickige Luft legte sich um den Hals wie eine schwere Hand. In einer fensterlosen, schwarzen Totengruft qualmte eine kleine Lampe ohne Zylinder. Zehn Landstreicher und Diebe hockten in dem winzigen Raum, husteten und spuckten. So viel Schmutz und Ungeziefer auf zehn Menschenleibern kann man sich nicht vorstellen. In der Zelle war nur ein Ton, kratzende Fingernägel auf von Ungeziefer gequälter Haut. Niemand sprach. Die stinkende Finsternis preßte Leben und Gedanken zusammen, daß es nur mühsam schwelte wie die zylinderlose Lampe.

Irgendwo in einer anderen Zelle schrie eine Stimme, wund und matt. Manchmal kam ein irres, wehes Lachen. Schwache Frauenfäuste hämmerten an eine Tür, daß der tote Gang hallte: „Um Christus, gebt meinem Kinde zu essen. Meine Brust hat keine Milch." Stundenlang schauerten diese Worte in unsere Dunkelheit, bis sie zu heiserem, unverständlichem Lallen wurden. Jemand von den Sträflingen sagte: „Es ist eine junge Mutter, die wegen Schnapsverkaufs einen Monat bekommen hat. Ihr vierzehntägiges Kind hat sie mitgenommen. Bald wird das Kind keine Milch mehr brauchen. Die Mutter wird es umbringen und sich selbst totschreien."

Nach zwei Tagen, als wir die stinkende Hölle verließen, jammerte die Frau noch schwach nach Brot. Das Kind sollte verhungert sein, aber sie gab den kleinen Leichnam nicht her.

Tage kamen, in denen die Sonne weh tat, auf den Märschen von einem Gefängnis ins andere, nach tagelangem Hocken in stinkender, ungeziefervoller Finsternis. Grelles Licht und dunkelste Dunkelheit wechselten, daß die Augen sich entzündeten und das Gehirn schmerzte. Krasse Gegensätze, die nichts Mildes hatten. Wir fühlten uns elend, maßlos elend und stumpf. Die Augen lagen tief im Kopf und sahen nichts mehr. Wir hatten keine Gedanken, keine Wünsche. Selbst nach Waschwasser verlangten wir nicht mehr. Wozu?

Hunger kann furchtbar quälen. Man gab uns nur

heißes Teewasser in schmierigen Eimern und elf Kopeken täglich Arrestantenverpflegung. Ein Pfund Brot kostete vierzehn Kopeken, so daß wir täglich nur dreiviertel Pfund essen konnten und einige Teeblätter in das schmutzige Wasser warfen, damit es etwas gelb wurde. Dabei hatten wir mehrere hundert Rubel in den Hosenträgern und Stiefelabsätzen. Irgend etwas zu kaufen war unmöglich, weil man uns dann genau untersucht und das Geld, das zur nächsten Flucht bestimmt war, genommen hätte. So hungerten wir mit vollem Geldbeutel.

Iwan hielt sich am besten mit dem eigenen Stumpfsinn der russischen Natur. Ich habe Russen gesehen, die den ganzen Tag in einer Zellenecke hocken, vor sich hin starren und scheinbar nichts empfinden. Plouhar zehrte sich nach innen auf und fiel mehr und mehr zusammen. Er hatte anormale Augen und sprach oft von seiner „süßen kleinen Frau", die er zwei Jahre nicht gesehen.

„Lebt sie noch, hören Sie doch, Volck, lebt sie noch?"

Ich antwortete nicht, verlernte überhaupt das Sprechen. Wie unnütz sind Worte, wenn man sie an niemand richten kann. Plouhar hatte ich nichts zu sagen. Bisweilen gab ich Iwan deutschen Unterricht.

Die Welt war zusammengeschrumpft zu mehr oder weniger lichtlosen Zellen mit harten, widerlichen Verbrechergesichtern. Irgendwo war mal das Leben, oder hatte ich es nur in einem Buch gelesen? Die liebsten Erinnerungen waren tot, alle Gesichter verblaßt. Ich hatte nur einen Lebenszweck, der auf einem schmierigen

Zettel außen an der Zellentür stand: „Zur Verfügung des Gerichts."

Wegen des sicheren Transportes wurden wir vom Baikalsee nicht unseren alten Weg geführt, sondern mit der Bahn nach Irkutsk. So vermieden wir das Dorf mit den rabiaten Bauern.

Im letzten Polizeiarrest hatten wir großes Pech. Während wir mit entblößtem Oberkörper auf der Pritsche saßen und Läuse knackten, erschien ein Unterleutnant mit vier Zuchthaussoldaten. Unsere Sachen wurden genau untersucht, alle Nähte abgefühlt, Taschen und Pelzmützen aufgeschnitten. Besonders ein Zuchthaussoldat hatte viel Routine im Suchen und erwischte in meiner Weste achtzig Rubel in Banknoten und die Schlafpulver, mit denen wir uns auf der Fahrt nach Irkutsk von unserer Wache befreien wollten, um zum Juden Eichler zu gehen. Vier ausgehöhlte Zuckerstücke hatten wir schon fertig, leider aber noch nicht mit den Schlafpulvern gefüllt.

Der Offizier tobte. Er wollte absolut nicht glauben, daß die Pulver Aspirin wären, und setzte in unsere Listen: „Führen Gift mit sich." Eine chirurgische Schere, die ich im Stiefel versteckt hatte, hielt er für ein Mordinstrument.

„Wie heißen Sie?" herrschte er mich an.

„Volck! — Dobel!"

Plouhar wurde bleich, mir versagte der Atem.

„Volck, Volck?? — Ich habe in Dorpat studiert, da gibt es Volcks." Es war zu spät, wenn nicht ein Zufall half, hatte ich mich gefangen.

Vier Zuchthaussoldaten und zwei Infanteristen brachten uns auf den Bahnhof in den Wartesaal vierter Klasse.

Jetzt waren wir wieder in Militärhänden, wurden verpflegt, waren nicht mehr ganz rechtlose Verbrecher.

Ohne die Posten zu beachten, ging ich in den Wartesaal zweiter, setzte mich dem Offizier gegenüber und bestellte ein Glas Tee.

„Was machen Sie hier, und wovon wollen Sie bezahlen?" knurrte der Unterleutnant.

„Ich bin Offizier und trinke daher Tee in der zweiten Klasse, Sie haben ja achtzig Rubel von mir!"

Vor Erstaunen sagte er nichts und fing politische Gespräche an.

Ich trank meinen Tee und hörte ruhig zu.

„So, Deutschland wird aufgeteilt, geht zugrunde? Meinen Sie vielleicht mit der russischen Dampfwalze, die rückwärts fährt?"

Da kam flackernde Wut in seine Augen, aus seinem Munde ergoß sich ein Strom von Schmähreden über Deutschland und meinen Kaiser.

Ich hielt nicht mehr an mich, schrie den Kerl an und verbot ihm, Deutschland und meinen Kaiser vor einem wehrlosen Kriegsgefangenen zu schmähen.

Er sprang auf, riß seinen Revolver aus der Tasche und legte auf mich an. So standen wir uns Sekunden gegenüber, er mit dem Revolver, ich mit erhobenem Teeglas. Menschen drängten sich dazwischen und nahmen ihm den Revolver aus der Hand.

Zitternd vor ohnmächtiger Wut ging ich zu den anderen.

Um Mitternacht standen wir vor dem Zuge, vier Zuchthaussoldaten und drei Schutzleute mit gezogenen Säbeln um uns.

Der Unterleutnant stampfte aufgeregt im Schnee und sagte der Wache: „Die da, die Österreicher, sind harmlos, aber auf den Deutschen paßt auf, der ist gefährlich. Wenn er mehr als drei Schritte von euch fortgeht, sofort schießen!"

Galgen und Kugeln, Spion und Revolutionär

Vierzig Galgenvogelgesichter in abgerissenen, schmutzigen Kleidern füllten die große Kammer des Irkutsker Militärgefängnisses. Untersuchungshäftlinge wie wir. Mörder mit breiten Händen und viereckigen Gesichtern, in denen böse Augen lauerten, Diebe mit feinen, schlanken Fingern, Deserteure, Landstreicher — und unsere abgerupfte Wenigkeit.

Die Zelle war groß. Durch zwei eisenvergitterte Fenster höhnte die Sonne über hohe Hofmauern mit scharfen Glasscherben auf den Rändern für freiheitsdurstige Verbrecher.

Vier Tage teilten wir Läuse und Wanzen mit diesen Herren, fraßen Suppe und Kascha aus demselben Blechtopf. Fix mit den Händen in die Grütze und in eine Ecke, sonst wurde man nicht satt. Um elf Uhr klirrten schwere Riegel, in der geöffneten Tür erschien ein Wärter mit einem großen Kasten und schrie: „Portia, Portia!" Dann warf er uns Fleischstücke zu, nach denen wir wie apportierende Hunde zu springen hatten.

Ich war der Jüngste und wurde zu allerlei kommandiert, ließ mich ruhig kommandieren, denn Prügel von diesen Fäusten dürften schwerlich zu des Lebens Annehmlichkeit zählen. Die anderen Sträflinge verachteten uns, weil wir etwas Besseres waren und hier nicht hergehörten.

Ich schlief am äußersten Rande der Holzpritsche, neben der ein großer, deckelloser Bottich stand — unser verschwiegener öffentlicher Ort. Besonders in den Nächten kroch eine Pest von Gestank aus diesem einzigen Einrichtungsstück der Zelle. Am Morgen brüllte der älteste Verbrecher: „Mlatschi (Jüngster), paraschka" — so heißt das Möbel — „ausleeren!"

Meistens mit Iwan, manchmal mit einem ganz stillen, scheuen Arrestanten schleppte ich den Bottich auf den Hof.

Plouhar hatte ein Schachbrett auf die Pritsche gezeichnet und aus frischem Brot Figuren geknetet. So spielten wir und warteten auf die Aburteilung vor Gericht. Unter uns waren alte geriebene Gauner, die in allen Sätteln der Verbrecherkunst gerecht waren. Wer hier drin gewesen war, konnte die hohe Schule des Verbrechens lernen und draußen seine Meisterprüfung ablegen, bis er wieder drin saß und Neulinge anlernte.

Hier war alles verboten: Messer, Bleistifte, Streichhölzer, Tabak — und doch hatten wir alles, gerade weil es verboten war. Russische Zuchthäusler sind vollendete Konterbandisten. Obwohl man vor Betreten einer solchen Besserungsanstalt nackt untersucht wird — selbst in den Mund faßt der Untersuchende —, gibt es eine ganze Liste verbotener Sachen. Feine Haarfeilen, die die stärksten Fenstergitter in fünf Minuten durchsägen, werden, in Leder genäht, im Darm versteckt, hineingeschmuggelt.

Bei überraschender Visitation wandern die hübschen

Sachen, die oft nur aus Lust am Verbotenen gehalten werden, von einer flinken Hand zur anderen und werden nur selten gefunden. Sonst liegen sie — besonders die Feilen — in Ritzen versteckt, die mit Staub zugeklebt werden, und warten auf ihre Zeit. Alles, was wir an Kleinigkeiten noch besaßen, verschwand spurlos. Unglaublich, wie die Kerle stehlen konnten. Dabei verriet nie einer den anderen.

Da war der „Zuchthauspascha", der älteste Verbrecher, der eine strenge Herrschaft führte. Am Tage lag er faul und dick vom jahrelangen Brotessen auf der Pritsche. Niemand durfte ihn stören, mit ihm reden. Abends saß er in einer Ecke und gab Taschendieben praktischen Unterricht.

Wenn der Pascha sehr aufgeräumter Stimmung war, gab er Schilderungen aus seiner Laufbahn. Ganz leise sprach er mit flackernden Augen. Seine Hände sprachen so lebhaft, wie ich es selten bei einem Menschen gesehen, stahlen, mordeten, durchsägten Ketten und Gitter.

„Oho, meine Täubchen, wie wir damals auf der Fahrt nach Krasnojarsk im Sträflingswagen ein Fenstergitter durchgesägt hatten. Die Posten spielten Karten, der Zug fuhr langsam bergauf, als wir sechs aus den Fenstern sprangen. In fünf Minuten waren die Fußfesseln durchgesägt, und dann in die Wälder. Den ersten Bauer schlug ich tot, nahm ihm Kleider und Paß. In einem anderen Zuchthaus war so ein Lump, ein feines Stadtherrchen, der Anzeige machte, als man ihm in der Zelle nachts Pelz und Anzug gestohlen. Natürlich kriegten sie niemand — hoho, wir alten Füchse hatten die Sachen an einer Schnur aus dem Fenster in die untere Etage gelassen, wo jemand wartete. In der nächsten Nacht kam die Reihe an das feine Stadtherrchen. Wir hängten ihn an seinen Hosenträgern am Fenstergitter auf. Der Kommandant meinte am nächsten Morgen, er habe sich erhängt. Natürlich hatte er sich erhängt." — —

Am dritten Tag schrieb ich einen Brief an den Gefängniskommandanten, einen russischen Oberst, links Französisch, rechts Russisch, so grob, daß Plouhar angst wurde. Nach zwei weiteren Briefen verschärften Inhalts rasselten die schweren Riegel — ein Posten brüllte: „Smirno!" (Achtung!) Die Sträflinge fuhren auf, standen stramm an der Wand.

„Warum beachten Sie nicht den Befehl des Postens?" fragte mich der Oberst.

„Weil ich einen derartigen Befehl nicht anerkenne und es in allen europäischen Heeren Sitte ist, daß der in ein Zimmer Tretende zuerst grüßt."

Die Sträflinge grinsten bei strammer Haltung. Der Oberst trat unsicher von einem Fuß auf den anderen.

„Haben Sie denn gar keine Angst?" „Nein!!"

Da kam etwas wie Freundlichkeit in seine Augen. „Sie wünschen als Offizier behandelt zu werden, können Sie beweisen, daß Sie Offizier sind?"

„Nein, aber mein Ehrenwort wird Ihnen genügen, Herr Oberst!"

„Gut, bitte, lesen Sie." Er gab mir eine Zeitung, in der eine Stelle rot angestrichen war: Repressalien

gegen deutsche Offiziere, die bis auf weiteres wie Mannschaften zu behandeln sind. „Nun?"

„Das glaube ich nicht, Herr Oberst, russische Zeitungen lügen, und ich bestehe darauf, mit Herrn Plouhar als Offizier behandelt zu werden. Wenn nicht, werde ich Wege finden, selbst in diesem Gefängnis, um mich an mir bekannte hochgestellte Persönlichkeiten des Petersburger Hofes zu wenden."

Die Verbrecher hörten gespannt zu und stießen sich mit den Ellenbogen.

Da wandte sich der Oberst an den Offizier vom Tagesdienst: „Bringen Sie die Herren hinauf in das Zimmer des österreichischen Oberleutnants."

„Gestatten, Herr Oberst, noch eine Kleinigkeit! Als wir vor vier Tagen hier eingeliefert wurden, hat dieser Offizier" — ich wies auf den in strammer Haltung harrenden Fähnrich — „mir bei der Leibesdurchsuchung ein Portemonnaie, Zigaretten, meine Pfeife und eine elektrische Taschenlampe gestohlen. Als ich um eine Quittung bat, hat er mich mit den gemeinsten Schimpfworten, die es in der deutschen Sprache nicht einmal gibt, überhäuft."

Der Fähnrich wurde bleich, seine erhobene Hand zitterte an der Mütze. Dem Oberst stieg blaue Wutröte ins Gesicht.

„Du Hundesohn, du Schwein, du stiehlst, Elender, im Dienste — — deine Mutter!" Die ganze angebildete Unbildung des Obersten verflog in den Flüchen. „Marsch, Sohn einer Hündin, bringe die Herren hinauf, dann sprechen wir uns noch."

Wir drückten Iwan stumm die Hand und gingen die Treppe hinauf. Der bleiche Fähnrich machte auf jeder Stufe eine tiefe Verbeugung: „Gleich werde ich zwei Betten besorgen und den Offiziersdiener schicken."

Ein großes, helles, weiß getünchtes Zimmer. Zwei Gitterfenster auf einen Platz mit eiligen Menschen. Ein großer Ofen mit knisternden Scheiten. Hier konnte man das Urteil des Gerichtes abwarten.

Ein verwahrlostes Bett, unordentlich aufgehängte österreichische Friedensmonturen an der Wand, schmutziges Geschirr, ein verstaubter Schreibtisch ließen auf den gedrückten Seelenzustand des Bewohners schließen.

Rührend abgestaubt waren zwei Bilder auf dem Schreibtisch, vom alten Kaiser Franz Joseph und einer Dame.

Wer war es, der hier in Staub und Schmutz hauste und doch Liebe genug hatte, seine zwei Bilder sauber zu halten?

Der versprochene russische Offiziersdiener kam und brachte zwei Bettstellen und Matratzen, hockte vor dem Ofen und blies traurig in die Glut. Ich fragte ihn nach dem österreichischen Oberleutnant.

„Mein armer, guter Herr," klagte er. „Zwei Tage ist er jetzt vor Gericht und noch nicht wiedergekommen. Warum kommt er gar nicht mehr? Unten sagen sie, daß man ihn wohl schon totgeschossen hat, weil er doch Spion ist. Er ist gut und hat doch spioniert. Sie werden ihn totschießen. Er sagt es selbst."

Dunkelheit schlich ins Zimmer, immer tiefer. Nur der Ofen machte Licht und eine Kerze, die ich auf dem

Schreibtisch entzündet hatte. Der Staub roch wie in einer Totengruft. Ich dachte an den Österreicher, der vielleicht an einer Mauer stand, bleich, und seine letzten Gedanken nach Hause schickte — die Kugeln erwartend. Schicksal, unbegreifliches, grausames! Vielleicht trug ich bald Ketten und arbeitete mit geschorenem Kopf in einem Bergwerk? Ins Licht starrend, fragte ich: „Armer Kamerad, wo bist du, bist du überhaupt noch??"

Die Klappe im Guckloch der Tür klapperte. Der Diener schaute herein und rief. „Mein armer, guter Herr ist wohl schon tot."

Die Klappe raschelte zu. Die aufgescheuchte Stille setzte sich wieder schwer und lastend. Ich dachte: er ist hin, und blätterte in zwei dicken Heften, die ich den Verwandten des Unbekannten bringen wollte.

Stundenlang war nichts zu hören als das Flackern der Kerze und das Knistern der vielen Blätter. Tote Tage voller Qual, Bitterkeit, Hoffnung schliefen zwischen enggeschriebenen Zeilen. Was ein Mensch leiden kann, stand in diesen Tagebuchblättern, wie er ringt, schwächer wird, nachläßt im Kampf, den Kopf senkt und denkt: Schlag zu, Schicksal!

Es war eine große, starke Seele in diesem Mann und eine weiche Kinderseele. Nun waren sie beide tot. In den letzten Blättern war keine Seele mehr, mattes Abgekämpftsein, das nur einen Wunsch hat: Schlag zu, Schicksal!

In den dicken Heften kroch eine namenlose Einsamkeit, wie sie in Urwäldern, in Wüsten nicht zu finden

ist — nur in Gefängnissen. Ich weckte Plouhar, weil ich mich vor dem Buch fürchtete, einem Schicksal, das auch das meine werden konnte.

Mitternachtläuten klopfte dumpf an die Fenster. Die Geisterstunde schlich endlos, die Kerze brannte tiefer. Zwei Schläge hallten durch die Winternacht — zwei Uhr. Der Ofen war gestorben. Mich fröstelte.

Da knarrte das Schloß, und ich schaute nach der offenen Tür. Im grellen Lichtschein des Korridors stand ein Offizier — hochgewachsen, überschlank, sehr bleich.

Es war der Unbekannte.

Er lebte also noch, lag nicht mit durchschossener Stirn irgendwo im Schnee. Ich ging auf ihn zu, reichte ihm die Hand.

Etwas wie Freude kam in sein stilles, krankes Gesicht, nur einen Augenblick — dann sagte er langsam: „In drei Wochen werde ich erschossen, wenn das Urteil von Petersburg bestätigt ist." Wie aus einem tiefen Brunnen kamen die Worte.

Müde sank er in den Stuhl, nahm die Photographie der Dame in die Hand, fuhr mit dem Ärmel darüber und schaute sie lange an. „Die da habe ich gerettet, sie ist frei, und ich werde an die Wand gestellt. Übrigens hat die Gute mir in der letzten Verhandlung Morphium zugesteckt."

Wie geistesabwesend legte er eine Brieftasche auf den Tisch, aus der mehrere runde gelbe Kügelchen fielen.

Ich nahm die Tasche an mich. Er hatte es nicht mal gesehen. Die eingefallenen Schläfen in den Händen,

sann er vor sich hin. Dann sagte er: „Häßlicher Tod," und lachte grell, daß mir das Mark gefror.

Der Diener kam und heizte den Ofen. Mit treuen Hundeaugen sah er auf seinen Herrn, rührenden Kummer im Gesicht. Ich fand eine Büchse und machte heißen Kaffee für den Verurteilten. Hier half kein Trost. Ich fragte ihn, aber er hörte nicht und trank gierig den heißen Kaffee.

Plötzlich horchte er auf: „Sie müssen hier heraus, Mittel und Wege werden sich finden in den drei langen Wochen."

Zögernd erzählte er, dann immer hastiger.

„Unter uns sitzt ein Revolutionär, der zum Strick verurteilt ist. In acht Tagen will man ihn hängen, weil er 1905 in Rußland auf den Barrikaden gekämpft und Hauptagent der neuen Revolution für das Gouvernement Irkutsk ist. Wenn Revolutionäre nachts auf Posten stehen, geht er in die Stadt und bereitet seine Flucht vor. Mich will er mitnehmen und einen russischen Fähnrich aus der Nachbarzelle, der vier Jahre Zwangsarbeit in Ketten bekommen hat. Am hellichten Tage wird ein als Offizier verkleideter Revolutionär kommen und uns mit gefälschten Zetteln vom Stadtkommandanten hier herausholen. In einem Kellerversteck, das die Polizei noch nicht gefunden, warten wir einige Wochen und fahren dann mit Postschlitten dreihundert Werst nach Norden. Dort erwarten uns Renntierschlitten nach Lappland. Durch Lappland fahren wir in Hundeschlitten über die gefrorene Beringstraße nach Nordamerika. Bis New York dauert die Reise fünf Monate.

Streichhölzer, Tee, Zucker und Paß nehmen wir mit, sonst leben wir von Bärenjagd und Robbenfang. Der Revolutionär, der früher Pelzhändler war und bis in die Eismeere gejagt hat, hat alles vorbereitet, verlangt nur, daß man gut schießen kann und — —"

Leiser und leiser wurde seine müde Stimme. Er schlief. Ein frohes Lächeln stand in seinem bleichen Gesicht.

Der Morgen fand mich noch in tiefem Sinnen.

Ein bestochener Posten ließ den verurteilten Fähnrich in unser Zimmer ein. Er hatte seinen Regimentskommandeur, der seine Frau belästigt hatte, geohrfeigt. Zwei gerechte Ohrfeigen, und vier Jahre Zwangsarbeit in Ketten. In Rußland ist alles möglich, selbst das.

Der Fähnrich war von jenen Menschen, die im Gefängnis still geworden waren. Während er nachdenklich von den Aussichten der Eisreise sprach, brachte der Diener einen Brief des Revolutionärs, in dem er nach dem gestrigen Urteil fragte.

Noch eine Stunde konnten wir uns besprechen, solange der bestochene Posten stand. Ich wurde wieder lebendig, wachte auf aus dem Stumpfsinn der letzten Gefängniswochen, die Gedanken dachten wieder. Plouhar strich langsam durch seinen roten Bart, grübelte angestrengt und entwickelte einen Plan.

„Wenn der Revolutionär uns alle mit gefälschten Zetteln herausholen kann, kenne ich einen näheren Weg. Wir beschaffen uns Pferde, Kosakenuniformen, Gewehre, Proviant und reiten in die Mongolei. Der

Fähnrich führt die Kosakenpatrouille und bekommt ein gefälschtes Papier mit dem Befehl, uns auf dem Wege nach Uljasutai in der Mongolei zu suchen. Wir reiten Patrouille hinter uns selbst her, wer uns anhält — aber es wird niemand eine Kosakenpatrouille anhalten — bekommt eine Kugel. Den Weg bis in die mongolische Steppe kennen Herr Volck und ich genau."

Schnell wurde der Plan in Geheimschrift umgesetzt und nach unten zum Revolutionär geschickt. Am Abend kam seine Antwort, daß er einverstanden sei und noch in dieser Nacht hinausginge, um Vorbereitungen zu treffen.

Wieder saß der Fähnrich bei uns. Er hatte Kuchen mitgebracht. Wir tranken Kaffee. Es war ein Fest, das Fest der Hoffnung und nahen Freiheit.

Sonderbare Leute lernten wir kennen während der Spaziergänge auf dem Hof. Ein Hauptmann, der im Russisch-Japanischen Kriege mehrere Male desertiert war, fütterte bereits zehn Jahre seine Tauben, die ihm auf den Schultern saßen und aus der Hand fraßen. Ein Oberbeamter schob schon zwei Jahre seinen Fettleib über den Gefängnishof. Im Anfang des Krieges hatte er ein Magazin zu Geld gemacht. Ein Stabsarzt hatte Soldaten für gutes Geld vom Dienst befreit. Man gab ihm sechs Jahre, um hier nachzudenken, ob er nicht mehr hätte verdienen können bei dem Geschäft.

Wohl ein Dutzend Offiziere waren in Untersuchungshaft und mischten sich unter Soldaten mit schwebenden Verfahren. Die Soldaten spuckten ihnen vor die Beine und sagten: „Hundesöhne!" Vielleicht standen sie in einigen Tagen wieder in derselben Kompanie, befahlen und gehorchten. Dann gab der Offizier den „Hundesohn" dem Soldaten mit der Peitsche zurück. Russische Disziplin! Einmal sah ich Iwan die „paraschka" schleppen.

Tage verstrichen, in denen wir mit grellen Farben an dem Freiheitsbilde pinselten. Zettel wanderten von oben nach unten und zurück. Das Unternehmen reifte der Entscheidung entgegen. Morgen nacht sollte es losgehen.

Da kam das Schicksal, lachte höhnisch und pustete unser Kartenhaus um.

Plouhar und ich sollten sofort nach Omsk fahren, wohin wir nach unseren Angaben bei der ersten Gefangennahme bestimmt waren.

Posten warteten ungeduldig und brüllten uns an.

Was tun?

Ich markierte Ohnmacht, wand mich in Krämpfen, verlangte nach dem Arzt. Wir gingen zum „woinski natschalnik". Vielleicht sah der ein, daß ich nicht reisefähig war, Plouhar allein würde man nicht schicken.

Der Ortskommandant war nicht zu Hause. Durch das Telephon schrie er, daß ich fahren müsse und unterwegs verrecken könne.

Die Hunde drohten mit Kolben, und wir marschierten zurück ins Gefängnis, um unser Gepäck zu holen. Der Österreicher war bleich und erschreckt. Ich drückte ihm noch rasch hundert Rubel in die Hand und steckte die Adresse seiner Verwandten in die Tasche.

Eine halbe Stunde später fuhr der Zug nach Omsk. Ra-ta-ta, ra-ta-ta, höhnten die Räder.

Der zum Tode verurteilte k. u. k. Oberleutnant war der bekannte Reporter Roland Strunk, der Verfasser des Aufsehen erregenden Buches „Achtung, Asien marschiert". Als ich damals aus der Zelle herausgeschleppt wurde, gelang es mir, Strunk eine Hundertrubelnote in die Hand zu drücken und dann auf Geheimwegen aus dem Lager Omsk den dänischen Konsul in Omsk auf die Gefahr, in der Strunk als Verurteilter schwebte, aufmerksam zu machen mit dem Vorschlag, Strunk gegen einen in Österreich gefangenen russischen Offizier gleicher Verurteilung auszutauschen. Ferner sandte ich einen Brief an die Mutter des Rittmeisters Strunk. Diese meine Maßnahmen führten dazu, daß Strunk auf Intervention Österreichs und des Roten Kreuzes nicht erschossen, sondern zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt wurde, was wiederum zur Folge hatte, daß er in der russischen Revolution aus Sibirien fliehen konnte und ihm so das Leben gerettet wurde.

Als Strunk in den Revolutionstagen 1918 in der Wiener Hofburg als Mitglied einer freiwilligen Offizierskompanie den Kronschatz der Habsburger bewachte, fand er im Saal, in dem er auf Wache zog, unter einer Leselampe ein Buch. Als er in diesem Buch blätterte, fand er darin sich selbst und sein Schicksal beschrieben und stellte nun erst fest, daß ich sein damaliger Zellenkamerad im Zuchthaus Irkutsk war.

Seitdem suchte Strunk viele Jahre nach mir. Jedoch jedesmal, wenn er mich aufgestöbert hatte, war ich irgendwo im Kampf für Deutschland unerreichbar,

wie 1922 und 1923 in Amerika, wo ich in New York Filmvorträge gegen den Schandvertrag von Versailles und die Schuldlüge hielt.

Erst achtzehn Jahre nach dem Zusammensein in der Zelle des Zuchthauses Irkutsk führt ein Zufall uns beide wieder zusammen. Ich betrete in der Lützowstraße in Berlin eine kleine Konditorei, um von hier zu telephonieren. Der Telephonapparat steht offen im Lokal. Ich nenne meinen Namen am Apparat. Plötzlich steht ein Herr auf und kommt auf mich zu. Es ist Roland Strunk.

Einzelhaft

Omsk bot etwas Neues — Einzelhaft im Kriegsgefangenenarrest. Drei Schritte lang, zwei Schritte breit, vergittertes Fenster mit zerbrochenen Scheiben, Holzpritsche, ein Heizrohr, das nicht heizte im sibirischen Winter.

Über der Tür das alte Firmenschild „Zur Verfügung des Gerichtes". Im Guckloch ein dämliches Postengesicht.

Licht verboten, Rauchen verboten.

Von vier Uhr nachmittags bis acht Uhr früh schwarze Finsternis.

Drei Wochen fror ich bei dreißig Grad Kälte hinter zerbrochenen Scheiben, auf der kalten Heizung sitzend. Mein Bärenpelz rettete mich, Ungezieferjagd gab etwas Wärme. Langsam fühlte ich den Irrsinn kommen. Er tastete in meinem Gehirn herum und versuchte, wo er Fuß fassen konnte.

Langweile tötet langsam, aber sicher. Deshalb machte ich mir einen Stundenplan. Nach dem Aufstehen morste ich durch die Holzwand zu Plouhar, der rechts von mir saß. Von zehn bis elf: Posten ärgern. Ich rief ihn ans Guckloch, beschimpfte und ärgerte ihn auf alle erdenkliche Art, bis er wütend mit dem Bajonett nach mir stach.

Elf bis eins sah ich den Fliegen zu, wie sie langsam auf der sonnendurchfluteten Wand krabbelten, machte

mit meinem Bleistift Striche auf die Bretter und zählte, wieviel Schritte sie von einem Strich zum anderen brauchten. Ich kannte sie ganz genau, die großen und die kleinen, die Eltern mit ihren Kindern. Eine dicke mit schillernden Flügeln liebte ich ganz besonders. Als sie einmal dem Posten durchs Guckloch ins Gesicht flog und nicht wiederkam, war ich sehr traurig.

Von eins bis zwei brüllte ich durch ein Astloch zu einem deutschen Fähnrich nach links. Er war stets hungrig, und ich gab ihm durch das Astloch zu essen.

„He, Fähnrich, komm essen!"

Auf der andern Seite des Astloches erschien sein Auge. „Hast du Hunger? Ja? Also, warte. Stell dir vor: Hiller, Kempinski, Trarbach — du weißt doch —: Schildkrötensuppe mit Einlage, Forellen, Beefsteak mit Bratkartoffeln, Roastbeef mit Salat und Kompott — Schampus, hörst du, viel Schampus — so bleib doch, Fähnrich, wir sind ja noch gar nicht beim Käse —"

Er blieb nicht und schrie wütend: „Hör auf!" Und doch fiel er jeden Tag von neuem auf mein Frühstück herein.

Nachts, wenn ich vor Läusen und Kälte nicht schlafen konnte, sah ich den handgroßen Ratten zu, wie sie mit langen Schwänzen die Wände hinauf- und hinuntersprangen. Links über dem Fenster hatten sie eine Animierkneipe; dort quietschten und johlten sie und trieben allerlei Unfug. Manchmal saß so ein Scheusal auf meiner Brust und schillerte mich mit seinen Knopfaugen an. Sie kannten mich alle und bedauerten mich. Dafür durften sie mein Brot fressen. Das war innen bei mir,

in meiner Wohnung. Steckte man den Kopf aus dem Guckloch, so sah man in einen langen Gang mit vierundzwanzig Türen und Gucklöchern, in denen vierundzwanzig verwilderte Köpfe hingen — wie Pferdeköpfe aus ihren Boxen schauten.

Wir schlossen Bekanntschaft. Da waren Köpfe, die in der Mongolei gefangen waren, in der Mandschurei, am Pruth, bei Torneo, lauter wilde Gesellen von allen russischen Grenzen.

Was hinter diesen Köpfen war, bekam man nur in einem gewissen Ort zu sehen.

Ein Kopf war unser Komiker. Ganz viereckig war er, viereckige Stirn über einer Gummigrimasse.

Das war Herr Bobig, Herr Bobig von der Landstraße, der an allen russischen Grenzen gewesen war. Er sprach sechs Sprachen, alle durcheinander, und steckte voller Witze. Wenn die Dunkelheit anbrach, reisten wir mit Bobig durch Rußland. Wir wanderten durch die Verbrecherkeller Moskaus und Petersburgs, machten mit ihm Einbruchsdiebstähle, sperrten Polizeioffiziere, die uns verhaften wollten, selbst ein, fuhren im Viehwagen als Handelsjuden oder erster Klasse im sibirischen Luxuszug mit einem Achtzehn-Kopeken-Brillantring am kleinen Finger, liefen in Moskau Rollschuh.

Herr Bobig war unser Leben, ohne ihn wäre das Arresthaus tot gewesen. Er prahlte fürchterlich, aber er log elegant und konnte viel.

„He, starschi (Wachtunteroffizier)," brüllte er eines Tages, „ich will spazierengehen!" Der „starschi" lachte. Da faßte Bobig in das Guckloch, riß an der Tür,

ein-, zwei-, dreimal, das Schloß krachte, und er stand im Gang. Vier Mann sperrten ihn in eine andere Zelle. So war Herr Bobig.

Eine Woche lang hatte man uns gegen die Vorschrift nicht an die Luft gelassen. Da machten wir eine kleine Verschwörung. Alle hintereinander ließen wir aufschließen und sammelten uns neben der Latrine. Der Posten vor der Tür zum Wachtzimmer wurde über den Haufen gerannt, wir stürmten in die Wache. Ehe die Soldaten aufgesprungen waren, standen wir vor den Gewehren.

„Willst du uns jetzt spazierenführen, du Hundesohn?" knurrte Bobig. Der „starschi" war bleich und führte uns spazieren, wie es Vorschrift war. Fast jeden Tag trampelten wir jetzt im Schnee eine halbe Stunde, immer im Kreise. Herr Bobig sauste in großen Filzstiefeln mit wehendem Halstuch um die anderen herum.

„Was machen Sie da, Bobig?"

„Ich fresse Kilometer für die nächste Tour, man muß gute Beine haben." So war Herr Bobig.

Nach einiger Zeit brachte man ihn in die große Zelle, in der zwanzig Mann eingesperrt waren. Am selben Tage kam Iwan aus Irkutsk, schaute durch mein Guckloch und begrüßte mich mongolisch mit lautem: „Mindu!"

Er hatte einen Gefangenenpaß auf seinen österreichischen Namen und sollte hier noch vier Wochen abbrummen.

Am Abend ging er von der Latrine in meine dunkle Zelle, und ich verschwand mit tief ins Gesicht gezogener Mütze in der großen Kammer.

Wenn die anderen schliefen, saß ich mit Bobig unter der Lampe — hier gab es eine — und baute an neuen Plänen. Ich gab ihm den Auftrag, nach Moskau zu reisen, eine bekannte Dame aufzusuchen und mit Geld und anständigen Zivilkleidern wiederzukommen.

Diesmal wollte ich nicht laufen, nicht hungern und frieren. Eine Flucht in großem Stil sollte es werden.

In den folgenden Nächten arbeitete Bobig sich mit Messern und einem Stemmeisen, das die Essenträger im Brot hereingeschmuggelt hatten, durch die Decke auf den Boden. Dann nahm er auf dem Boden die Außenwand in Angriff, die an einen freien Platz stieß. Gerade die Stelle, unter der der Posten stehen mußte, hatte er gewählt. Er wollte den Posten einfach ohnmächtig- oder totspringen, damit er nicht schreien und Alarm schlagen konnte. In einer Woche wollte Bobig verschwinden.

Plouhars neue Flucht

Fast jeden Abend tauschten Iwan und ich Kopfbedeckung und Rock in einem gewissen Ort. In meinen Bärenpelz gewickelt, schlief er als Leutnant Dobel in meiner dunklen Einzelzelle. Ihn plagten keine Gedanken und Pläne, nach zwanzig Tagen machte er den Sprung über den Zaun, wurde wieder Russe, um als Deserteur weiter dem Kriege zu trotzen.

In diesen Nächten war ich bei Bobig in der großen Schreckenskammer. Scharen von Ungeziefer fraßen an Menschen mit furchtbaren Schicksalen, Menschen, die Ketten erwarteten und Schlimmeres.

Sonderbare Menschheit. Zwei Klassen von Charakteren: Steifnackig-Zähe und vom Schicksal Niedergekämpfte.

Die Niedergekämpften, die sich nicht mehr bogen, die Gebrochenen mit Schwindsuchtsflackern in Totenaugen. Die Steifnackigen, die sich nicht bogen, dem Schicksal die Zähne zeigten und hart lachten wie entschlossene Menschen, Vabanque-Spieler — mit aufrechten Häuptern, stahlharten Augen und nervigen Fäusten.

Ich liebte diese Ungebrochenen. Mark, Wille: Männer!

Mit diesen saß ich unter der einzigen Lampe, nackt die Oberkörper zur Flohwehr, lauschte ihren abenteuer-

lichen Erzählungen, die schlicht waren wie diese Willensriesen.

Willensriesen — und drüben im Lager? Angekränkelte, angefressene Schatten, die einst Männer waren. Diese Schatten sahen uns Flüchtlinge und Abenteurer über die Achsel an, von oben herunter — sie glaubten ihre Kraft zum Wiederaufbau des Staates erhalten zu müssen.

Alle Grenzen Rußlands hockten unter der einzigen Lampe. Ich hörte und lernte — Fluchtstudien. Rußland ist groß und türmt gewaltige Hindernisse. Wir waren größer mit unserem Willen und heiterer Furchtlosigkeit.

Ich ging nicht mehr in die Schreckenskammer und blieb bei meinen Ratten und Fliegen.

Plouhar hatte ein Sprachloch durch die Holzwand gebohrt.

In den Nächten, wenn auf dem Gang nur der Schritt der Posten hallte, sprachen wir leise. Plouhar sollte mit dem letzten Geld in die Stadt, ein neues Netz spinnen.

Wie in die Stadt gelangen? Lange Tage zerquälte sich unser Gehirn, bis wir die einfachste Lösung fanden.

Der frechste Weg ist der kürzeste, und der war so:

Zu Mittag und bei Einbruch der Nacht brachten drei Österreicher das Arrestantenessen. Der Oberträger, ein zuverlässiger Bosniak, wechselte nie, hatte schon manchen verbotenen Gegenstand in der Suppe oder im Brot hereingeschmuggelt.

Plouhar sprach Bosnisch und fragte ihn, ob er an Stelle eines der zwei Unterträger morgen abend einen

von mir noch zu bestimmenden deutschen Gefangenen mit der Eßschüssel schicken wolle. Wenn die Türen zum Essen geöffnet wurden, sollte dieser in Plouhars Zelle gehen und Plouhar selbst mit der leeren Schüssel verschwinden.

Alles kam darauf an, daß wir für die Nacht einen Ersatzmann fanden, der am nächsten Tage mit einigem Geschick von der Marodenvisite beim russischen Arzt ins Lager zurückkehrte.

Ich gab dem Bosniaken einen Brief für einen deutschen Feldwebel, dem ich genug Ruhe und Mut zutraute.

Am Abend kam die Absage. Er bäte vielmals um Entschuldigung, hätte bereits neun Monate gesessen usw.

Jetzt konnte nur List helfen, um den nötigen Ersatzmann zu schaffen.

Ich schrieb an einen Wasserflieger, er möchte morgen wegen einer wichtigen Mitteilung als Essenträger zu mir kommen, das Gesicht möglichst verhüllt, was bei der großen Kälte nicht auffallen konnte. Ahnungslos kam er. Er stand mit dampfender Suppenschüssel im dunklen Gang.

Die Türen knarrten auf.

Plouhar stand in seiner Zelle im Pelz mit hochgeschlagenem Kragen, nahm dem Wasserflieger die Schüssel aus der Hand und goß die Suppe unter die Pritsche.

Ein Händedruck, Plouhar ging mit der leeren Schüssel, vom Bosniaken gefolgt, den Gang hinunter.

Einen Augenblick sah ich in das rauchige Wachtzimmer, dann schloß sich die Tür hinter beiden.

Das Geschehnis war wie ein Gedanke, Bruchteile von Sekunden. Der Essenträger begriff, wurde kreideweiß und wollte hinter Plouhar herstürmen. Ich hielt ihn fest und drückte ihn auf die Pritsche.

„Ruhe, nur eine Nacht Ruhe und Besonnenheit. Morgen sind Sie unbeschadet wieder im Lager. Um neun Uhr gehen wir mit sechs Eingeweihten zur Marodenvisite. Während wir im Vorzimmer auf den Arzt warten, mischen Sie sich unter die vielen anderen Kranken, die ohne Konvois kommen, und gehen einfach hinaus. Nachher fehlt einer von den Arrestanten. Plouhar ist eben durchgegangen, von der Marodenvisite entwischt."

Ich ließ ihn allein und legte mich schlafen.

Um acht Uhr brachte der Bosniak Brot. Plouhar war gut über die Planke gekommen und hatte jetzt zwölf Stunden Vorsprung.

Der Essenträger steckte seinen Kopf durch das Guckloch.

„Ruhe, Ruhe — es wird schon schief gehen."

Um neun Uhr früh standen mit uns sechs Mann aus der Schreckenskammer im Wachtlokal. Indes wir gezählt wurden, ordnete ich schnell die Leute — vorn links der Essenträger, rechts Bobig, in der Mitte ich. Ich hatte meinen dicken Bärenpelz an, für einen besonderen Zweck und falls man mir eine Tracht Prügel zudachte.

Im schmalen Gang zum Wartezimmer des Arztes

drängte ich den vorangehenden Posten hinter den Essenträger und mich, stolperte und fiel der Länge nach hin. Bobig stolperte über mich und riß den Posten um. In lieblichem Übereinander lagen wir da. Die Arrestanten drängten nach und vervollständigten die Verwirrung.

Als der Posten auf den Beinen stand, war der Essenträger schon im Warteraum verschwunden. Ich richtete mich ächzend mit Hilfe des Postens wieder empor.

Nachdem wir alle vom russischen Arzt untersucht waren, jeder sein Husten- oder Durchfallpulver bekommen hatte, wurde gezählt. Die Posten zählten, stutzten, nahmen die Finger zu Hilfe.

Einer fehlte! Natürlich fehlte einer!

Wir lachten, lachten, daß die Lungen schmerzten. Bobig sprang in seinen großen Filzstiefeln mit flatterndem Halstuch wie ein Besessener im Schnee und wieherte. Bis zum Abend suchten Patrouillen im ganzen Lager nach Plouhar, der schon vor vierzehn Stunden dieser freundlichen Gegend den Rücken gekehrt hatte.

Der Wachthabende flog dreißig Tage ins Loch. Das war das Beste am Spaß.

Befreit und verraten

Ein Wisch vom Generalgouverneur flatterte in mein Schicksal, erhofft und doch unerwartet: Zwischenstadium der Freiheit, Bewegungsfreiheit im Mannschaftslager. Eine österreichische Fürstin vom Roten Kreuz hatte vor fünf Tagen in meiner Zelle geschauert, über meine vom Ungeziefer zerfressenen Arme geweint und mich dem Verkommen aus den Armen gerissen, ehe dreißiggrädiger Frost durch die zerbrochenen Scheiben mich für immer auf die Wanzenpritsche streckte.

Mein Firmenschild verschwand über dem Guckloch, die Tür ging auf.

Etwas in mir wollte springen, aber ich hielt die Freude fest, mit beiden Händen. Sie hüpfte sonst weg. Langsam, ganz langsam freute ich mich. Nur nicht überfreuen, und dann wieder gräßliche, dumpfe Leere.

Durch das Guckloch streckte ich meine Hand in die Schreckenskammer. Am Händedruck erkannte ich die einzelnen: den Kosakenmörder, Bobig, Iwan. Alle kamen sie, auch die Niedergekämpften. An ihren Händen fühlte ich, was sie dachten: kein Neid in diesem Händedruck.

Draußen pusteten sibirische Winterlungen Wind. Hi, hi, lachte das Scheusal in den nördlichen Urwäldern und jagte gellende Sauseteufel über die Baracken,

die geduckt im Schnee standen. Ich nahm die Pelzmütze ab und ließ mir lange die Haare zausen.

Ein riesiges Holzungetüm mit frierenden Türmchen — ein Ausstellungsgebäude oder so etwas — umtanzten stiebende Schneemassen.

Der Frost krachte in den vereisten Brettern.

Hier sollte ich wohnen, bis das Gericht mich freisprach oder mir Ketten anlegte.

Hinter einer kleinen Holztür war ein Schwirren von Stimmen. Diese Tür war vereist und stand nie still, Dutzende von Gefangenen gingen aus und ein. Dann kam jedesmal ein dicker Dunst von Atem, Schweiß und Rauch aus dem finsteren Loch hinter der Tür.

Innen — überall Balken, ein wirres Balkennetz, hölzerne Stockwerke, drei übereinander, dunkle Winkel in Qualm und Dunst. Auf den Balken, Brettern, Stockwerken waren Menschen ausgestreut, Hunderte, in Schafpelzen und schmutzigen Tüchern versunken. Sie lagen, saßen, standen — alle schrien. Ein Chaos von Stimmen, das ganze Sprachgewirr Österreichs, laut, überlaut. In der Masse drängten sich schreiende Türken: „Kaffee gut, Kaffee gut." Fünf Kopeken der Becher, widerliche braune Soße aus einem schmutzigen Eimer. Irgendwo im Dunst quietschte eine Harmonika, eine Geige schrillte.

Sehnsucht nach meiner stillen Zelle überkam mich, aber man darf nicht wünschen in Gefangenschaft. Was man gerade hat, ist gut und genug.

Ich kletterte eine Hühnerleiter hinauf in die dritte

Etage, legte meinen Pelz auf den schmutzstarrenden Fußboden und war in meinem neuen Hause.

Tausend Menschen hausten hier in den Balken, zwischen dick vereisten Wänden. Wenn sie sprachen, hatten sie lange Atemfahnen an den Mündern, von der Kälte, die die Öfen nicht hinauskämpfen konnten. Der Frost höhnte in langen Eiszapfen von der Decke und hatte die Wände versilbert.

Meistens war ich draußen auf dem großen Platz und sprang gegen den Wind, daß er schrie. Hier gab es keine Menschen, nur entfesseltes Windbrausen.

Bei uns ist der Wind anders. Hier kann man ihn sehen. In großen Flächen fegt er dahin, zerbricht in kleine Schreiteufel, die sich in die langen Eiszapfen setzen und Musik machen mit Fistelstimme. Manchmal fegt er Schnee auf den Dächern zusammen, macht eine Lawine und wirft sie — bums — auf den Hof.

So freiheitstoll war er, so fessellos, daß ich mit ihm lief und schrie. Kleiner Mensch, brüllte er, bald sause ich weiter, und du bleibst hier. Willst du mit, kleiner Mensch?

Zu Weihnachten hatte der Wind sich ausgetollt. Zu still wurde es draußen, und drinnen die Menschen auch mit ihrem Weihnachtskummer.

Am Heiligen Abend kletterte ich auf eine der dritten Etagen zu den deutschen Unteroffizieren, die mich eingeladen hatten.

Auf einem Tisch ängstigte sich ein kleiner Tannenbaum. Er sollte Freude machen und machte doch nur traurig. Ich hielt eine Rede, eine lange, schöne Rede

für einfache Herzen, um das Elend zu scheuchen, aber das Heimweh kam mit Tränen in den Augen.

Das alte Jahr brachte noch etwas Putziges. Ein russischer Arzt, der mich als Herrn Dobel mit der Fürstin aus der Einzelhaft befreit hatte, beglückwünschte mich zu meiner Befreiung. Vor Monaten hatte ich ihn als Dolmetscher mit einer Roten-Kreuz-Kommission im Lager in X. stundenlang herumgeführt. Erkannte er mich wirklich nicht, oder wollte er nicht? Er sah ja Hunderte von Gesichtern, ich war damals in Uniform und hatte jetzt einen mageren Spitzbart.

„Wollen Sie wieder fliehen, Herr Dobel?"

„Solange ich zwei gesunde Beine habe, ja."

„Sie machen sich unglücklich, kommen noch um. Rußland ist groß und die Polizei gut. Ich will Ihnen ein Beispiel für die schlechten Aussichten geben. Kennen Sie das Lager in X.? Nein? Also aus X. sind, seitdem dort Kriegsgefangene leben, vierzehn Offiziere entflohen. Dreizehn hat man erwischt, nur einer, ein deutscher Fliegeroffizier, ist nach Peking entkommen."

Ich mußte mich auf die Lippen beißen, um ihm nicht hell ins Gesicht zu lachen. So — der deutsche Flieger ist euch fortgeflogen! Er hat zwar notlanden müssen, aber bald fliegt er wieder, und dann: Servus! Auf die deutsche Front.

Iwan wurde aus dem Arrest entlassen und ging noch in derselben Nacht über den Zaun. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Eines Tages siedelte ich ins Offizierslager über. „Kümmel" war da und alle deutschen Bekannten aus X.

Wenige bedauerten mein Pech. Aber ich freute mich, daß sie mir die alte Courage zutrauten.

Bald hatte ich einen bestechlichen Posten gefunden, mit dem ich ab und zu in Zivil in die Stadt ging, um Einkäufe zu machen.

An einer menschenleeren Straße drückte ich ihm drei Rubel in die Hand, gab mein Ehrenwort, nicht auszukneifen, und jeder ging seiner Wege.

Schon im Mannschaftslager hatte Plouhar mir einen Brief geschrieben.

Plouhar hatte eine Villa, eine richtige Fünf-Zimmer-Wohnung am Rande der Stadt. Fünf Zimmer, Bad und Küche. Allerdings war dies Haus ein Neubau und daher leer. Nur in der Küche stand ein altes Ledersofa. Plouhar schlief auf dem großen Ofen, der geheizt wurde.

Es war ein ideales Versteck, lag außerhalb der Stadtpolizeigrenze und hatte für alle Fälle zwei Ausgänge.

Niemand wußte von Plouhars Anwesenheit, nur drei Österreicher, die eine Veranda bauten und in der Küche wohnten.

Dreimal saß ich auf dem alten Ledersofa, trank mit Plouhar aus einer großen Flasche Milch und schmiedete an neuen Plänen. Ein Unternehmen im großen Stil war fast fertig — ein Meisterstück von Raffinement, Frechheit und Glück. Erster Klasse Schlafwagen, anständige Kleider, gute Wäsche, saubere Hotels, später persische Gendarmerieuniform und im Auto durch Persien nach Bagdad.

Das Große Los, ein Volltreffer.

Geld war von meinen Verwandten bei den Landsmänninnen in X., mit denen ich wieder im Briefwechsel stand, eingelaufen und sollte an eine Omsker Deckadresse geleitet werden.

Die russische Oberstleutnantsfrau, die Plouhar bei seiner ersten Flucht geholfen, ein österreichischer Graf und ein Konsul hatten das schöne Netz mitgesponnen. Aus Gründen der Vorsicht kann ich hier nicht ausführlicher werden.

Nach vier Stunden traf ich den Konvoi wieder an einer abgemachten Stelle und ging ins Lager. Nur noch einige Tage, und Kühnheit und Ruhe mußten mir Erfolg bringen. Äußerlich lebte ich stumpfsinnig wie jeder andere Gefangene, trabte meine Runden um die Baracke, rauchte, schlief und lernte ein wenig. Innerlich war etwas wie atemlose Erwartung in mir.

Daß meine Vorbereitungen beobachtet worden waren, bewies mir ein österreichischer Herr. Er wollte auch fliehen und bat mich, in derselben Nacht wie er den Sprung über die Planke zu wagen, damit ich ihm den Weg nicht durch eventuell eintretende verschärfte Maßnahmen verlegte. Ich hielt das für die mindeste Kameradschaft, sagte zu und war so unvorsichtig, meinen Plan mit ihm zu besprechen, da er dieselbe Richtung, Persien, gewählt hatte. Er war eine Plaudertasche, ein armer Kranker, der mit seinen und meinen Plänen protzte und unter dem Siegel der Verschwiegenheit für Verbreitung unseres Geheimnisses sorgte. Das Schicksal schritt schnell. Die Lagerspione bekamen Wind und griffen im letzten Augenblick zu.

Am Abend vor dem mit Plouhar festgesetzten Fluchttage sann ich in meiner Box über den neuen Lebensabschnitt, der morgen beginnen sollte.

Da berührte jemand meine Schulter.

„Herr, du wirst gleich verhaftet, sie kommen schon.“ Es war der von mir bestochene Konvoi.

Gewehre klirrten, meine Box wurde von sechs Soldaten umzingelt.

Der Lagerkommandant sagte etwas unsicher: „Ich muß Sie verhaften wegen erneuten Fluchtverdachts. Die Brigade weiß alles.“

Wirklich, sie wußten alles, bis zur Autofahrt nach Bagdad, nur Plouhars Versteck und unsere Villa blieb ihnen ein Rätsel.

Nie haben sie es erfahren, denn das war das einzige, was ich dem Österreicher nicht gesagt hatte. Ich sollte nach Chabarowsk gebracht werden, in die Strafabteilung.

Vorläufig gab man mir eine Personalwache, einen Posten, der nachts an meinem Bett stand und tags mich überallhin begleitete.

Ein lebender Schatten folgte mir, ich war nie allein und warf Pläne und Hoffnungen in die tiefste Tiefe des Vergessens.

Inzwischen verschwand Plouhar mit meinem Geld, meinen Kleidern. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Der Doktor

Der Winter taute, Frühlingsstürme brachten Revolution. Hinter der Planke neben meiner Baracke wurde ein Hauptmann von seinen Soldaten erschlagen. Rote Fahnen leuchteten blutig auf den Häusern der Stadt — eine neue Zeit, anders als andere, vielleicht schrecklich.

Mein Schatten fiel von mir ab, da sich die Konvois weigerten, besonderen Dienst zu leisten. Jetzt war es wieder Zeit, zu schaffen, Gedanken und Hände zu rühren.

Die russische Post beförderte wieder Briefe nach X., die nur meinen Freundinnen verständlich waren. Bei einer jungen Deutschen,[1] die aus Patriotismus Kriegsgefangenen half, sammelte sich Geld, das mir über X. und direkt aus Moskau oder Dorpat geschickt wurde.

Eines Tages zog ein österreichischer Offizier in Mannschaftsuniform in meine Baracke.

Bleich, etwas menschenscheu stand er da. In Kleidung, Haltung, Gesicht war ein Schicksal zu lesen.

Vier Monate hatte er nach mißglückter Flucht unter Spionageverdacht im Zuchthaus gesessen. Er war sehr müde und halb verhungert.

[1]) Nach Flucht vor dem Bolschewismus lebt sie heute als Frau eines deutschen Kriegsgefangenen in Westfalen.

Weil er mir ausnehmend gut gefiel und wir Leidensgenossen waren, nahm ich ihn in meine Box, in der das zweite Bett leer geworden war.

Ohne viele Worte beschnüffelten wir uns gegenseitig, malten Strich um Strich an unseren Bildern.

Ruhige, kluge Augen blickten unter einer hohen Stirn, einem wahren Palast für große Gedanken. Hinter dieser Stirn lebten acht Sprachen, scharfe Beobachtung, Kritik und vielseitiges Wissen.

Er imponierte, imponierte doppelt, weil er bei all seinem Wissen bescheiden war, gleichsam beiseitestand.

Aber ein Leiden quälte ihn, von dem er nie sprach. Ich sah es in seinen Augen, wenn er mit schlanken Fingern Geige spielte, einige Töne nur, wenn er sich unbeobachtet glaubte, und diese Töne sprachen, für mich wenigstens.

Das war der Doktor Joseph Reiß, Doktor der Rechte und Philosophie und nebenbei guter Menschendoktor. Rußland kannte er wie seine Hosentasche und sprach ein feines, akzentfreies Russisch, wie es selbst wenige Russen können.

Einige Tage ließ ich ihn ausruhen, den Druck des Zuchthauses, der noch wie Halbschlaf auf ihm lag, weichen. Dann machte ich mein Angebot, denn solchen Begleiter bekam ich zum zweitenmal nicht wieder.

„Doktor, Sie wollen wieder fort, gehören nicht zu den Entnervten, Niedergekämpften. Ich habe Geld und

Verbindungen in der Stadt. Wir geben ein glänzendes Gespann ab, Sie mit Ihrer besonnenen Ruhe, Ihren Sprach- und anderen Kenntnissen und ich mit meiner Frechheit, Anpassungsfähigkeit und einem nicht totzukriegenden Optimismus."

Er sagte zu, und wir gingen vorsichtig und unbemerkt ans Werk.

Der Anfang vom Ende

Die Revolution warf Brandfackeln in die Stadt, daß Häuser aufflammten —— In einem südlicheren Ort waren sechsundzwanzig Straßen niedergebrannt wie Streichholzschachteln. Die Zeitungen sprachen mit fetten, druckschwarzen Überschriften eine neue Sprache. Die neue Zeit baute verrückte Wolkenkratzer von Ideen und Menschheitsbeglückungen, die schnell zusammenbrachen und Rußland mehr und mehr in Schutt und Asche warfen.

Die Welt schien aus den Fugen zu krachen.

Über all das hauchte die Sommersonne heißen Steppenatem, Staub- und Sandsäulen standen in der Glutluft, umtanzt von tausend Mücken und Fliegen.

Wir waren atemlos und unruhig wie die neue Zeit.

Eine Juniwoche mit allen Qualen nervenzerreibenden Wartens und Versuchens lag hinter uns. Hast du eine Maus gesehen, die, mit angstvollen Augen und zitternden Flanken, an den Drahtwänden ihrer Falle beißend einen Ausweg sucht?

So waren wir eine Woche an den Planken herumgelaufen, die Posten beobachtend, die, seit der Flucht eines zu vier Jahren Kettenarbeit verurteilten deutschen Fliegers verstärkt, aufmerksam wachten. Der hohe Sprung von einer rückwärtigen Planke, wie ihn der Verurteilte vor sieben Tagen gewagt, war unmöglich.

Heimlich aufgestellte Patrouillen warteten dort. Rechtzeitig hatten unsere Helfer im Mannschaftslager sie entdeckt und uns gewarnt. Es blieb nur ein Ausweg: über die niedrige Planke durch das Kosakenlager.

An den Tagen schliefen wir kaum, die Nächte sahen uns an den Zäunen schleichen, überall standen Soldaten mit wachen Augen und entsicherten Gewehren.

Um zwei Uhr nachts, wenn die neueingerichtete Nachtzählung kam, schlüpften wir angezogen ins Bett, stellten uns schlafend, und dann wieder hinaus, bis der Tag im Osten blendete.

Dieses Suchen war zum Verrücktwerden, weit schlimmer aber, daß das ganze Lager aufmerksam geworden war. Am Morgen begegneten wir erstaunten Gesichtern. Die gelangweilten Zungen standen natürlich nicht still. Schliefen denn die Spione?

Der 8. Juni brachte einen Freitag und eine Nacht, die nicht dunkel werden wollte. Unendlich langsam senkten sich die Nachtschatten, die Sterne funkelten viel zu hell.

Zum achten Male zogen wir unser Zivil an. Da gab es eine große Bestürzung: die Hosenträger des Doktors, mit fast tausend eingenähten Mark in Banknoten, waren weg, spurlos verschwunden. Nach langem Suchen kamen sie zum Vorschein. Ein Herr, dem der Doktor seine alten Hosenträger geschenkt hatte, hatte versehentlich und ahnungslos den kostbaren Fluchtgeldschrank an sich genommen.

Um zehn Uhr dreißig Minuten standen wir vor dem Schweinestall und beobachteten einen Soldaten, der

durch einen geriebenen, russisch sprechenden Burschen von seinem Posten gelockt werden sollte. Ob er dumm genug war, auf den Schwindel hereinzufallen?

Ein Grammophon steckte seinen grünen Blechhals aus einem Barackenfenster, grölte Tänze in die bange Nacht und bemühte sich, die Wachen unaufmerksam zu machen.

Der Bursche stand vor dem kopfschüttelnden Posten. Anscheinend wollte er die schönen, billigen Stiefel nicht kaufen. Verdammt — was nun?

Noch war der Russe der Lockung nicht entgangen. Eine schöne silberne Uhr blitzte in der Hand des Dieners und billig, so billig, fast geschenkt.

Da nahm der Posten das Gewehr unter den Arm und ging, wie beabsichtigt, mit dem Burschen in den Vorraum der Baracke, um die Uhr genau bei Lampenlicht zu besehen.

Jetzt galt's. Im Nu standen wir zwischen Schweinestall und Planke. Der Doktor enterte auf, verfing sich in den Stacheldrähten, Reißen von Tuch, ein dumpfer Fall — er war im Kosakenlager.

Mit einem langen Sprung war ich oben, mein Uhrglas klirrte in Scherben — Scherben bringen Glück — ein Stachel bohrte sich in meine Hand, dann hockte ich neben dem Doktor, in den Schatten des Zaunes gedrückt.

Das Herz klopfte ein wenig, blieb plötzlich mit einem Ruck stehen und hämmerte dann wild in kurzen, unregelmäßigen Stößen. Vier Hunde sprangen aus der dunklen Nacht und kläfften uns mit heiseren Zungen an.

„Fort!" sagte der Doktor.

Wie Schatten huschten wir, die jaulende Meute hinter uns, an den Pferdeställen vorbei. Die Türen standen offen und ließen im Flackerlicht von Stalllaternen Kosaken sehen, die ihre Pferde tränkten.

Den letzten Zaun, der hoch und glatt war, hatten Jahre und Wetter morsch gemacht, eine Lücke klaffte. Wir preßten uns durch.

Draußen gingen wir langsam, schwerfällig und bedächtig, wie Russen schreiten. Reiß sprach laut russisch. Wir gingen einen Bogen um das Lager. Von den Patrouillen war nichts zu sehen.

In der Nähe des Lagers fand ich mein Quartier. Abgegriffene rote Plüschmöbel, ein unbezogenes Bett, auf dem ich angekleidet schlief — eine schlimme Spelunke. Im Nebenzimmer wohnten vier verwilderte, schmutzstarrende Dirnen, die nachts mit rohen Soldaten zechten und lärmten.

Ich rasierte mir den Schnurrbart ab und zog einen neuen, eleganten Anzug an, den ich von dem Einjährigen gekauft hatte. Ein langer schwarzer Mantel, steifer Hut vervollständigten den würdevollen Aufzug.

Meine Augen tränten hinter den scharfen Gläsern eines geborgten Zwickers, der mir ein anderes Gesicht geben sollte. Eine lederne, mit alten Zeitungen angefüllte Mappe konnte den Anspruch erheben, einem Advokaten zu gehören.

Der Advokat eilte von Büro zu Büro, das heißt von Laden zu Laden, und kaufte Kleider, Wäsche und so weiter, bis die Brieftasche schwindsüchtig wurde.

Wie ein Kind vor Weihnachten ging ich in die Läden, mit einer kindischen Freude am Kaufen. Manchmal stand ich neben Bekannten aus dem Lager, die mich nicht erkannten, einige Male mußte ich fluchtartig ein Geschäft verlassen, in dem ein Konvoi oder russischer Offizier war, dem ich nicht zu nahe unter die Augen kommen wollte.

Die versprochenen Pässe blieben Versprechungen.

Ich fuhr von Adresse zu Adresse, betete eine von den zurechtgemachten Lügen her, deponierte Anzahlungsgeld, das ich nie wiedersah mitsamt den angeblich guten Pässen. In den schlimmsten Vierteln, bei polnischen Flüchtlingen, in Kellern, die stark nach Verbrechern rochen, trieb ich mich herum. Resultat gleich Null.

Um nicht einer der Patrouillen in die Hände zu fallen, die jeden Fußgänger nach Ausweisen anhielten, mußte ich ununterbrochen fahren. Oft sprang ich aus einer Droschke in die andere und kannte in vierzehn Tagen alle Droschkenkutscher mit den schnellsten Pferden.

Eines Tages gehe ich in Gedanken auf eine Droschke zu, setze meinen Fuß auf das Trittbrett — da steigt von der anderen Seite der Lagerkommandant ein.

Deubel auch, denke ich.

Schnupftuch vors Gesicht, dem Kutscher eine Adresse zugerufen, und weg, ehe der Lagerkommandant ganz einsteigen konnte.

Allmählich kamen alle Zivilgefangenen, alle Deutsch-Russen in der Stadt in Aufregung. Die Tschechenpolizei — die aus über hundert Überläufern bestand — war hinter uns her. Es war keine Kleinigkeit, diesen Spürnasen zu entrinnen, die sich mit dem ganzen Haß der Tschechen an unsere deutsche Fährte hefteten. Meine Bekannten besuchte ich nur noch über die Hintertreppen. Oft trank ich Kaffee, während in der Nähe der Haustür ein, manchmal zwei Tschechen lauerten.

Aus den Pässen wurde nichts, die Banknoten schrumpften erschreckend zusammen, ein zivilgefangener Deutscher wurde verschickt, andere erwarteten täglich ihre Verhaftung.

Reiß saß in diesen Tagen zwischen schmalen, weiß getünchten Wänden. Als ich ihn eines Mittags besuchte, fand ich ihn in großer Aufregung. Sein Quartierwirt war in der Nacht im Hause eines anderen Zivilgefangenen verhaftet worden, jeden Augenblick konnte die Polizei auch hier nachsuchen.

Wohin mit dem Doktor? Ratlos warf ich mich in eine Droschke, um bei Bekannten auf dem Heuboden wenigstens für eine Nacht Quartier für Reiß zu machen.

Vobig kommt aus der Versenkung

Mein schöner Optimismus ging langsam in die Brüche. Ich war ganz Ratlosigkeit, ganz Hilflosigkeit.

Ein bekanntes Gesicht fährt an mir vorbei.

Wo hab' ich es nur — hallo, das ist ja Vobig, Herr Vobig aus der Schreckenskammer, Vobig der Fluchtkönig —!

„Vobig!" brülle ich und lasse die Droschke wenden.

Er stutzt, erkennt mich nicht, drückt dem Kutscher eine Banknote in die Hand und stiebt im Galopp davon.

Hallo, alter Junge, denke ich, wir fahren nur mit den besten Pferden und werden dich gleich haben. Ein Zehnrubelschein setzt meinen Gaul in Bewegung. Vobigs Wagen tanzt wie eine verrückt gewordene kleine Lackschachtel weit vor mir.

Ich halte mich am Bock fest und heule dem Kutscher in die Ohren: „Schneller, schneller!" Das Geschirr kracht, der Wagen dröhnt auf dem Kopfsteinpflaster, der Kutscher peitscht — ein wilder Galopp. Langsam hole ich auf. Unsere Pferde sind wie im Rennen.

Jetzt saust mein Wagen rechts von Vobig, der absprungbereit auf dem linken Trittbrett steht. Ich nehme den Kneifer ab und brülle: „Vobig!" — zwei-, dreimal. Da erkennt er mich und fällt seinem Kutscher in die Zügel. Mein Wagen schießt weit über den anderen vor — freilich, wenn Vobigs Fäuste zupacken.

Schweigend gehen wir ein paar Schritte und steigen in eine neue Droschke. Wie sauber er aussieht. Hohe Stiefel, braune Lederjacke, Sportmütze frech auf dem linken Ohr.

„Na, alter Junge, wo kommst du her?"

Er schmunzelt, tausend Teufel lachen aus seinen zusammengekniffenen Augen.

„Direkt aus Moskau von Ihren Bekannten. Die sechs Meter lange amerikanische Miß habe ich auch wieder angepumpt. Feine Tage" — er pfeift durch die Zähne bei der Erinnerung —, „Rollschuhbahn und Eremitage. Im Ural haben sie mich erwischt mit den schönen Zivilkleidern für Sie und ins Zuchthaus gesperrt. Na, so eine Gemeinheit. Aber was der Hans ist, der läßt sich nicht lange halten. Ausgebrochen bin ich, an der Dachrinne herunter und im Expreßzug hierher."

In einer Kellerkneipe mit lichtscheuen Gestalten mieten wir das einzige Séparé und brechen einigen Flaschen Dünnbier den Hals. Seit Vobig aus der Versenkung wieder aufgetaucht ist, bin ich ganz ruhig. Hinter seiner vierkantigen Stirn ist so viel schlaue Verschlagenheit. In seinem Knopfloch glüht eine rote Schleife. „Was hast du da, Vobig?"

Und Hans erzählt. Wie er glatt nach Moskau gekommen ist, meinen Auftrag ausgerichtet hat. Fräulein Margot läßt grüßen und erwartet mich. Die Revolution kam — er zupft an seiner roten Schleife —, da wurde er Revolutionär, nahm eine Flinte, wälzte sich mit Tausenden durch die Straßen und schrie: „Nieder mit dem Zaren!"

„Im Ural haben sie mich ins Zuchthaus gesteckt und mir die schönen Kleider für Sie weggenommen.“

Er kramte eifrig in seinen Taschen und brachte einen kleinen, mit Bleistift beschriebenen Zettel zum Vorschein. „Da, da haben Sie etwas von Fräulein Margot, damit Sie auch glauben, daß ich in Moskau gewesen bin. Ich bin ein Gauner und tausche mein Leben nicht mit einem König, aber Sie belügen oder bestehlen? Niemals! Nur die Russen“.

Wirklich einige Worte von Fräulein Margot.

Vobig braucht man nicht zweimal zu bitten, wenn es zu helfen gilt. Als er von meiner und des Doktors brenzliger Lage hört, sinnt er einen Augenblick nach, verschwindet und kommt in einer halben Stunde wieder. Mit ihm ist ein untersetzter Pole mit verschlagenen Gesichtszügen. „Mein Prokurist,“ stellt Vobig vor.

Der Prokurist kennt Omsk durch und durch, namentlich alle dunklen Gassen und Existenzen. Vobig doziert mit Würde, das gehört sich wohl so vor seinem Prokuristen:

„Morgen mittag bringt der Prokurist einen Zivilgefangenenpaß, und wir verordnen dem Doktor Sommeraufenthalt draußen vor der Stadt im Vororte Kulomsino. Sauberes Zimmer, freundliche Wirtin, keine aufdringliche Polizei, Ruhe und frische Luft. Dort kann er abwarten, bis wir so weit sind.“

Nach einer durchwachten Nacht, in der jeder Schritt auf der Straße von einem Milizpolizisten herrühren konnte, treffen wir uns am Kleinbahnhof.

Schweigend, ohne zu fragen — Verbrecher arbeiten

sich ohne viele Worte in die Hände — verkauft ein Mann, den der Prokurist mitgebracht hat, sein Zivilgefangenenpapier für fünfzig Rubel an Reiß. Die Lokomotive tutet, und der Zug fährt mit dem Doktor in Begleitung des Prokuristen ab.

In den folgenden Tagen schwirren die Tschechen in Massen. Wo man hinspuckt, ist einer von ihnen. Scheinbar haben sie mein Signalement, und ich muß oft lange Beine machen. Vobig sucht eifrig nach Reisepässen. Ein Handstreich auf einen Polizeioffizier, der zwei Schweizerpässe und ausgefüllte Paßformulare besitzt, mißglückt Vobig, weil er den mit Morphium verbesserten Rotwein nicht trinkt. Ich bin sehr froh darüber, denn wer weiß, ob Hans nicht die Schlafdosis überschritten hat und der Mann nie wieder erwacht wäre.

Mein Quartier mußte ich wegen der Tschechen aufgeben und schlief einige Nächte bei Deutschen auf Sofas herum.

Vobig arbeitet fieberhaft und entdeckt einen Polen, mit dem er mich abends in einem Konzertgarten zusammenbringen will. Lustige Lampions tanzen an Drähten, eine sommerlich vergnügte Menschheit wogt zwischen Büschen und Bäumen. Wir sitzen vor einem Konzertpavillon in einer der ersten Reihen. Eine Tschechenkapelle spielt. Es wäre herrlich, so in der kühlen Sommernacht zu sitzen, bei den Klängen heimatlicher Weisen, dem Stimmengewirr lachender Menschen. Wenn nur die Tschechen nicht wären, von denen der Garten wimmelt. Werde ich hier erkannt, so helfen mir die schnellsten Beine nicht.

Der Pole kommt und kommt nicht. Der Morgen kühlt schon, im dunklen Garten ist nur noch verliebtes Flüstern in den Büschen.

Um zwei Uhr entdecken wir den Gesuchten beim Lottospiel im Restaurant. Er hat geldfiebrige Augen und einen Haufen Banknoten vor sich. „Gleich, gleich," sagt er und setzt weiter. Er ist im Gewinnen — und wird sicher nicht gleich kommen.

Wir verabreden uns für morgen und gehen. Zu irgendeinem Deutschen zu gehen, ist es zu spät, und ich habe keine Schlafstelle. Zu Bobig kann ich auch nicht, auf den Straßen bis in den Morgen bummeln, ist zu gefährlich, wegen der Nachtpatrouillen, weil ich keinen Ausweis habe.

Kurz entschlossen gehe ich ins Hotel Paris — nach einem Jahr erzählte mir mein Vater, daß er auf seiner Flucht nach Deutschland über Japan und Amerika in demselben Hotel gewohnt hat.

Der Nachtportier verlangt meinen Paß. „Ich bin Däne, aus der großen Fabrik, habe mich verspätet und will meine Wirtsleute nicht wecken. Meine Papiere liegen zu Hause."

„Ohne Paß, nitschewo!" Schließlich genügte ein Zehn-Rubel-Paß. Ich hatte im voraus bezahlt und verschwand lautlos um sechs Uhr morgens, bevor sich etwas im Hotel regte.

Drei Nächte schlief ich vor dem Bett des Doktors.

Die Situation wurde immer ungemütlicher. Der Einjährige, der uns geholfen hatte, wurde von den Tschechen aufgestöbert und entging mit Mühe einer

Verhaftung. Um nicht wieder auf Monate ins Gefängnis zu springen, mußte er Omsk verlassen und wollte nach P. in den Ural zu Verwandten der Deutschen, die ihn so lange versteckt und gepflegt hatten.

Da er nicht russisch sprach, mußte einer von uns versuchen, ihn bis P. durchzulotsen. Die Entscheidung fiel auf Reiß, während ich mit Hilfe der gewachsenen Verbindungen noch einige Tage in Omsk nach Papieren suchen und dann mit oder ohne Paß nachkommen wollte. Reiß und der Einjährige hatten auch nur für eine Eisenbahnfahrt ungültige Zivilgefangenenscheine — aber es mußte versucht werden. Brachte der Doktor seinen Schützling nach P. durch, so sollte er auf einem Fluß zwei Tage nach Norden fahren, um sich mit einem ehemaligen deutschen Marineoffizier zu besprechen. Dieser Marineoffizier kannte die finnische und die schwedische Grenze genau und hätte sich uns vielleicht angeschlossen. Nach erfolgter Besprechung sollte Reiß nach P. zurückkehren und mich einige Tage lang erwarten. Mit schwerem Herzen sah ich die beiden scheiden. Würde ich sie wiedersehen?

Die Tschechen, denen nun zwei Opfer entwischt waren, rührten sich weiter. Vor den Häusern meiner Bekannten, die ich in der ersten Zeit häufiger besucht hatte, standen Spione, die versuchten, die Kinder über mich und den verschwundenen Einjährigen auszufragen. Mein Geld schmolz zusammen und mit ihm meine Hoffnung.

An einem stillen, sonnigen Frühmorgen bemerkte ich Offizierspatrouillen, die die Straße absperrten, jeden

Passanten anhielten, sogar die Droschkenkutscher von ihren Böcken holten. Da kam ein Fräulein angestürzt, dem ich schon viel verdankte.

„Rasch, verstecken Sie sich, es sind achthundert Soldaten desertiert, in allen Häusern suchen Patrouillen. Bei uns haben sie sogar die Schränke und Kommodenschubladen geöffnet."

In einem leeren Schuppen waren in halber Höhe mehrere Bretter, ein Hühnersitz oder so etwas. Vier Stunden lag ich hier und beobachtete, wie die Patrouillen ins Haus gingen. Ein Soldat schnüffelte im Schuppen herum. Ich hielt den Atem an und erwartete, daß ich jeden Augenblick entdeckt würde. Der Kerl mußte mich doch durch die fingerbreiten Ritzen sehen.

Um zwölf Uhr zogen die Patrouillen mit Scharen Verhafteter ab.

Meine Wirte flehten mich an, abzureisen. Gut, ich hatte das Versteckspielen satt. Am Abend mußte der Prokurist mir ein Papier bringen, für das ich ihm fast mein letztes Geld gegeben hatte. Er kam nicht, natürlich kam er nicht. Der Ahnungslose war den Patrouillen — wie wir später feststellten — mit den Papieren in die Arme gelaufen. Ein Polizeirevier, ein Gefängnis, eine Kaserne, irgendein russisches Staatsgebäude hatte ihn verschluckt. Vobig besaß die Frechheit, ihn in vielen Kasernen und Polizeirevieren zu suchen. Dabei wurde er selbst erwischt, entkam aber in der ersten Nacht.

Wenn die Not am größten, ist irgendeine Hilfe am nächsten. Ich konnte vierhundert Rubel borgen, und die Paßfrage wurde gelöst.

Vobig machte sein schlaustes Spitzbubengesicht und legte ein rotes, schmieriges Taschentuch auf den Tisch.

Während ich das sonderbare Taschentuch aufknüpfte, hatte er einen diebischen Spaß an meiner Überraschung.

Was war wohl in dem Taschentuch?

Kleine Stahlstäbchen mit Buchstabenknöpfen — eine regelrechte Taschendruckerei. Kein Komma fehlte, kein Punkt. Zwischen all den Stäbchen lag dick und rund ein fertiger Stempel vom polnischen Komitee in Moskau. Woher hatte er all das? Gestohlen, natürlich gestohlen — Vobig gibt nicht unnütz Geld aus.

Das war das Glück.

Am ganzen Vormittag schnitzten wir Druckleisten. Vobig kaufte Spannschrauben, und ich besorgte Druckpapier und Tusche. Beim Drucken kam mir Plouhars Schule zu Hilfe. Nach einigen mißratenen Exemplaren gelangen zwei Papiere. Dann wurden sie schmutzig gemacht, etwas zerknittert, und die Reise konnte losgehen.

Ich hatte schon eine Fahrkarte zweiter Klasse nach P., gab Vobig Geld und bestellte ihn für morgen um neun Uhr auf den Bahnhof. Wir wollten, ohne uns gegenseitig zu beachten, fahren. Getrennt marschieren, vereint schlagen.

Hans hatte noch eine Sorge: Könnte man nicht das Tschechenpack, das in der Lagerkanzlei arbeitet, vorher noch um die Ecke bringen? „Verschaffen Sie Zyankali, ich schleiche in der Nacht ins Lager und werfe den Schuf-

ten unseren Abschiedsgruß am Morgen in ihren gemeinsamen Tschajnik."

So einen Haß hatte Vobig auf die Verräter, und mir tat es auch leid, daß wir die Gefangenen nicht von dieser Pest befreien konnten.

Ein Österreicher, der mit uns im Bunde war, holte Vobig ab, um irgendwo noch einen Abschiedstrunk zu tun. Nach einer halben Stunde stürzte er bleich und zitternd in mein Zimmer, vor Erregung kaum fähig, zu sprechen.

„Was ist los, wo ist Hans?"

„Vobig ist eben von zwei Tschechen erkannt worden. Anstatt auszureißen, hat er die Kerle blutig geprügelt, immer mit dem roten Taschentuch und den Stempeln über den Kopf. Sie waren schön zugerichtet, als Miliz Vobig festnahm."

Armer Hans — und — heiliges Kanonenrohr, das frisch gedruckte Papier und die Taschendruckerei!

Eine fürchterliche Frage quoll mir im Kopf.

Wenn die Polizei schlau ist, vermutet sie, daß noch mehr solcher Papiere existieren, und sperrt den Bahnhof ab. Dann werde ich unfehlbar morgen hoppgenommen.

Nach Moskau

Einer bangen Nacht folgte ein noch bangerer Morgen. Um sechs Uhr schwankte eine Droschke mit mir zum Bahnhof. Ich wollte das Glück herausfordern, biegen oder brechen!

Vor dem Bahnhof stürzen zwei Soldaten auf meinen Wagen zu, sonderbarerweise ohne Gewehre.

Sie kommen beide von links, und ich trete schnell auf das rechte Trittbrett — im Laufen holt mich ein Russe so leicht nicht ein. „Dürfen wir Ihr Gepäck tragen, Herr?"

Aha, harmlose Herumlungerer. Ich lasse mir meinen Koffer nehmen. Es ist ganz gut, wenn ich in soldatischer Begleitung den Bahnhof betrete.

Keine Absperrung, nichts Auffallendes.

Wie in X. damals, rauche ich ruhig einige Zigaretten, lese Zeitung und trinke Kaffee.

Am Büfett lehnt der Bahnhofstscheche. Er ist sofort an Akzent und Kleidung zu erkennen. Mein eifriger Gepäckträger belegt im fast leeren Zuge ein oberes Bett. Die dritte Glocke hallt, der Zug rollt.

Hinter der großen Brücke in Kulomsino kommt die erste Paßkontrolle. Das ist die gefährlichste, falls die Soldaten von Vobigs Verhaftung unterrichtet sind.

Ein Soldat ruft in das Abteil: „Pässe vorzeigen!" Dicht an die Tür gedrückt, stelle ich mich schlafend. Unter

den gesenkten Wimpern sehe ich, wie mein Gegenüber, ein Offizier, seinen Paß zur Tür hinausreicht. Eine Hand gibt ihn zurück, die Kontrolle geht weiter. Wenn ich auch schon recht gut russisch spreche, so ist mir der Offizier doch unangenehm. Um ihn abzulenken, nehme ich seine kleine Tochter auf die Knie, lasse sie reiten und füttere sie mit Schokolade.

„Verwöhnen Sie doch das Kind nicht so!"

„Aber ich bitte, ich habe Kinder sehr lieb."

Bis zum Abend verwöhne ich das Mädchen.

Am nächsten Morgen sind Vater und Kind verschwunden. Reisende steigen aus und ein. Meist stellte ich mich schlafend, um neugierigen Fragen zu entgehen, oder verkroch mich hinter einer Zeitung, was nicht davor schützte, daß einen so eine russische Revolverschnauze über den Zeitungsinhalt ausfragte.

In den Nächten fürchtete ich mich zuerst wirklich, zu schlafen, weil ich die Angewohnheit habe, im Schlafe leise zu sprechen. Um mich einigermaßen zu schützen, hielt ich mir vor dem Einschlafen lange russische Reden, schloß mit einigen kräftigen Flüchen — und schlief.

Drei Tage und Nächte schüttelte der Zug. Den Ural, den ich gern gesehen hätte, verbarg die letzte Nacht.

Kurz vor P. kam die zweite Kontrolle. Ich zeigte mein schönes Papier und dachte an den armen Hans.

„Wohin fahren Sie?"

„Nach Moskau, zum polnischen Generalkomitee, ich bin dort Buchhalter."

Auch dieser Schmerz ging vorüber.

Mit lang ausgestreckten Beinen, meine Butterblume tief im Genick, rollte ich in einer Droschke durch das entzückende P. Herrlich, so als freier Mann sauber, wenn auch ärmlich gekleidet, spazierenzufahren.

Nach einigem Fahren stoppte der Wagen vor einem Hause, in dem der Einjährige mit dem Doktor wohnen mußte, wenn sie angekommen waren. Der Einjährige war da.

Ich hatte eine große Wiedersehensfreude nach den zehn Tagen. Ja, er wohnte hier, lag noch in den Federn und rieb sich höchst erstaunt die Augen, als ich ihn weckte.

„Wo ist Reiß?"

Er wußte nur, daß Reiß am Ankunftstage sofort zum Marineoffizier weitergefahren war, und gestand etwas verlegen, daß er einen Brief vom Doktor an mich verloren hatte, Deubel auch — verloren, er konnte Wichtiges enthalten, vielleicht eine Änderung des Planes. Nicht ein Sterbenswörtchen hatte der Doktor in den zehn Tagen von sich hören lassen. Ich war sehr niedergedrückt. Zuerst meinen treuen Hans verloren und jetzt den Doktor vielleicht auch. Was tun?

Ich telegraphierte und schrieb an Margot nach Moskau. Zwei Tage, drei Tage — eine Woche. Keine Antwort. Reiß blieb verschwunden, Margot schwieg, rätselhaft! Sollte eine neue Pechserie beginnen? Um die Paßabgabe im amerikanischen Hotel schwindelte ich mich herum. Ich hatte so viel Sicherheit im Auftreten gewonnen, daß man mich nicht belästigte.

Der Telegraph verschlang ein Sündengeld. Mein Beutel wurde leichter und ich unruhiger.

Ein Sonntag erwachte mit Morden und Totschlagen. Zehntausend Maximalisten und Minimalisten prügelten sich in den Straßen der Stadt. Brüllende Weiber mit aufgelösten Haaren, zerrissenen Kleidern zogen mit Bierflaschen in den Kampf: „Es lebe das Proletariat, nieder mit den Kapitalisten!“ Die Minimalisten rissen Pflastersteine aus und stopften ihnen die Mäuler.

Schüsse fielen, Kugeln zischten blutige Bahnen. Da riß das schwache Geschlecht aus, das stark sein wollte.

Patrouillen stellten die Ordnung wieder her. Einige Tote lagen auf aufgewühltem Straßenpflaster. Aus irgendeinem schwachen Haufen schrie es noch: „Nieder mit dem Krieg, hoch Deutschland!“

Reiß blieb in der Versenkung verschwunden, die bezahlten Rückantwort-Telegramme kamen nicht — Depeschen, die ihn nie erreichten.

Vierzehn Tage waren ins Land gegangen. Mit den letzten fünfundsiebzig Rubeln in der Tasche fuhr ich zum Bahnhof. Wenn Fräulein Margot gar nicht zu Hause, vielleicht verhaftet war — wenn, wenn — —

Mit dem Doktor rechnete ich nicht mehr, der saß irgendwo hinter Schloß und Riegel.

Die bis auf Dächer, Toiletten und Puffer überfüllten Züge hatten enorme Verspätung. Ich wartete schon fünf Stunden. Um ein Uhr nachts kam der Einjährige, um mich nochmals zu sehen. Wozu — in dieser gefährlichen Zeit, in der jeder verdächtig war, Antirevolutionär, Deserteur oder deutscher Spion zu sein?

Schweigend brüteten wir über dampfenden Teetassen, der Einjährige, sein Wirt und ich.

Zwei Uhr, und noch kein Zug.

Ich wollte auf den Bahnsteig, um mich zu erkundigen.

In der Tür zwei Soldaten mit gekreuzten Gewehren: „Stoi! Wohin?“ In der anderen Tür auch ein rauhes „Halt!“ Ebenso in der dritten.

Die Mausefalle war zu, es gab kein Entrinnen mehr.

Was war vorgefallen, warum wurde abgesperrt — Spione, Deserteure? Ich nahm meine Ruhe in beide Hände und wartete. Der Einjährige war kreideblaß.

Da kamen sie, ein weißbärtiger Beamter mit mehreren Soldaten. An der entgegengesetzten Seite des Saales fingen sie an: „Pässe vor!“

Lautlose Stille, nur vom Summen der gelben Riesensamoware unterbrochen.

Bleiche Männer wurden zwischen zwei Spießen abgeführt. Also Deserteure! Nein, nicht — Frauen verschwanden auch, von Soldaten begleitet, in einen Raum, vor dem ein Doppelposten wachte. Spionenjagd!

Das konnte gut werden mit dem Einjährigen, der kaum Russisch verstand. Mit zitternder Hand schob er ein Päckchen Briefe unter das Tischtuch. Er bereitete sich vor — um so besser.

Eine ausgebreitete Zeitung vor dem Gesicht, sah ich den Weißbart an unseren Tisch treten.

Er sprach. Ich tat leseversunken.

„Wie, mein Paß? Bitte!“

„Hm — sind Sie auf der Durchreise oder wollen Sie in die Stadt?"

Diesen Fallstrick kannte ich.

„Ich bin auf der Durchreise nach Moskau und habe wegen Überfüllung einen Zug übersprungen."

Heureka! Ich war durch! Langsam, langsam, nicht zu früh freuen.

Der Einjährige[1]) stotterte russische Brocken neben mir.

Nur kein Spionageverdacht! Als angeblicher Pole fiel ich nicht weiter auf, wenn ich Deutsch konnte. Ich wandte mich an den Einjährigen wie an einen Fremden und übersetzte sein bleiches Stottern:

„Der Herr ist österreichischer Zivilgefangener, vor drei Wochen aus Omsk gekommen, und wohnt hier."

„Auf so ein Papier darf man nicht reisen," sagte der Weißbart.

Der Einjährige wurde verhaftet und verschwand hinter dem Doppelposten. Die Wachen traten von den Türen zurück, die stark gelichtete Menschheit atmete auf, daß es wie ein Rauschen durch den Saal ging.

Fett gedruckte Zeitungen flatterten auf den Tisch. Mein Herz bekam einen gewaltigen Freudenstoß.

„Durchbruch bei Tarnopol, Tarnopol gefallen, unsere Armee im Zurückfluten."

Oh — der schöne, schöne Sieg. Das russische Heer krachte aus den Fugen. Deserteurbanden zogen rückwärts nach Rußland. Kerenski flehte und jammerte. Er hatte sich selbst den politischen Todesstoß gegeben mit der Offensive seiner Todes- und Weiberbataillone. Straffe Saiten überspannt man nicht, Herr Kerenski, mit disziplinlosen Horden erkämpft man keinen Sieg, Herr Revolutionsstratege. Aus ist der schöne Traum vom großen, heiligen Rußland, Herr Kerenski, der Sie noch vor kurzem ein bescheidener Rechtsverdreher waren.

So dachte ich und las bis in den grauenden Morgen.

Um sechs Uhr wurde, bleich und übernächtig, der Einjährige an mir vorbeigeführt. Armer Kerl — wozu kamst du auch zum Bahnhof, wo du es nicht nötig hattest!

In zwei Stunden sollte nun wirklich der Zug einlaufen. Ich ging an die Kasse. „Nitschewo, keine Fahrkarte mehr, nitschewo!"

Keine Fahrkarte — ich werd euch, ihr Höllenbraten, dann fahre ich ohne, aber vorher wollen wir mal sehen.

Eine Stunde lang rannte ich dem Bahnhofsvorsteher die Bude ein. „Herr, ich muß nach Moskau!"

„Keiner muß, Fahrkarten gibt es nicht."

Verfluchter Hund — alle fünf Minuten schrie ich ihm die Ohren voll. Als er aus der Tür hinaus wollte, stellte ich ihm meinen Koffer vor die Beine, daß er stolperte.

Da ging er zur Kasse: „Geben Sie diesem Herrn eine Fahrkarte, damit ich ihn loswerde." So sind die Russen.

Rückgrat, viel Rückgrat in Rußland, nur keine schüchterne Angst!

[1]) Der „Einjährige" ist der Kaufmann Josef Linz, der heute in Wuppertal-Barmen lebt. Durch diese Verhaftung und deren Folgen büßte er in den roten Gefängnissen eine Lunge ein.

Der Zug war wie eine rollende Heringstonne. Männer balgten sich an den Türen, Frauen schrien, Kinder jammerten.

Drittes Glockenzeichen — Abfahrt.

Hopp — flog mein Koffer durch ein geöffnetes Fenster und ich hinterher. Diese Fülle im Korridor, Mann an Mann! Ein alter Jude hockte auf meinem Koffer. Jeder Schornstein auf den Dächern war von einem Menschen umarmt.

Zwei Tage und drei Nächte stand ich auf dem Korridor, abwechselnd auf einem Bein, aber ich war froh, daß ich wenigstens auf einem Bein nach Moskau kam.

In Jaroslaw stieg ich aus und ging zu dem großen Bahnhofsaltar, neben dem ich vor anderthalb Jahren mit meinem Piloten gesessen. Genau wie damals brannten Kerzen, und andächtige Russen spuckten dem Heiligen vor die Füße. Ich sah noch schnell hinter den Ofen, hinter dem wir damals zehn Tassen Kaffee tranken und rausflogen. Ja, damals — diesmal stand kein Gendarm in der Tür, nur ein schmieriger Milizsoldat mit weißer Armbinde.

Neben mir im Korridor hockte ein russischer Offizier, der voller Schnurren steckte. Er hielt uns den Schlaf aus den müden Augen mit seinen Geschichten.

„Da kommt so ein dicker, kurzsichtiger Herr mit Frau, Sohn und Mops kurz vor der Abfahrt eines überfüllten Zuges. Der Gepäckträger wirft den Koffer in den Gang und drängt den kurzsichtigen Dicken hinterher. Dritte Glocke. Der kurzsichtige Herr gibt schnell dem

Gepäckträger einen Kuß, seiner Frau zwanzig Kopeken, bekreuzigt den Mops und gibt seinem Jungen einen Tritt mit den Worten: Dummes Vieh, immer mußt du einem vor den Beinen herumlaufen."

Haha — so eine Kurzsichtigkeit.

Vor Moskau redet mich der alte Jude plötzlich deutsch an.

Was tun? Überhören geht nicht, nicht deutsch antworten würde den Juden stutzig machen und manchen schärferen Beobachter vielleicht auch.

Das zuckt wie ein Blitz durch mein Gehirn.

Ich antworte also deutsch und lotse ihn langsam wieder ins Russische. Das sind peinliche Momente, in denen man blitzschnell überlegen muß bei sicherem Gefühl.

Um zehn Uhr abends wälzt sich der steifgewordene Menschenhaufen in Moskau aus dem Zuge.

Ich gebe meinen Koffer im Handgepäck ab und eile in die fremde Riesenstadt, um möglichst heute noch Fräulein Margots Wohnung aufzusuchen.

Straßenbahnen verkehren nicht mehr, den Luxus einer Moskauer Droschke kann ich mir nicht leisten, weiß ja gar nicht, was mit Fräulein Margot ist, und ob ich nicht schon übermorgen ratlos mit dem letzten Rubel in der Tasche durch Moskau irre.

In fünfunddreißig Minuten frage ich mich über die „Rote Pforte" zu der mir bekannten Adresse durch.

Ein Viertel vor elf schellt die Glocke. Nach bangem Warten öffnet sich ein Spalt der mit einer Sperrkette versorgten Tür.

„Ist Fräulein[1] .... zu Hause?"

„Nein, aber sie muß bald kommen."

Gott sei Dank, sie ist also in Moskau.

Eine halbe Stunde warte ich im Schatten einer Kirche. Eine Dame biegt um die Ecke. Ist sie es? Als Kind habe ich sie einmal gesehen.

Sie sieht nicht russisch aus, und ich trete unter einer Laterne dicht an sie heran. Stutzen, Fragen mit den Augen, da drückt sie mir schon die Hand.

„Ich habe Sie gleich erkannt, Sie müssen Herr Volck sein, nicht wahr? Heute kam ein ganzer Stoß Ihrer veralteten Depeschen aus P. Der Doktor, von dem ich gerade komme, hielt Sie für verloren!"

O Seligkeit — Reiß hier, nicht hinter Schloß und Riegel! Ganz betäubt bin ich vor Freude.

Um die dunkle Kirche spazierend, besprechen wir noch einiges. Sie hat meinen Vater auf der Flucht hier gesehen. Reiß hat glänzende Papiere, für mich auch.

Halt, halt, nicht zu viel auf einmal. Das geht ja nicht so auf einmal in meinen entwöhnten Schädel.

„Gute Nacht, wo werden Sie schlafen?"

„Im Bahnhof."

[1]) Wie die Schwedin Elsa Brandström der „Engel Sibiriens" der deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen war, so war Fräulein Sachsendahl, die heute verheiratet in Potsdam lebt, der „unsichtbare Engel Sibiriens" für flüchtende Kriegsgefangene. Frl. Sachsendahl, die deutsche Frau mit der Männercourage, hat über zweihundert deutschen und österreichischen Soldaten und Offizieren auf der Flucht aus russischer Gefangenschaft geholfen und der feldgrauen Front eine Kompanie erprobter Soldaten wiedergegeben.

„O Gott, bloß nicht, fast jede Stunde ist Paßrevision, nach zwei Uhr werden die Bahnhöfe geschlossen."

„Aber wohin, die Straßen sind auch gefährlich mit den vielen Patrouillen, und bis zum Morgen in einer Droschke fahren und schlafen kostet ein Vermögen."

„Gehen Sie in ein Nachtlokal, Reiß war auch da — Straße Nr. 62, und gute Nacht!"

Müde, maßlos müde und froh ging ich dem Stadtzentrum zu. Vor der „Roten Pforte" fragt mich ein Betrunkener nach dem Weg.

Ich will ihn schnell lossein und sage: „Erst rechts, dann links, wieder rechts und geradeaus." Der Betrunkene sieht mich an und lallt — Herrgott, deutsch! — „Danke sehr, danke sehr."

Ich steige in die nächste Droschke. Verrückt so etwas — um zwei Uhr nachts dankt einem mitten in Moskau ein Mensch, mit dem man russisch spricht, deutsch — —

Nr. 62 ist ein Kabarett. Schlechte Musik, schlechter Wein, teures Essen, widerliche Frauenzimmer.

Um fünf Uhr — nach einer Zeche von sechzig Rubeln — stehe ich in der nebelnassen Straße und klappe den Mantelkragen hoch, damit man meinen schmutzigen Kragen nicht sieht.

Die Abenteuer des Doktors

Das Menschenherz kann vor Freude hüpfen. Mein Herz hüpfte, als Fräulein Margot mit mir zum Doktor ging. Nach drei schlaflosen Nächten und Tagen hingen die müden Augen aus dem Kopf, der dumpf und leer war wie ein ausgeblasenes Ei. Und doch sah ich alles, eine russische Großstadt, überhaupt die Russenstadt, schöne Läden, wimmelnde Menschen, sausende Droschken.

Es ist ein seltsames Gefühl, wenn man durch eigene Kraft aus Gefangenschaft heraus so mitten in pulsierendes Leben tritt, unter Menschen, die gleichgültig und doch interessant sind, die nichts wissen von erdrückenden und doch schönen Einsamkeiten in Urwäldern, Steppen und Gefängnissen.

Mein polnischer Paß schützte mich in Moskau nicht, hier, wo die Fälschung sofort festgestellt werden konnte. Ich war daher doppelt erstaunt über Margots Mut, die heiter plaudernd neben mir schritt — eine Frau mit Männercourage.

Vor einer eleganten Wohnung klingelten wir. Der Name einer Fürstin prunkte auf einem Kupferschilde. Reiß schien sich bei den russischen oberen Zehntausend eingeführt zu haben. Im Vorzimmer schnüffelte ich vornehme Eleganz. Das tat einem entwöhnten Europäerauge, einem angeblichen Pferdediebe und Spion ordentlich wohl.

Reiß stand neben dem Klavier im Salon, mit lächelnder Ruhe — wie anders sah er damals aus, als er in meinem zerknitterten Anzug den ersten taumelnden Freiheitsschritt machte!

„Menschenskind — Doktor — —"

„Leise," sagte er und legte einen Finger an die Lippen, „ich bin Rechtsanwalt aus Riga, der Vetter der estnischen Hausdame und vor dem drohenden Angriff der Deutschen geflüchtet. Der junge Fürst ist sehr liebenswürdig und hat mir das Schlafzimmer der Fürstin-Mutter, die auf dem Lande ist, eingeräumt."

In einem sonnendurchfluteten Alkoven, in weichen, so bequemen Sesseln waren meine Erlebnisse bald erzählt.

Der blaue Rauch von duftenden Zigaretten kräuselte sich in den Sonnenstrahlen — seliges Gefühl des Geborgenseins!

Mit geschlossenen Augen hörte ich dem Doktor zu, dessen Erlebnisse wie ein Märchen vorüberglitten:

Aus P. war er abgefahren mit einem jener schönen weißen Flußdampfer. Den Stil einer Kajüte erster Klasse verdarben seine schlotternden, zerknitterten Kleider. Der kleine Auswandererkoffer schaute sich fremd in der Luxuskabine um.

Über dem breiten, ruhigen Strom lag prachtvolles Sommerwetter.

Der Doktor legte einen reinen Kragen an, um der neuen Situation etwas gerecht zu werden, und setzte sich im Salon an das Klavier.

Eine junge, alleinreisende Dame blickte mit beob-

achtenden Augen, ein schlankes, feines Kind mit klugem Köpfchen auf biegsamem Körper. Auf dem Promenadendeck trat sie neben Reiß an das Geländer:

„Sie haben so schön gespielt, Sie sind kein Russe, vermutlich Österreicher?"

„Ja, ich bin österreichischer Pole und Zivilgefangener."

Drei Tage glitten sie so stromab bis zu einem Nebenfluß, an dem der Doktor den schönen Dampfer verlassen mußte.

Zwei weitere Tage stampfte ein schmutziger, rauchender Kahn in schmaler Fahrrinne.

Ohne Paßkontrolle schritt der Doktor um sechs Uhr früh über einen wackligen Steg in den Ort, dessen kleine Häuser sich ängstlich am Ufer zusammendrängten. Ein Mann in Zivil — später stellte es sich heraus, daß es der Polizeikommissar selbst war — wies dem Doktor den Weg zur Wohnung des ehemaligen deutschen Marineoffiziers.

Vobigs Name erwies sich als gute Legitimation. Der Doktor fand zwei Tage freundliche Aufnahme im deutschen Heim. Die Voraussetzungen jedoch erfüllten sich nicht; der ehemalige Offizier wußte nicht viel über die nördlichen Grenzen. Zwei Tage schwankte er, ob er mit Reiß fliehen sollte, hatte aber nicht den richtigen Mut und war wohl zu alt für ein solches Unternehmen.

Auf einem anderen Fluß dampfte Reiß bis Kasan und schrieb mir nach P., daß ich direkt nach Moskau zu Fräulein Margot fahren sollte.

Hinter Kasan lärmt eine Patrouille in den Zug, ein

höflicher Offizier schaut in das Abteil und bittet um die Pässe.

Reiß hat keinen — das untaugliche Zivilgefangenenpapier aus Omsk hat er zerrissen — und sagt dem Kontrolloffizier:

„Ich bin Schweizer, habe meinen Paß verloren und fahre zum Schweizer Konsul nach Moskau, um mir neue Papiere ausstellen zu lassen."

„Es tut mir sehr leid, ich muß Sie verhaften und im Wachabteil nach Moskau bringen lassen, wo sich beim Schweizer Konsul die Richtigkeit Ihrer Angaben herausstellen wird. Auf dieser Linie bewegen sich zwei deutsche Spione, die wir gerade suchen, darf ich bitten, mir zu folgen?"

Peinlich, ausgerechnet auf dieser Strecke sollen deutsche Spione fahren.

In einem Abteil dritter Klasse liegt der Doktor mit der Wache.

Einen unwahrscheinlichen Ausweg gibt es noch, einen einzigen: in Moskau auf dem Wege zum Konsulat der Wache entwischen.

Nach einer Nacht, in der die bange Schicksalsfrage lastet, erwacht der Doktor.

Das Abteil ist leer, die Wache verschwunden!

Erstaunt reibt er sich die Augen: ja, wirklich, man hat ihn liegen lassen, einfach vergessen.

Jeder andere wäre nun aufgesprungen und hätte sich ein harmloseres Abteil gesucht. Nicht so der Doktor. Ruhig bleibt er liegen, hier im Wachtabteil wird ihn niemand nach Pässen fragen.

Neue Soldaten steigen ein, schnallen die Patronentaschen um und gehen den Zug revidieren. Mit dem Doktor unterhalten sie sich, bis der Zug in Moskau einläuft.

Reiß kennt Moskau, besucht den Rechtsanwalt seines Schwagers, der ihm Geld gibt und den guten Rat, schleunigst das heiße Moskauer Pflaster zu verlassen und zu versuchen, über die Petersburger Badeorte die finnische Grenze zu überschreiten.

Guter Rat ist immer — billig. Wie wenige Menschen würden das selber tun, was sie anderen empfehlen! Es ist leicht gesagt: „Reisen Sie!" — Und Pässe? Zweimal hat man nicht solch ein Glück, verhaftet und vergessen zu werden.

Fräulein Margot, der ich von Reiß geschrieben, bringt ihn zu einem kurländischen Gutsbesitzer, der meine Familie gut kennt und mit meinem Vater einige Zeit während seiner Flucht zusammen war.

Ganz Moskau ist in Spionenangst.

Drei Tage und Nächte bringt der Doktor im gastlichen Hause zu. Ganz früh, bevor das russische Dienstmädchen aufsteht, verläßt er über die Hintertreppe die Wohnung und klingelt einige Stunden später wieder am Herrschaftseingang. Das Glück liebt die Tüchtigen und wirft Reiß, der alles mögliche unternommen hat, einen Paß in den Schoß.

Bekannte Herren meiner Familie aus Dorpat und Mennoniten machen aus dem Doktor alias polnischer Flüchtling einen regelrechten russischen Sanitätssoldaten, der zehn Tage nach Petersburg auf Urlaub fährt.

Das Papier und die Stempel sind echt, gefälscht nur die Unterschriften. Was der Paß kostet? Nichts — Balten helfen Deutschen und Österreichern nicht für Geld.

Zwei Nächte schläft der neue Sanitätssoldat in einer russischen Kaserne, da sein Gesicht im alten Hause zu bekannt geworden ist.

Vor dem Nikolai-Bahnhof in Petersburg rasen mit Soldaten besetzte Automobile, Gewehrschüsse knattern, Maschinengewehre rattern, Kosakensäbel verrichten blutige Arbeit.

Der Doktor ist mitten in die schönste Revolution hineingeraten. Bolschewiki und Matrosen der baltischen Flotte kämpfen gegen regierungstreue Truppen des Herrn Kerenski, der schon bedenklich auf seinem Brand- und Blutthron wackelt. Auf dem Englischen Kai fährt Artillerie auf und bohrt mehrere Kutter mit Bolschewiki-Matrosen in die Newa. Tagelang schwimmen noch die Leichen. Petersburg dampft vom Blut. Noch einmal bleibt Kerenski Herr über die Anarchisten, wie lange noch?

Vor dem Bahnhof steht der Doktor dicht neben dem vergötterten Revolutionshelden und hört Kerenski reden, der eine besondere Wache für seine Person ablehnt.

Die Bahnhöfe sind gesperrt, um die Leninisten oder Bolschewiki zu fangen. Keine Maus kann Petersburg verlassen, das in angstvollem Schweigen wie ausgestorben ist nach den Kampftagen.

Der Doktor bleibt mit seinem Paß, auf dem ein dickes rotes Kreuz prangt, unbelästigt. Eines Mittags

sitzt er in einem Restaurant. Zwei Herren sprechen erregt und laut über die deutschen Spione, die hinter dem letzten Aufstand stecken.

Plötzlich springt einer der Herren auf Reiß zu, drückt ihm eine Zeitung in die Hand und sagt: „Lesen Sie das, und dann geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie kein deutscher Spion sind und auch kein Bolschewik."

Der Doktor liest ruhig und gibt sein Ehrenwort. Warum soll er dem verrückten Kerl auch kein Ehrenwort geben?

In Bieloostrow, einem mondänen Petersburger Badeort an der finnischen Grenze, steht eine starrende Menschenwand. Alle zwanzig Schritte ein Posten, die die Herren Lenin und Trotzki hier abfangen möchten. Die sogenannten „weißen" finnischen Julinächte sind hell, daß man um Mitternacht Zeitung lesen kann. Hier ist an ein Durchkommen nicht zu denken.

Der Doktor fährt an eine ihm bekannte Stelle des Finnischen Meerbusens, von der man die finnische Küste herüberschimmern sehen kann. Er ist ein guter Schwimmer und schwimmt mit langen Stößen dem weit entfernten Ufer zu.

In der Mitte des Meerbusens schaukeln Absperrungsboote voller Soldaten.

Zurück — die Kleider getrocknet und nach Moskau — vielleicht findet sich ein Loch in der Front.

Ungeraucht glimmt die Zigarette in den Fingern des Doktors.

Still drücken wir uns die Hände. Es ist so schön, nach all den Fährnissen wieder zusammen zu sein.

In den Kaukasus

Reiß bleibt als Rechtsanwalt Gast der russischen Fürstin. Ich werde unangemeldet einquartiert und gehe als Fräulein Margots Vetter und russischer Kavallerieoffizier auf Urlaub in ihrem Hause aus und ein. Schöne Stunden verleben wir bei Bekannten, die meinem Vater auf seiner Flucht begegnet sind, die mich als kleinen, kurzbehosten Jungen in Dorpat gekannt haben. Der Kreml wird besehen, in den besten Restaurants speisen wir wieder mit Messer und Gabel wie wohlerzogene Europäer.

Unsere Bekannten raten dringend von einer Flucht über die westliche Front ab. Der Deutschenhaß und die Spionensucherei ist derart, daß jeder, der nur den leisesten Verdacht erregt, Deutscher oder Österreicher zu sein, vom Pöbel zerrissen und zerstampft wird. Außerdem ist bei dem Zurückfluten von ganzen Deserteurbrigaden ein Vordringen nach Westen mit der Bahn kaum möglich. Wir haben zu viel durchgemacht und fühlen uns dem Ziel zu nahe, um uns von Russenhänden zerreißen zu lassen.

Mennoniten tragen uns ein Geheimnis zu: Die Mohammedaner des Kaukasus bereiten einen Aufstand vor und wollen ihr Land von Großrußland losreißen. Entflohene deutsche Offiziere werden als militärische Hilfskräfte mit offenen Armen aufgenommen.

Warum nicht — Bandenführer oder so etwas. Es ist ja schon so viel Sonderbares, fast Unglaubliches in den letzten zwei Jahren gewesen.

Die Kaukasier halten als Mohammedaner zu den Türken und werden uns helfen. Fräulein Margot besorgt einen Atlas, wir kramen unsere geographischen Schulerinnerungen aus und schneiden zwei Wege an — über das Schwarze Meer oder über die gefallene türkische Festung Erzerum durch die Front.

Meine Landsleute besorgen neue Sanitäterpapiere. Ich werde Schreiber in der Abteilung „Lazarettzüge" und fahre zur Kur in den Kaukasus.

Der Doktor soll einen Tag vor mir fahren — damit nicht einer durch Unvorsichtigkeit des anderen hereinfällt — und mich im nördlichen Kaukasus bei deutschen Kolonisten, an die wir Empfehlungen haben, erwarten.

In der fürstlichen Wohnung trinken wir einen Abschiedsschnaps, und Margot mit der Männercourage bringt den Doktor zur Bahn.

Am nächsten Tage borge ich Geld bei einer Schwedin und einem Vetter. Wegen Überfüllung bekomme ich erst für den zweiten Tag durch Bestechung eines Dienstmannes eine Fahrkarte.

Moskau fiebert in Erwartung der kommenden Nationalversammlung, die Rußland einig und stark machen soll.

Fräulein Margot verschwindet als kleiner Punkt in der Bahnhofshalle, der Schnellzug rast und trägt mich neuen Ereignissen entgegen. Durchschnittlich sechsmal

am Tage werden die Pässe kontrolliert. Oft genügt den Soldaten das dicke rote Kreuz auf meinem Ausweis.

Vergnügt und völlig sicher unterhalte ich mich mit russischen Offizieren, die in den Türkenkrieg ziehen.

Was lag nicht alles hinter mir, was noch vor mir! Neues Schauen, neues Wissen, Haß und Qual, vielleicht der Tod hockte hinter einem Schicksal, das seine Schleier nicht lüften wollte. Der rechtlose Flüchtling ist in einer unbekannten Hand, machtlos und doch machtvoll in eisernem Zugreifen, in einem Wollen, das Berge versetzen kann, und der Hindernisse spottend, die andere im behaglichen Zimmer unter der Leselampe erschauern machen — Kettenbrecher, deren Männerstolz in Freiheit verblutet, ehe sie sich beugen.

Eine halbe Welt von Ländern und Völkern mit ihren Einsamkeiten und Farben verblaßte, nur das Erinnern, das mit feinen Zeichen ins Hirn gegraben war, pulste, wollte sich den neuen Bildern anfügen, die, sich verdrängend, durch die jagenden Eisenbahnfenster fluteten.

Südrußland, Rostow am Don zogen vorbei. Vom Schwarzen Meer kamen Winde mit Südgeruch. Über einer fruchtbaren Ebene, die die Füße des Kaukasus in blauer Ferne umklammert, brütet kaukasische Julisonne in dichten Mückenschwärmen.

Seltsame Kleider waren sichtbar am kleinen, mittagmüden Bahnhof: Tscherkessen in langen Gewändern mit hohen Lammfellmützen, am silbernen Gürtel den gefürchteten langen Dolch, die breite Brust mit Patronen geschmückt, Tataren, Armenier, Kabardiner,

Assetiner — ein Völkergemisch und Sprachengewirr, wie es nur der Kaukasus kennt.

Ein häßlicher alter Armenier mit heimtückischem, verschlagenem Gesicht fuhr mich dem blauen Berggeheimnis zu.

Die Sonne schoß goldene Pfeile aus unglaublich blauem Himmel. Aus rauschenden Maisfeldern stiegen Hitzesäulen, staubverhüllt jagten schlanke Reiter. Im Süden, noch von den Bergzacken festgehalten, starrte eine schwarze Gewitterfaust, die ungeduldig mit Wolkenfingern zuckte. Langausgestreckt auf den holpernden Wagen, genoß ich dieses Bild und sog es in mich ein, wie ich die Steppenbilder der Mongolei, Einsamkeiten schneeverhüllter sibirischer Urwälder in mir trage.

Der Kutscher, der in diesem Teppich des Kaukasus aufgewachsen war und sich nie in die unheimlichen Berge getraut hatte, kramte Märchen aus seinem alten Kopf, von Menschen, die sich mit Felsblöcken bekämpften. Eine sonderbare Mischung von Wahrheit und Dichtung flüsterte er in die heiße Luft — vom Krieger aller Krieger: dem Tschetschenen Schamil, der fünfundzwanzig Jahre den Russen getrotzt, bis sie ihn mit Kanonen aus seinen Felsennestern räucherten.

Tausendundeine Nacht reichen nicht für die Märchen, die der Kaukasus birgt.

Die Felder sehen gepflegter aus, neben den minder holprigen Wegen stehen Weinberge. Wir nähern uns der deutschen Kolonie, die mit roten Dächern und weißen Wänden durch sommerverschlafene Baumkronen leuchtet. Schnurgerade die Dorfstraße, abgezirkelte kleine

Ziergärten vor den Häusern, deren blanke Scheiben deutsches Wesen künden. Sonntagsruhe lastet fast beängstigend über der ausgestorbenen Dorfstraße. Ein kleiner, blauäugiger Blondkopf führt mich zu dem mir empfohlenen Kolonisten.

Aus breit geöffneten Stalltüren kommt zorniges Muhen fliegengeplagter Kühe. Der große Hof, die weitläufigen Steingebäude mit grünen Fensterläden sind so sauber, so deutsch. Das Herz wird weit, und man vergißt Rußland mit all dem Schmutz, den geduckten kleinen Holzbuden.

Mit etwas Angst, die sich aber bald legt, werde ich aufgenommen. Die Leute haben eine biedere Herzlichkeit und sind bis in die Knochen deutsch in ihrer Gesinnung, obgleich Deutschland ihnen nur in schwacher Erinnerung ist aus Besuchen in Kindertagen. Bauernwohlstand, wie ihn zähe Arbeit schafft, blüht hier. Die Russen fürchtend, halten sie gute Nachbarschaft mit den wilden Bergstämmen, bei denen sie geachtet und beliebt sind.

Bei Streuselkuchen und Kaffee bringt mein Wirt eine im Ofen versteckte Gipsfigur von Bismarck zum Vorschein. Sinnend betrachtet er den Kopf und klagt, daß er bald wieder in den Türkenkrieg muß.

Der Doktor befindet sich seit zwei Tagen in der Nähe eines Vorwerkes an der Grenze des Inguschenreichs. Dort haust, von deutscher Bauernkultur beleckt, ein früher berüchtigter Bergbandit, der als Sproß einer angesehenen Familie räuberische Einfälle in das Stück deutschen Landes verhütet. Die Bauern geben

ihm seit zehn Jahren Haus, Stallungen, Land und Vieh, wofür er zusammen mit dreitausend Mark jährlichem Bargeld Raubzüge der Inguschen fernhält. Dieser Wächter macht sich gut bezahlt. Früher, als die Kolonisten sich dieser Art von Tribut nicht unterwarfen, hatten sie öfter in Flur und Dorf nächtliche Besuche der Horden.

In frischer, kühler Morgenfrühe trinken wir im Vorwerk Kaffee. Gegen Mittag rolle ich im Herrschaftswagen durch raunende Maisfelder. Eine Dreschmaschine brummt vor dem Hause des Wächters. Der Doktor geht nachdenklich im Schatten einer riesigen Kastanie auf und ab. Als der Wagen durch das Tor rollt, kommt er freudig auf mich zu. Er hat Sorgen in den Augen und weist über Maisfelder auf einen nahen Höhenrücken, hinter dem das unbekannte Land beginnt.

Wir stehen an der Grenze des Inguschenreiches, die seit Monaten kein Russenfuß mehr zu überschreiten wagt.

Bei den Inguschen

Zweimal vierundzwanzig sonnendurchglühte Stunden in Mückenschwärmen beim Summen der Dreschmaschine schauten wir über die Maisfelder auf den Höhenrücken, ob nicht in wirbelnder Staubwolke ein kleiner Punkt sich zu einem schnellen Reiter auswuchs. Der Wächter war vor zwei Tagen über jene geheimnisvolle Grenze galoppiert, um im Inguschenlande die Ankunft zweier Russenbesieger zu melden und zu erkunden, wie wir hinter der südlichen Grenze des Bergstammes ungefährdet durchs Russengebiet in das georgische Land vordringen könnten, mit der Bahn oder über die berühmteste, schönste Straße, die grusinische Heerstraße nach Tiflis. Lauerten wegen der Nähe der Front zu viele Gefahren auf uns, so sollten Schafhirten und Räuber uns auf schwarz getürmten Felswegen, die nur Schmuggler und Bergziegen kennen, über das Gebirge von Stamm zu Stamm bringen.

Am dritten Abend sprang der Wächter aus dem Sattel. Sein Tier dampfte vom weiten Weg. Unter der großen Kastanie, in der Nachtschatten nisteten, seiften Reiß und ich uns die Köpfe ein. Der Sohn des Wächters rasierte mit einem stumpfen Messer, bis mein preußischer Leutnantsscheitel klagend starb. Wir lachten unsere glattrasierten, roten Schädel an, stiegen

in weiße Beschmets (lange, talarartige Untergewänder) und blaue Tscherkeßkas (mit länglichem Brustausschnitt versehene, um die Hüften eng geschlossene Überröcke), gürteten einen schmalen, dolchbewehrten Riemen, setzten hohe Lammfellmützen auf die nackten Schädel — so wurden wir Tscherkessen, gehörten von jetzt ab zu jenen berüchtigten Räubern, die man manchmal in roten hohen Stiefeln als Kunstschützen in Deutschland in Zirkussen sieht.

Der Doktor mit seinem braungebrannten Gesicht sah lächerlich echt aus. Von mir mit meinen Blauaugen sagte er: „Verkleideter preußischer Leutnant," was mich aber nicht daran hinderte, felsenfest zu glauben, daß nie ein echterer Tscherkesse in den Felsen seines Berglandes geräubert hatte. Bis auf eine Reservegarnitur Wäsche, unsere Schlafdecken, Handtuch und Seife trennten wir uns von Europas Luxus, der jetzt überflüssig wurde, ja sogar gefährlich werden konnte, wenn er in den Bergen die Begehrlichkeit irgendeines „razbojnik", eines Räubers, erregte.

Mein Zigarettenetui hatte sich in die Taschen des zweitjüngsten Wächters verirrt. Ein harmloser Zwischenfall, der uns zeigte, wie tief eingewurzelt selbst bei mohammedanischen Räubern das Gast- und Schutzrecht eines Fremden war. Der alte Wächter war ehrlich bekümmert und tief verletzt über den Diebstahl. Im Hause, in den Grenzen seiner Besitzung durfte so etwas nie geschehen, ist doch jeder Kaukasier verpflichtet und gewillt, seinen Gast mit Blut und Leben zu schützen. „Meinen Kopf für dich, nur über meine

Leiche bekommen dich die Russen," sagte er, und es ist kein leeres Geschwätz. Aber wehe, wenn du sein Haus, seine Landgrenze verläßt und mit Gold oder seltsamen, ihm unbekannten Sachen seine stets wache Räubergier geweckt hast. Freundlich bringt er dich bis an seine Grenze, sorglos machst du einige Schritte — ein Schuß knallt, und du liegst in deinem Blute. Deshalb ist es ratsam, nie ohne Begleitung eines Inguschen zu gehen, solange man nicht bekannt ist und nicht jeder weiß, daß man im Gastschutze einer angesehenen Familie steht.

Das Zigarettenetui kam wieder in meinen Besitz, und ich schenkte dem jungen Diebe, der etwas verlegen war — nicht wegen des Diebstahls, sondern wegen des verletzten Hausgesetzes — meinen Anzug und Strohhut.

Noch lange, als unser Wagen durch die Felder rollte, sah ich über den rauschenden Maiskolben die große Butterblume auf dem Kopfe des jungen Wächters.

Die Poren schwitzten mit offenen Mäulern, in der flirrenden Luft standen Bündel von glühenden Sonnenstrahlen.

Von der Höhe des kahlen Bergrückens schüttelte ich meine Faust gegen ein hartes Schicksal, das mich fast zwei Jahre im verhaßten Rußland geknechtet. Hier stand ich an einer neuen Grenze, einer besseren als damals an der eisdurchhauchten sibirisch-mongolischen. Unter uns schlief in kochender Mittagssonne ein breites Tal. Maisfelder schlugen ihre Kolben zu-

sammen, daß es rauschte, am jenseitigen Hang glühten rote und weiße Flecke unter grünen Wäldern, schlanke Minaretts ragten in den blauen Himmel — das Land der Inguschen!

Aus mannshohem Mais traten zwei Männer, um Haupteslänge höher als wir. Von den Schultern zum Gurt und um die Hüften starrten Patronen, in den Händen drohten Gewehre. Einem der Wächter, einem stattlichen schlanken Greis mit kinderguten Augen, schlug eine lange, silberbeschlagene Reiterpistole die Hüfte.

Mißtrauisch musterten sie uns, daß es einem heiß wurde. Nach einigen raschen Worten unseres Kutschers kam eine lachende Freude in die braunen Gesichter, ihre stolzen Köpfe neigten sich, ihre harten Hände drückten warm: „Willkommen, Germanen!" Von dieser Stunde an war uns ein Kaukasier nie wieder unheimlich.

Die beiden kletterten auf unseren Wagen und sagten mit ehrlicher Bewunderung in den Augen: „Oh, ihr habt die Millionen Russen geschlagen, feine Kascha (Brei) haben die Deutschen aus Rußland gemacht."

In einem kleinen Zimmer zog uns ein alter, grauhaariger Verwandter des Wächters die Stiefel aus, breitete Teppiche und Kissen auf den Boden. Tee und Tabak wurden gebracht. „Oh, oh," sagte der Alte, „Albast sehr froh, sehr froh, Germanen."

Albast war ein rührender Kauz. Obgleich er nur fünf Worte Russisch konnte, unterhielten wir uns glänzend. Diese fünf Worte waren: Gut, froh, Brot, Kanone und Zar. Alles bei ihm hieß Kanone und Zar.

Der Zar war der Inbegriff von Macht, Ordnung, Gehorsam. „Nun ist der Zar weg, und Rußland ist kaputt," machte er uns verständlich. Kanone bedeutete für ihn Raub, Krieg, Stärke, Gewandtheit, Klugheit — wir waren Kanonen. O ja, natürlich: deutsche Kanonen.

Am nächsten Tage kam Ismael aus dem Nachbardorf. Ismael war der angesehenste Ingusch, adlig, aber nicht wie bei uns „von" oder Baron, sondern weil er aus der ältesten Familie stammte, über mehrere hundert Reiter verfügte und einen klugen Kopf hatte. Außerdem hatte er einen Russen ermordet, die Revolution 1905/06 mitgemacht, war aus dem Zuchthaus ausgebrochen und nach Amerika geflohen, von wo er vor drei Jahren zurückkehrte.

Ismael hatte seine festliche Tscherkeßka an, uns zu Ehren, und trug sogar einen langen, breiten Dolch. Lachend sagte er: „Sonst trage ich keinen Dolch, meinen Eichenstock kennen und fürchten alle, und niemand wird wagen, mich anzufassen."

Vorsichtig horchte er uns aus, ob wir auch nicht verkappte russische Spione seien, die sich unter dem Deckmantel als kriegsgefangene Deutsche hier eingeschlichen. Er beruhigte sich bald und kam dann zur Sache: „Vielleicht begleite ich Sie selbst, am besten über die grusinische Heerstraße nach Tiflis und über Batum—Trapezunt durch die russische Front über Erzerum. Ich fahre jetzt, um mit dem Inguschenrat zu sprechen und alles vorzubereiten, übermorgen bin ich zurück."

Es wurde morgen, es wurde übermorgen, nochmals übermorgen — kein Ismael, nur Hunderte von summenden Fliegen im Zimmer und Albast, der mit seinen fünf russischen Worten lange Geschichten erzählte. Wir merkten bald, daß Mohammedaner es nicht eilig haben. Woher auch? Sie haben Zeit wie Heu, und europäische Hast kennen sie nicht.

Sieben Tage langweilten wir uns die unruhige Seele aus dem Leibe, rauchten im halbdunklen Zimmer, sahen Albast bei seinen Fußwaschungen und Gebetsübungen zu oder lagen im Garten und aßen rohe Pflaumen, bis der Magen schmerzend protestierte. So aufmerksam Albast war, so hungerten wir doch. Kleider allein machen nicht einen Inguschen, besonders wenn man einen an Europas Kost gewöhnten Magen hat. Dreimal täglich gab es Tee, zweimal etwas beißenden Schafkäse und zu Mittag zwei oder drei im Feuer geröstete Maiskolben. Wenn Albast längst vergnügt mit Schmatzen fertig war, gingen wir in den Garten und schüttelten harte, rohe Pflaumen von den Bäumen.

Ab und zu besuchte uns ein ganz in Schwarz gekleideter Inguschen, der nie — auch beim Schlafen nicht — sein scharfgeladenes Gewehr aus den Händen ließ und unruhig mit den Augen irgend etwas suchte. Nie kam er allein, und nie verließ er allein das Haus. Seine rechte Hand war zerschossen und steif von einem Pferderaub. Auf dem Manne lasteten Todesschatten, er stand unter Blutrache, weil er bei dem Pferderaub einen Landsmann erschossen. Die Blutrache umlauerte

ihn aus allen Gewehren der Verwandten des Ermordeten.

„Warum kaufst du dich nicht los?" fragte ich ihn.

„Ich habe kein Geld und will auch nicht."

Als wir eines Abends mit dem Schwarzen in die Maisfelder gingen, huschte ein Schatten hinter einer Hecke. Es war ein Verwandter des Ermordeten, der nur darauf lauerte, den Schwarzen ohne Begleitung zu treffen, um ihm eine Kugel in die Rippen zu jagen. Solange der Schwarze begleitet wurde, wagte jener nicht zu schießen, um nicht versehentlich den Falschen zu treffen und dadurch selbst unter Blutrache zu kommen.

Am siebenten Abend gürtete ich meinen Dolch und ging ins Nachbardorf, um nach Ismael zu sehen. Er war zurück und bat, daß wir gleich in sein Haus übersiedeln möchten. Albast begleitete uns bis vor das Dorf. Auf einem kleinen Hügel umarmte er uns mit Tränen in den Augen und konnte sich nicht trennen. „Allah schütze euch, Germanen!" Er rieb seine stachlige Wange an unseren nicht weniger bartverwilderten und stammelte seinen russischen Wortschatz.

Ein Wind flog über das Tal, daß der Mais klagte, jagende Wolken türmten sich, Blitze zuckten, Donner krachten. Mit wehenden Kleidern kämpfte sich ein kleiner Greis auf den Hügel. Uralt wackelte sein zahnloser Kopf unter einem grünen Turban, der den Mekkapilger kündete. Blutigrot leuchtete sein Purpurbeschmet in den grellen Blitzen — es war der einzige noch lebende Krieger Schamils, den die Leute auf hundert Jahre schätzten. Der alte Krieger, der im Kopf

etwas konfus zu sein schien, der vor sechzig Jahren fünfundzwanzig lange Jahre mit Säbel und Reiterpistole gegen die Russen gekämpft, umarmte uns unter Blitz und Donner abwechselnd mit Albast. „Oh, oh, Germanen, Germania," sagte er. Mehr verstanden wir nicht.

Das Leben macht sonst jeden Tag ein anderes Gesicht — hier schien es mit dem gleichen Sommerlächeln, in das langsam ein herbstliches Messinggelb kam, durch Ismaels geputzte Scheiben, wenn ich in einem ordentlichen Sessel mit weißleinenem Überzug am Fenster saß oder meinen rasierten Mohammedanerschädel im Garten bräunen ließ, zwischen riesigen Sonnenblumen, die von mannshohen Stengeln ihre reifen Körner mir vor die Füße streuten.

Zuerst lehnten wir uns gegen dies untätige Zuschauen auf, gegen das Abwarten, das Heimwärtsziehenden so fürchterlich ist.

In Europa muß man Europäer sein, in Amerika Amerikaner, im Orient Mohammedaner — oder man ist eine lächerliche Figur und wird nicht für voll angesehen.

Der Mohammedaner hat Zeit, viel Zeit — was heut nicht wird, hat noch manchen Tag. An Ismaels Zeithaben gewöhnten wir uns, es war uns sogar recht nach all dem atemlosen Hetzen der letzten Monate. Zu Weihnachten würden wir schon daheim sein, und das war die Hauptsache. Seltsam, unter kaukasischer Sommersonne, wenn schwarze Sonnenblumenkerne zu Boden rieselten, an den deutschen Weihnachtsbaum hinter eisbeschlagenen Fenstern zu denken.

Ismael sagte jeden Abend: „Übermorgen fahren wir, morgen habe ich noch geschäftliche Gespräche." Den ganzen Tag saß er nach so einer Ankündigung auf einem Baumstumpf vor seiner Haustür und zeichnete mit seinem Eichenstock Figuren in den Sand. Einige Greise setzten sich zu ihm, langsam und bedächtig, sprachen etwas belangloses Zeug und ruhten sich dann lange schweigend von den schweren Worten aus. Diese geschäftlichen Gespräche waren anscheinend sehr wichtig und machten aus dem Reisetage immer wieder ein Übermorgen.

Es hat seinen eigenen Reiz, so in der Sonne sitzend mit halbgeschlossenen Augen seine Seele zu betrachten und langsamen, trägen Gedanken nachzukriechen. Der Italiener nennt es „süßes Nichtstun", der Türke „Khef" und der Ingusch „geschäftliche Gespräche". Stundenlang kheften wir und warteten, bis Allah einen Wagen vor das Haus schob und sagte: „Bitte einsteigen, ihr habt warten gelernt, und jetzt will ich euch nach Hause fahren."

Von meinem Fenster aus oder bei kurzen Besuchen in Ismaels Verwandtenhäusern lernte ich diesen räuberischen Volksstamm kennen, dem ein siedendes Blut in den Adern kocht, wenn er seine orientalische Würde und Langsamkeit beiseitelegt. Die Nächte waren nie still, sie hallten von Schüssen — Blutrache oder Viehraub. Eisern halten die Inguschen fest an uralt heiligen Gesetzen, in die Tradition und Urvätergeist sie zwingt.

Wehe dem Inguschen oder Fremden, den ein bleicher Mondschein lockt, über eine Hecke mit einem

jungen Inguschenblut Liebesworte zu raunen. Ein Verwandter der jungen Sünderin stößt dem Schänder der Familienehre seinen kalten Dolch zwischen die Rippen. Ein Weib, das Ehebruch treibt, wird nach dem Gesetz von ihrer Sippe mit Steinen erschlagen, den Ehebrecher rettet nur Flucht in die ödesten Felsen vor den Flinten, die Blutrache suchen.

Vor meinem Fenster, auf dem Dorfplatz, war ein Brunnen. Schlanke Frauen gingen unverschleiert mit wiegenden Hüften, den zinnenen, schmalen Schöpfkrug auf der Schulter, wie einst Rebekka zum Brunnen schritt. Begegnete ihnen ein Mann, so standen sie mit abgewandtem Gesicht beiseite, bis er vorüberschritt. Nie darf ein Weib den Weg eines Mannes kreuzen. Nur mit Männern ihrer Verwandtschaft darf sie stehend sprechen und nur nach Aufforderung des Mannes sich setzen.

Manchmal jagten über den sommerverschlafenen Platz aufgeregte Männer mit Flinten und entblößten Dolchen. Dann war in irgendeiner Gasse die Blutrache an der Arbeit, oder Stahl und Blei entschieden über nichtige Kleinigkeiten. Schüsse krachten, Stimmen brüllten, bis sich wieder tiefe Ruhe auf den Dorfplatz hockte. Ab und zu kam mit langen Schritten der hundertjährige Greis auf unser Haus zu. Über seinem Purpurkleide flatterte eine grüne Tscherkeßka, die mit runden, kleinen Stahlschildern übersät war — Orden, die der Krieger aller Krieger Schamil seinen Anhängern geschenkt hatte. Während Ismael ärgerlich und gelangweilt den Dolmetscher machte, fuhr sich der Greis

bedächtig über die runzlige Stirn und kramte die fünfundzwanzigjährigen Kriegszüge Schamils aus seinem altersschwachen Kopf. Er war gekommen, um sich mit den modernen Kriegern zu besprechen, Staub und Sonnenbrand hinderten den Hundertjährigen nicht. Stundenlang klapperte sein zahnloser Mund auf und zu. Strecken, die man sich heute scheut mit der Bahn zurückzulegen, hatte dieser Mann durchschritten, raubend, kämpfend, seinen Herrn verteidigend. Als eine Verräterkugel Schamil niederstreckte, war er durch die Wüsten und Berge Persiens nach Mekka gepilgert und kam als ein Heiliger mit grünem Turbantuch wieder. Als wir alle seine Geschichten kannten und das Purpurkleid des Greises immer wieder vor unseren Fenstern auftauchte, versteckten wir uns hinter den Sonnenblumen. Eine Weile wartete er, nahm dann seinen stählernen Stock, um den sich einst ein Regenschirm gebreitet hatte, und wanderte traurig nach Hause.

In den Mittagsstunden, wenn nur Fliegensummen in heißer, müder Luft wachte, las ich in einem französischen Buch, das Ismael aus Amerika mitgebracht hatte. Pariser Leben, tolles Lachen und Genießen raunte in den Zeilen, und draußen vor dem Fenster schlief der Platz, an den Allah uns bannte. Wir verloren die Zeitrechnung. Es gab keine Zukunft mehr, nur Gegenwart, die langsam tickte, tick — tack — — wie eine faule Uhr, die jeden Augenblick stehenbleiben konnte.

Ismael blieb öfter halbe Tage fort. Wir hatten den Eindruck, daß er sich mit unserer Weiterreise beschäftigte. Er machte nachdenkliche und unruhige

Augen. Vielleicht hatte er uns seine Hilfe zu schnell zugesagt und scheute sich, auszuweichen, denn ein Mohammedaner bricht nie sein Wort.

Eines Abends hatten wir des Rätsels Lösung, die der Doktor mit seiner feinen Nase schon lange gewittert hatte. Hinter allem stak Ismaels Frau, die begreiflicherweise unseretwegen ihren Mann nicht in Gefahren hinausschicken wollte.

Ismael sprach langsam, verlegen wie ein schuldbewußtes Kind unter dem ruhigen Blick des Doktors, der alles zu erraten schien.

„Morgen, ehe der Tag über die Berge steigt, fahren Sie nach N. zu meinem Vetter, der nach Beschluß des Inguschenrates mit einem zweiten Vertrauensmann Sie zu den Türken bringen soll. Es ist alles vorbereitet. Mit gefälschten Papieren fahren Sie, als russische Offiziere der wilden kaukasischen Division verkleidet, über das Kaspische Meer nach Persien. In Persien ist nur eine gefährliche Strecke durch ein Räubergebiet, das Sie vielleicht umgehen können. Mein Vetter und sein Begleiter sind unsere Vertrauensmänner, die aus der Türkei Geld holen sollen, damit wir uns von den Kosaken für den Viehraub loskaufen können. Haben wir die Kosaken gewonnen, so überfallen wir mit ihnen zusammen die russische Infanterie, und wenn diese aufgerieben ist, kommt die Reihe an die Kosaken selbst. Ich kann Sie leider nicht begleiten, wegen dringender Familiensachen. Mein Neffe hat seine Braut geraubt, und ich muß die Parteien versöhnen. Sollte mein Vetter aus irgendeinem

Grunde nicht an dem Plane festhalten, dann kommen Sie unbedingt zu mir zurück, und ich versuche, Sie über Trapezunt durch die russische Front zu bringen."

Mehr sagte Ismael nicht und legte zwei Paßblankette auf den Tisch. Wir wußten genug, packten unsere wenigen Sachen in einen alten Sack und waren froh, daß Allah sich so weit geregt hatte.

Ein Leiterwagen polterte mit uns durch traumraunende Maisfelder. Bleich und fremd stand der Mond über den Bergen. Murmeltiere pfiffen sich Warnung zu. Auf einem hohen Plateau überraschte uns der Morgen. Mit roten Fingern tastete sich die Sonne über eine noch dunkle Gebirgsmasse. Sekunden nur, dann sprang jäh der Tag ins Leben mit purpurner Sommersonne, wie sie nur der Süden kennt.

Vor uns, ganz in Sonnengold gebadet, türmte sich ein schwarzblaues Gebirge, von gewaltigen Klüften zerrissen. Aus schwarzen Wäldern wuchs ein Meer von Felsen, grau, gigantisch, drohend, rückwärts übertürmt von glitzernden Eisblöcken und breiten Schneehalden — der hohe Kaukasus, in dem nur Gemsen steigen und Murmeltiere pfeifen. Wortlos, erbärmlich klein diesem Naturwerk gegenüber, schauten wir auf die wachgeküßten Bergkolosse. Ich hatte einen sonderbaren Gedanken: Dort oben fliegen mit donnerndem Motor, den weißen, stolzen Schneehäuptern ein Lied singen von Menschenkönnen!

Der Vetter in N., der uns vor einigen Tagen besucht hatte, empfängt uns in voller kaukasischer Uniform mit russischen Offiziersachselstücken, ein Georgskreuz

am schwarz-gelben Bande auf der Brust. Er sieht kriegerisch aus, und man kann ihm glauben, daß er 1905/06 während der Revolution fünf Kosaken erschossen hat, auf tausend Schritt Entfernung mitten in die Stirn.

Unsere staubigen Stiefel warten vor der Tür, während wir auf schönen Teppichen sitzen und mit abgemessenen Worten langsam einen Weg in die Zukunft bahnen.

Alles ist besprochen, die Ausfüllung der Pässe, die Bahnfahrt als verkleidete russische Offiziere, als die wir noch heute nachmittag in Szene treten sollen.

Der Vetter geht hinaus, um sich noch mit jemandem zu besprechen. Wohlig dehnen wir unsere ausgelangweilten Glieder im Vorgefühl neuen Sichregens. Dem Doktor spukt noch etwas Pessimismus im nachdenklichen Schädel.

Eine Stunde geht, die zweite schleicht, die dritte will nicht sterben. Endlich kommt der Vetter mit einem Gesicht, das alles Planen, die säuglingsjunge Hoffnung in Scherben schlägt.

Vorstellung abgesagt — der zweite Vertrauensmann will nicht mit oder kann nicht. Wir suchen nicht lange nach dem wahren Grund und verabschieden uns mit etwas verächtlichen Gesichtern. Wenn es auch nicht jedermanns Sache ist, mit russischen Gefängnissen zu spielen und nur auf seinen Mut bauend sich durch feindliche Länder und Heere durchzuschlagen, so braucht man nicht erst mit Versprechungen zu prahlen und mit Plänen zu prunken.

Eine Wut schüttelt uns, die sich langsam zu bitterer, lastender Enttäuschung auswächst. Der Wagen rumpelt uns zu Ismael zurück, der jetzt sein gegebenes Wort einlösen muß. Unterwegs treffen wir Albast, der ganz närrisch ist vor Wiedersehensfreude: „Oh, oh, Germanen, Zar, Kanonen." Wir sind so höflich, den guten Alten kaum zu beachten.

Gewitterwolken ziehen den Eisriesen schwarze Kappen über die Köpfe. Blitze züngeln an grauen Felswänden herunter und schlagen Flammen in die schwarzen Wälder. Es rüttelt am Kaukasus wie mit tausend Fäusten, Schluchten stöhnen, Donner brüllen. Dann rauscht der Regen. Der Tag versinkt im Gewitter, ohne nochmals aufzuleuchten.

Müde und naß marschieren wir im knöcheltiefen Lehm, der in großen Klumpen an den langsam mahlenden Rädern hängt. Die Nacht wirft sich mit schwarzen Flügeln über uns, die wir mit dem Donner gegen das Schicksal grollen.

Um Mitternacht stehen wir triefend auf halbem Wege. Albast kauderwelscht etwas von Räubern und daß wir in dieser entfesselten Natur heute nicht mehr zu Ismael kommen.

Der Wagen biegt von der Straße ab, ein Fenster glüht in die Gewitternacht. Hunde bellen alle Einsamkeiten der Berge wach, eine Tür springt im Zugwinde auf. Fünf bewaffnete Männer umringen uns mit schußbereiten Karabinern. Albast spricht auf die dunklen Schatten ein, die Gewehre senken sich. Das alte Zauberwort „Germanen" hat seine Wirkung getan. In einem

warmen Zimmer werden die weichsten Kissen ausgebreitet. Wir sind bei Räubern. Bei Räubern, wie sie in Büchern stehen und durch die Abende phantasiehungriger Knaben huschen. Fünf Männer in der Vollkraft ihrer Jahre haben sich gegen Menschheit und Gesetz verschworen und wachen mit schußbereiten Gewehren in die dunkle Nacht, die vielleicht jemand begünstigt, sich an das verrufene Räubernest heranzuschleichen und einen Racheschuß durch das erhellte Fenster zu jagen. Wilde, breitbrüstige Gesellen mit muskulösen Armen, in den Gesichtern entschlossene Wildheit. Kreuzweise über den Schultern und um die Hüften laufen patronenstarrende Gürtel. Nicht eine Sekunde lassen sie die Gewehre aus den Händen und stürzen in die tobende Gewitternacht, wenn ein Hund anschlägt. Verfemte sind es, Ausgestoßene, die zwei-, drei- und mehrfache Blutrache umlauert.

Der Jüngste ist gerade aus den Bergen gekommen, wo er nach Stammesbrauch zwei Jahre in Klüften gehaust hat, allein mit seiner Büchse, um das Räuberhandwerk zu lernen. So ist dieses Volk. Paßt einem jungen Manne etwas nicht, so geht er in die Berge, wird Räuber und lebt zwei, drei Jahre fern jeglicher Behausung. Kehrt er zurück (wenn ihn nicht eine rächende Kugel in die Schluchten geworfen), so sagen die Verwandten stolz: „Er ist Räuber gewesen." Dann ist er ein ganzer Mann, raubt sich ein Weib und baut seinen Mais.

Am nächsten Tage strahlte wieder ein unglaublich blauer Himmel über diesem sonderbaren Lande. Ismael

ist von der Regelung des Brautraubes noch nicht zurückgekehrt. Ich sitze wieder am Fenster und schaue den wasserschöpfenden Frauen zu.

Wann, Rußland, brechen wir deine Ketten?

Mit verhängten Zügeln jagen Reiter über den Platz, im Galopp die Gewehre ladend. Wie Schatten huschen sie aus dem Ort, jagen durch das Steppental, die Berglehne hinauf und besetzen die Grenze. Der hohe Mais schlägt an vielen Stellen zurück und läßt Lammfellmützen sehen, die über die Grenze nach Rußland spähen. Was ist geschehen? Ein atemloser Wächter auf schweißtriefendem Pferde war ins Dorf gesprengt: Kosaken hatten im Nachbardorf Vieh weggetrieben.

Stundenlang lagen die Gassen verödet. Einige ferne Schüsse hallten. Am Abend standen die Männer wieder in Gruppen auf dem Platz: „Es war nichts, natürlich, die Kosaken sind zu feige." Ein neuer, heißer Tag dörrte das Land. Ich nickte meinen Mittagsschlaf am Fenster. Da fahren Schüsse in meine Träume — ganz nahe. P—st kichern die Kugeln — z—z—z summen die Querschläger.

„Doktor — Kosaken!!!"

Die Schüsse wurden heftiger, deutlich pfiffen die Kugeln über den Häusern. In einer Gasse wirbelt Staub auf, Stimmen kreischen, Reiter fegen, aus den Sätteln schießend, auf den Platz. Hinter den Reitern jagte in mit Inguschen vollgepfropfter Wagen. Die Männer schreien und schießen in die Luft. In einem zweiten Wagen flattern bunte Gewänder, Frauen kreischen, ein dritter Wagen folgt, aus dem dumpf eine

Trommel wirbelt: Rrum—da—da, rum—da—da. Ehe der schießende, johlende Gespensterzug in einer Seitengasse verschwand, erkannte ich Ismael im ersten Wagen. Es war der Hochzeitszug, die geraubte Braut wurde nach Versöhnung der beiden Parteien ins Haus ihrer Schwiegereltern gebracht.

Eine halbe Stunde war tiefste Stille nach dem tobenden Lärm. Dann begann das Schießen von neuem, dumpf heulte die Trommel: Rrum—da—da, rum—da—da.

Wir bürsteten sorgfältig den Staub aus unseren Tscherkeßkas, denn es war anzunehmen, daß man uns zu der Inguschenhochzeit einlud.

Ismael kam, begrüßte uns freundlich und überbrachte eine feierliche Einladung.

Auf grünem Rasen in einem großen Hof war ein Viereck gebildet, an einer Schmalseite die Greise, gegenüber Musik und Ehrengäste, rechts über hundert schlanke Männer mit erhitzten Gesichtern, links die weibliche Jugend. Hinter den Greisen loderten Feuer, über denen an Spießen halbe Ochsen und Hammel brieten. Als Erenhgäste saßen wir neben der Musik: Trommel und Ziehharmonika. Im Viereck tanzten einige Paare. Die Mädchen in steifen Kleidern trippelten mit erhobenen Armen seltsame Figuren um ihre Tänzer, die in wilden, fabelhaft gelenkigen Sprüngen den berühmten Tanz der Tscherkessen tanzten.

Zwei Tage wurde getanzt, zwei Tage machte die Trommel: Rrum—da—da, rum—da—da, daß uns die Schädel brummten: Rrum—da—da, rum—da—da.

So eine Hochzeit bietet der nichtverwandten Menschheit verschiedenen Geschlechtes die einzige Gelegenheit, sich zu sehen. Glühende Blicke werden getauscht, heiße Worte beim Tanz geflüstert. Je nach ihrem Geburtsstern bestimmen die Verliebten eine Nacht, in der der Mann zum Hause des Mädchens schleicht, die wartende Braut raubt und mit ihr im Sattel in dunkle Nacht galoppiert.

Die Männer wählen den Schönsten unter sich als Vermittler, der zwei Tage lang von rechts nach links über den Tanzplatz geht und Unheil stiftet.

Die Männer sitzen und starren auf den Heiratsmarkt. Einer läßt ein Mädchen mit den Augen nicht los und winkt dem Vermittler: „Die da!“

Der Vermittler berührt das Mädchen mit einem Stock. Ist sie dem Gebot des Mannes nicht willfährig, so packt sie ein Frauenwächter beim Arm und wirbelt sie auf den Tanzplatz. Tanzen wenigstens muß sie mit dem Mann, hat kein Recht sich zu weigern.

Am dritten Abend zeigen die Männer ihre Reitkunst. Auf schönen, meist gestohlenen Pferden rasen sie gegen eine Wand an und parieren kurz vorher durch. Während dieses Reiterspieles wird ohne Zeugen das Brautpaar vom Mullah (Priester) getraut. Einige Schüsse hallen noch in die Nacht, und die Hochzeitsgesellschaft zerstreut sich.

Einen Monat lang darf der Neuvermählte sich bei seinem Weibe tags nicht sehen lassen. Nur nachts schleicht er zu ihr und bei erblassenden Sternen wieder davon. Ist dieser Monat verstrichen, so geht die junge

Frau zum erstenmal an den Brunnen und gilt nun als verheiratet.

Nach der Hochzeit betrieb Ismael mit mohammedanischer Eile unsere Flucht. Zwei seiner Verwandten erklärten sich bereit, mit Ismael zusammen uns bis Trapezunt zu begleiten. Durch die russische Front sollten wir mit Hilfe eines einflußreichen Inguschen, der bei Trapezunt mehrere Dutzend Trainfuhrwerke besaß, gebracht werden. Unsere drei Begleiter wollten unterwegs Gewehre und Patronen kaufen und in Wagen mit doppeltem Boden in ihr Land schmuggeln. Der Dorfälteste, gleichzeitig Polizeikommissar, brachte Paßblankette. Wir erhielten eine neue Haut: Ingusch Soundso, der im Transport Nr. 713 bei Trapezunt fünf Trainfuhrwerke besitzt, die er zu besichtigen fährt.

Diesmal waren die Pässe ganz echt — Stempel echt, Unterschrift echt, Nase, Augen, Mund gewöhnlich, nur die Namen erfunden.

Nach Batum und Erzerum

Wieder wie vor einer Woche rollten wir durch schlafenden Mais. Bleicher Mond stand über den Bergen, Murmeltiere pfiffen. Hassan schoß in die Luft, daß die Schluchten Echo grollten. Vergnügt strich er sich den langen Schnurrbart, hatten doch dem Abergläubischen vor der Abfahrt die Karten einen guten Ausgang bedeutet. Mohammed, der zweite Begleiter, hockte in düsterem Schweigen auf dem holpernden Wagen. Seine niedrige, unintelligente Stirn lag in tiefen Falten. Seine Dummheit konnte wenig helfen, aber je mehr echte Inguschen uns begleiteten, desto besser: denn so brauchten wir nicht jedem Kaukasier auszuweichen, und die drei wußten am besten, in was für ein Mäntelchen wir zu kleiden waren — je nach Bedarf und Gegend Inguschen, Tscherkessen, Assetiner oder Kabardiner. Immer waren wir Angehörige eines Stammes, der fern von dem durchzogenen Gebiete hauste, und es fiel nicht auf, wenn wir untereinander russisch sprachen.

Aus der Nacht wuchs der hohe Kaukasus in den blendenden Tag. Eine Kleinbahn mühte sich prustend in ein breites Felsengewirr, über dem fünftausend Meter hoch die ewigen Eisberge des Kasbek starrten.

Zwei Tage wogten kaukasisches Völkergemisch und Russen in Wladikawkas um uns.

Vier Pferde wirbelten Staubfahnen vor einem großen Landauer auf, die grusinische Heerstraße wand sich breit, uralt und sieghaft durch Felsen, über schäumende Bergwässer, kletterte auf schwindligen Brücken immer höher in den Kaukasus. Lange Reihen mit Heu und Proviant beladener russischer Trainwagen zogen staubend in den Türkenkrieg. In den Felswänden kletterten tollkühne Bergziegen, wie kleine Punkte stiegen sie in schwindelnde Höhen. Untergehende Sonne machte aus den grauen Felsen glühende Farbenfackeln. Dann lächelte der Mond ein rätselhaftes Lächeln über breite Schneehalden, die tosende Eisbäche in die Täler stürzten. Fels- und Eiskompositionen, über denen riesige Adler mit breiten Flügeln rauschten, märchenhaftes Gebirge, doppelt märchenhaft in seiner Unberührtheit, die nur pfeifende Murmeltiere durchschritten, springende Steinböcke und der gehetzte Fuß eines Räubers, der aus seinem Felsennest steigt, um den Reisenden seinen Bergzoll abzunehmen.

Über dreitausend Meter hoch froren wir jämmerlich und hüllten uns in unsere dünnen Schlafdecken, durch die die Gletscher eisig hauchten. Um zwei Uhr morgens hielten die müden Pferde am Fuße des Kasbek, der schönsten Bergstation der Welt. Was sich hier im bleichen Mondschein an glitzernden Eispalästen auf breiten Schneeteppichen türmte, wie die tosenden Wasser in bodenlose Tiefe stürzten, beschreiben keine Worte.

Die Heerstraße sank in Serpentinen zu Tal, die Gletscher zogen ihre Eisarme zurück, es wurde wieder

grün, und die Sonne kochte unter unglaublich blauem Himmel.

Im breiten Felsental steigt aus der Ferne die Silhouette einer großen Stadt: Tiflis, die alte Königsstadt der Grusinier. Hoch über ihr im blauen Farbentopf kreiste ein glitzernder Riesenvogel — ein russisches Flugzeug.

Menschen lärmten, als wüßten sie nichts von den Einsamkeiten des Hochgebirges, überall Sonne, Lachen, Sommerkleider, ein betäubender Duft südländischer Früchte. Der Landauer fuhr in die Poststation. Wir stiegen aus und regten die in zweitägiger Fahrt eingeschlafenen Beine.

In zwei Gruppen strebten wir dem Stadtinneren zu, der Doktor und ich einen alten, schäbigen Kartoffelsack mit unseren Habseligkeiten auf dem Rücken. Unsere Begleiter stiegen in eine Elektrische, aber der Doktor und ich wurden mit unseren Säcken unter lebhaftem Protest wieder auf die Straße gesetzt. Ismael fuhr voraus und sagte, daß wir der Straßenbahn entlang folgen sollten. Plötzlich teilten sich die Schienen. Wo weiter? Wir gingen natürlich falsch und betraten eine breite, baumbestandene Promenade. Glitzernde Schaufenster lockten mit dem ganzen raffinierten Luxus Europas. Geputzte Menschen, wie sie nur Großstädte kennen und züchten, drängten schwatzend und lachend durcheinander, schlanke Autos schoben sich mit leise zitternden Motoren langsam über den Asphalt, elegante Dogcarts und Equipagen rollten hinter prachtvollen Vollblutpferden — über all dem ein Duft von Parfüm

und Blumen, sorgloses Lachen und Flirten — Klein-Paris mitten im Kaukasus.

Lange warteten wir auf Ismael und schämten uns ganz kindisch unserer Kartoffelsäcke. Das Leben machte wieder mal seine lächerlichste Fratze: ein königlich preußischer Leutnant mit einem schmutzigen Kartoffelsack auf dem Rücken mitten im Tifliser Mittagsbummel.

Endlich kam Ismael und brachte uns in ein überfülltes Hotel mit zahllosen Fliegen, Wanzen und Flöhen, am Rande des Mohammedanerviertels. Perser mit rasiertem Schädel, Tataren, Türken, Inder drängten in den schmalen Gassen und boten schreiend ihre Waren feil. Aus den Läden strömte betäubender Geruch von Früchten und Tee. Überall eine orientalische Sammlung von Farben und Schmutz.

Nach zwei Tagen hatte Ismael vom russischen Generalstab durch Bestechung einiger Schreiber auf Grund unserer Pässe Scheine zum Betreten der kaukasischen Front erhalten.

Um Mitternacht preßten wir uns in einen überfüllten Zug, um unsere angeblichen Trainwagen in Trapezunt zu suchen. Zwischen russischen Offizieren eingeklemmt, die in den Türkenkrieg zogen, fuhren wir in die Nacht.

Wenn alles gut ging, konnten wir in einer Nacht von Batum aus zu Schiff Trapezunt erreichen. Half der Ingusch, mit dem Ismael rechnete, nicht, so würde sich schon eine bestechliche Feldwache finden und sonst eine Gelegenheit, um unter dem Drahtverhau hindurch zu den Türken zu kriechen.

Eine Paßrevision löste die andere ab. Fast nur Offiziere revidierten, und an der Schärfe der Kontrolle merkte man die Nähe der Front. Meist stellte ich mich schlafend, und der Doktor, der ja einwandfrei echt wie ein Tscherkesse aussah, zeigte die Pässe vor.

Mit dem Morgengrauen huschte ein leises Rauschen in das Abteil, der Zug donnerte aus einem Tunnel — da lag das Schwarze Meer und sprang murrend mit Schaumkronen an das felsige Ufer.

Der Zug hielt, wir waren in der Festung Batum. Durch die nachtschlafenden Straßen bringt uns Ismael nahe am Hafen in ein Hotel. Vom Fenster sehen wir dunkle Masten ragen, die leise im Wellenschlag schaukeln.

Die Sonne schaute über den Kaukasus und warf Strahlenbündel nach Westen über das Schwarze Meer — dort, wo Freiheit war, alle Hetze, alles Verfolgtsein aufhörte.

Nur zum Essen gingen wir in ein benachbartes Restaurant und langweilten uns halbtot in dem schmutzigen, von Ungeziefer starrenden Hotelzimmer. Ismael kam von der Kommandantur zurück. Man wollte uns nicht die weiteren Papiere zum Betreten von Trapezunt geben. Bestechung war zu gefährlich, denn faßte man uns hier mitten in der Festung, so konnten wir uns Batum leicht von einem Galgen aus besehen. Alle möglichen Pläne wurden erwogen: ein Boot stehlen und an Trapezunt vorbeirudern, bis wir in türkische Gewässer kamen?

Ismael traf einen bekannten Inguschen, der als Kolonnenführer mit mehreren Landsleuten nach Trape-

zunt reiste. Drei von diesen Leuten sollten mit unseren Pässen in Batum bleiben und wir mit den ihren unser Heil versuchen. Das Projekt zerschlug sich am Geldpunkte. Die Leute forderten derartige Preise, daß wir ohne Geld in Trapezunt angekommen wären und vielleicht aus Geldmangel nicht vor- noch rückwärts konnten.

Zu viele Menschen wußten nun von unserer Anwesenheit in der Festung. Wir machten uns aus dem Staube und waren nach fünf Tagen wieder in Tiflis.

Ismael, der sein gegebenes Wort zu halten bemüht war, wollte den letzten Versuch machen: über Erzerum.

Von neuem bekamen wir beim russischen Stabe mit Hilfe von Bestechung Frontpapiere unter Angabe, daß sich unsere Trainwagen nicht bei Trapezunt, sondern bei Erzerum befänden.

Am Endpunkt der Vollbahn, dicht an der alten türkischen Grenze, versteckte uns Ismael in Sorokomüsch (der „Vierzig-Mäuse-Stadt") bei inguschischen Landsleuten, die für die Russen Proviant fuhren. Mitten in einem riesigen Stapellager — ganz Sorokomüsch war ein umfangreiches Barackenlager, in dem es von Militär und Etappen wimmelte, von Proviant und Heu — hausten wir in einer offenen Scheune. Von den felsigen Bergen hauchten kalte Winde, in den Nächten zitterten wir vor Kälte an einem spärlichen Feuer. Hier, hoch in den Bergen, war eisiger Herbst, und es roch nach Schnee.

Hassan verschwand, um auf halsbrecherischen Felspfaden in die Schlupfwinkel der Berge zu einem Kurdenfürsten vorzudringen. Auf uns lastete ein Ahnen neuer Enttäuschungen. Wir sollten Erzerum nicht sehen.

Nach zwei Tagen sprang Hassan von einem abgehetzten Gaul. Der Kurdenfürst, der uns auf Schmugglerwegen durch die schon schneeverhüllten Zuckerberge zu den Türken bringen sollte, war von Kosaken beraubt und ausgeplündert worden. Seine beiden Söhne, die die Russen bei einem Kriegsgefangenentransport erwischt hatten, saßen auf acht Jahre im Zuchthaus. Der Fürst konnte und wollte uns nicht helfen.

Wir saßen fest, rettungslos fest. Schauerliche Nächte vergingen, in denen ich ohne Mantel schlaflos am Feuer fror, das ich nach und nach mit dem halben Schuppen heizte. Eisige Winde heulten um die Felsen, dann kam Schnee und Frost, der uns ganz stumpf fror. Hungrig — wir bekamen nur Tee und Brot, denn in die Barackenstadt, in der es von Soldaten und Armeniern wimmelte, trauten wir uns nicht — liefen wir in der zugigen offenen Scheune auf und ab.

Ein Elend: Schnee, Frost, Hunger und Gefahr, erwischt zu werden! Tausende von Kilometern waren wir gelaufen und kurz vor dem Ziel zusammengebrochen. Es war zum Verzweifeln, aber wir waren zu stumpf zum Weinen. In meinen Adern schlich Fieber, rote Flecke brannten auf meinen bleichen Wangen, Tag um Tag sog eine blutige Ruhr an den letzten Kräften.

Ismael wollte uns in sein Dorf zurückschicken und als Gäste bis zum Frieden beherbergen. Wir dachten an Persien, wußten aber nicht, wie und wohin.

Am zehnten Tage, als ich hinter der Scheune auf einige wärmende Sonnenstrahlen lauerte, die ab und zu durch die grauen Schneewolken brachen, setzte sich ein fremder Ingusch zu Reiß. Der Doktor blieb einsilbig, wußten doch schon zu viele von der Anwesenheit flüchtiger Offiziere in Sorokomüsch.

Zufällig sprach der Fremde von Persien. Der Doktor horchte auf. Der Ingusch war in Persien gewesen und meinte, daß uns doch dieser Weg noch bliebe; ja, er wollte uns selbst führen und zu einem Tataren bringen, der als russischer Offizier und — wie ihm bekannt — türkischer Spion am besten helfen konnte.

Aus dem winterlichen Sorokomüsch landeten wir zum dritten Male in Tiflis, das unter warmer Herbstsonne fröhlich lärmte.

Als Spion verfolgt

In einem Perserbade bestrich ein einäugiger Perser unsere nackten Körper mit grünem klebrigen Schlamm, zehn Minuten schwitzten wir und mußten uns dann auf eine Marmorbank legen. Der Einäugige scheuerte mit einem rauhen Lappen den grünen Klebstoff wieder ab. Ich mußte lachen, denn der Doktor hatte kein noch so kleines Härchen auf dem ganzen Körper, ich natürlich auch nicht. Wie frisch geschlachtete, abgebrühte und geschabte Schweine sahen wir aus. So geht der Perser zweimal im Monat dem Ungeziefer zu Leibe. Nach wortreichem Schimpfen mit dem Einäugigen um ein unverschämtes Trinkgeld gingen wir in ein Mohammedanerhotel, in dem dicke Wanzen an den Wänden krochen.

Während Hassan den Offizier und angeblichen türkischen Spion suchte, tranken wir in einem persischen Teehaus eine Unzahl winziger Gläser übersüßten, stark duftenden Tees und lutschten an den Schläuchen einer türkischen Wasserpfeife. Wir waren wieder ganz vergnügt, lag doch eine wenn auch noch so unsichere Möglichkeit vor uns, ans Ziel zu gelangen. Hassan kam freudestrahlend zurück. Er hatte den Offizier in einem der ersten Hotels aufgestöbert und unseren Besuch für morgen neun Uhr angesagt.

Um neun Uhr verschwand Hassan im Hotel, während wir in der noch menschenleeren Straße auf-

und abgingen. Bald erschien er mit einem untersetzten Kosakenoffizier: Donnerwetter, fuhr es mir durch den Kopf, ein Baikalkosak, wie sie mich damals in der Mongolei fingen!

Der Offizier musterte uns unauffällig, aber scharf vom gegenüberliegenden Bürgersteig. Hassan kam zu uns herüber, und wir gingen in eine Milchwirtschaft frühstücken. Ich saß so, daß ich Tür und Fenster übersehen konnte. Ein unbestimmtes Gefühl zwang meine Augen nach der Straße.

Da — der Kosakenoffizier ging langsam an der Milchwirtschaft vorbei, ein-, zwei-, dreimal. Den Bruchteil einer Sekunde nur sah ich seine Augen, und mir schien, als wollte er sich unser Bild genau einprägen. Warum war er uns gefolgt?

Hassan teilte inzwischen das Ergebnis seiner Unterredung mit: „Der Offizier fordert vierhundert Rubel, um Soldatenpässe zu beschaffen, und schickt euch dann mit seinem Diener über Eriwan in den Frontabschnitt seines Regiments. Einmal beim Regiment, kommt ihr leicht durch die Posten durch.“

Wir sahen sofort, daß dies leere Versprechungen waren, die vierhundert Rubel waren direkt eine Erpressung, und überhaupt hatten wir mehr gefühlsmäßig, als daß wir es uns beweisen konnten, eine unangenehme Ahnung und beschlossen, sehr vorsichtig zu sein.

Zu dem vom Kosakenoffizier für nachmittags um fünf Uhr bestimmten Treffpunkt schickten wir Hassan allein. Schon das hierzu gewählte Lokal war höchst ungeeignet und gefährlich, das mondänste Kaffeehaus

von Tiflis, in dem von fünf bis acht Uhr die vornehme Welt bei Musik flirtete.

Nein, solche Tölpel waren wir nicht, uns in der „Tasse Tee“ (so heißt das Restaurant) zum Gaudium des Publikums verhaften zu lassen.

Hassan kam bedrückt zurück: „Der Offizier verlangt sofort die vierhundert Rubel.“

Wir saßen schön in der Tinte, der Schuft kannte unsere Gesichter und Kleider. Das mindeste, was uns drohte, war eine Erpressung, wenn der Erpresser nicht noch weiterging und sich die Fangprämie für entflohene Offiziere verschaffen wollte.

Nach einer unruhigen, von Gedanken und Ungeziefer durchquälten Nacht schickten wir Hassan mit einem kleinen Lügennetz zum Kosakenoffizier. Da wir nicht so viel Geld hätten, wären wir noch gestern abend über die grusinische Heerstraße zu Bekannten in den Nordkaukasus gefahren, um Geld zu holen.

So wurden etwaige Verfolger auf falsche Fährte gesetzt, und die Bahn nach Osten blieb frei.

Stunden schlichen wie mit Bleifüßen.

Ein Auto rattert vor dem Hotel, bleich und atemlos stürzt Hassan in unser Zimmer.

„Wir werden verfolgt, schnell ins Auto, ich bringe euch zu einem Verwandten aufs Land.“

„Wo wohnt dieser Verwandte?“ fragt Reiß ruhig.

„Zwanzig Werst von hier an der grusinischen Heerstraße.“

„Dann schick nur das Auto weg, bevor es zu viel

Benzin frißt, die grusinische Heerstraße wird wohl schon fein säuberlich gesperrt sein."

Hassan schlägt sich vor den Kopf und entläßt das Auto. Der arme Kerl hat Tränen in den Augen: „Der Schuft, der Hundesohn, wenn ich ihn wiedertreffe, schicke ich seine Verräterseele zu Allah."

Ich fragte Hassan: „Ist dir jemand hier gefolgt?"

„Nein, ich glaube nicht, das Auto ist schnell gefahren."

„Aber wenn nun ein Verfolger die Nummer des Autos gesehen hat, das jetzt an seinen Standplatz zurückfährt?"

„Nein, nein, ich bin erst durch mehrere Straßen gelaufen, bevor ich in den Wagen sprang."

„Gut, nun erzähle erst mal, was vorgefallen ist."

„Ja, ich gehe also zu dem Hundesohn, dem Kosakenoffizier, und erzähle ihm euer Märchen. ‚Gut,' sagt er und fordert mich auf, ihn zu begleiten. Ich folge ihm ahnungslos und stehe plötzlich vor dem russischen Stabsgebäude. Der Hundesohn bringt mich zu einem Hauptmann, an dessen Zimmertür: ‚Chef der Gegenspionage' steht. Der Hauptmann gibt mir freundlich die Hand und sagt: ‚Du bist zwei ganz Geriebenen ins Garn gegangen, das sind keine entflohenen Offiziere, sondern deutsche Spione, gefährliche Brüder. Wir wissen schon, daß sie in der Festung Batum und im Truppenlager Sorokomüsch gewesen sind. Kennst du diesen da?' Er hält mir mehrere Photographien und Fingerabdrücke unter die Nase. Ein Mann mit Vollbart — Allah, denk' ich, das ist ja der Doktor. ‚Wenn

du uns hilfst, die beiden Spione zu erwischen, und ins russische Spionagebüro als Agent eintrittst, wird man dich nicht bestrafen, außerdem bekommst du vierhundert Rubel.' Ich sagte natürlich zu und gab noch an, daß ihr gestern über die grusinische Heerstraße nach Wladikawkas gefahren seid."

Nur Glück, Ruhe und Frechheit konnten uns jetzt helfen. Es war nicht ausgeschlossen, daß die Photographien den Doktor darstellten. Damals, als man ihm nach seiner mißglückten ersten Flucht im Zuchthaus den Spionageprozeß machte, war er mehrmals photographiert und gemessen worden. Gefährlich war außerdem, daß der Kosakenoffizier unsere Gesichter genau kannte und man Hassan wahrscheinlich durch andere Agenten beobachten lassen würde. Am Nachmittag brachte Hassan einen ihm als zuverlässig bekannten Tataren, der in den nächsten Tagen mit einem Wagen geschmuggelter Gewehre und Patronen in sein Dorf auf halbem Wege nach Baku abreisen wollte. Der Mann, der einen intelligenten und gewandten Eindruck machte, erklärte sich bereit, uns mit Hilfe des Tatarenkomitees über Schuscha nach Persien oder zum mohammedanischen Wohlfahrtskomitee nach Baku zu schicken.

Am Abend kam Hassan torkelnd nach Hause und lallte: „Ich habe meinen Kummer vertrunken und schwöre bei Allah und meiner toten Mutter, daß euch die Russenschufte nur über meine Leiche bekommen. Ich muß bald sterben, denn heute nacht habe ich von einem toten Hunde geträumt, und immer, wenn der

tote Hund im Traum zu mir kommt, ist eine große Gefahr."

Hassan wurde gefährlich. Er lief zu viel in den Straßen herum, und unsere Verfolger konnten auf seiner Spur zu uns gelangen. Wir ließen den Betrunkenen schlafen, packten unsere Kartoffelsäcke und baten den Tataren, uns irgendwo bei sicheren Leuten zu verstecken.

In einer großen Warenhalle, unter Teppichen und Warenballen, fanden wir bei Tataren in einem kleinen Zimmer einen Unterschlupf.

Tausend Wanzen quälten. In meinen Adern hämmerte Fieber, in meinem Gehirn gruben heiße Finger, daß ich wirre Worte lallte. Frost schüttelte mich und warf mich dann wieder in glühendes Fieber; die Sinne schwanden, die Kräfte wichen, so daß ich nur noch leise Fieberphantasien murmeln konnte.

Ich hatte Typhus, zwischen Teppichen und Ballen versteckt. Draußen suchten sie mich, ich glaubte ihre eilenden Schritte zu hören — — jetzt, jetzt kommen sie — —

„Doktor, lassen Sie mich hier zu Ende machen und gehen Sie nach Hause."

Mehrere halb besinnungslose Tage quälten in Fieberfrost und Hitze. Als mir besser wurde, war ich sehr erstaunt, noch zu leben. Kaum konnte ich die Arme heben. Ich war zu Haut und Knochen zusammengefallen — nur noch ein Schatten.

Der Tatar kam und brachte uns ins alte Tatarenhotel, in dem Hassan noch einmal total betrunken

erschienen war und am nächsten Morgen als Zechpreller verschwand.

Wir sollten heute nach Osten fahren, aber aus dem Heute wurde ein Morgen und mehrere neue Tage. Schwach, mit matten Gliedern und wirren Gedanken, lag ich angekleidet auf dem Bett und kämpfte mit Chinin und Selterwasser gegen Fieber und Durst. Der Doktor war frühstücken gegangen.

Da schreckte mich ein Kellner aus meinen wirren Fiebergedanken: „Rasch fort, das mohammedanische Stadtviertel wird von zwei Kompanien und zweihundert Milizsoldaten abgesperrt."

Schwankend, kaum fähig zu gehen, stolperte ich die Treppe hinunter und torkelte wie ein Trunkener an den Häusern entlang. Von weitem sah ich eine starke Patrouille mit gefällten Gewehren auf mich zu laufen. In alle Häuser drangen Patrouillen ein.

Durch eine wenig begangene Seitengasse, die der Zufall den Patrouillen hatte entgehen lassen, kam ich aus dem Mohammedanerviertel heraus. Ich stand jenseits der Absperrung und sah, wie jeder, der die Brücke passierte, seinen Paß vorzeigen mußte, und wie Soldaten ihm die Taschen revidierten. Straßenbahnen wurden angehalten und das Publikum durchsucht.

Die Leute waren in wilder Erregung: „Spione, man sucht Spione."

Matt und krank stieg ich in eine Elektrische, die das Mohammedanerviertel nicht berührte, und fuhr durch das Europäerviertel, immer herum, rundum.

Der Doktor! Wo war der Doktor? Hatten die Bluthunde ihn beim Frühstück verhaftet?

Da hatten sie aber nicht mit des Doktors scharfen Augen und schnellen Beinen gerechnet. Plötzlich ging er neben der Straßenbahn, als wäre nichts geschehen.

Nach vier Stunden wurde die Sperre aufgehoben. Statt der Spione hatte man nur Schmuggelware und einige Bomben gefunden.

Wir gingen ins Hotel und drängten den Tataren zur Abfahrt. Um allen Möglichkeiten vorzubeugen, warfen wir unsere Säcke auf einen Wagen, der die verpackten Gewehre und fünfunddreißigtausend Patronen zur Bahn bringen sollte.

Auf dem Wege zur Bahn lief uns Hassan in die Arme. Wäßrige Trinkeraugen starrten aus einem von Alkohol entstellten Gesicht. Die zweihundert Rubel, die wir ihm als Belohnung gegeben, hatte er vertrunken. Er drehte seine leeren Taschen um und sagte weinerlich: „Der Kummer um euch, warum habt ihr euch vor mir versteckt? Traut dem Tataren nicht, der denkt nur an seine Gewehre, ich fahre mit euch."

Als wir auf den Bahnhof kamen, war der Zug abgefahren. Der nächste ging in sechs Stunden. Hassan und Reiß trieben sich in den Straßen herum, während ich erschöpft und zusammengesunken im Wartesaal Vierter in einer Ecke auf dem Boden in Zigarettenstummeln, Schmutz und Spucke lag.

Offizierspatrouillen hielten jeden Passanten an und verlangten Pässe. Die Kontrollierenden hatten eine nervöse Hast.

Wen suchten sie?

Spionenjagd, natürlich — nur mich beachtete keiner, ich sah wohl zu krank und elend aus.

Der Zeiger der Bahnhofsuhr rückte unendlich langsam, Stunde um Stunde. Nachtschatten senkten sich, elektrische Lichter flammten auf. Immer noch wurden Pässe kontrolliert.

Der Tatar kam und kam nicht.

Ich schwankte hinaus und traf den Doktor und Hassan, die unruhig die vorbeifahrenden Wagen musterten — nichts — kein Wagen, auf dem unsere Säcke lagen, kein Tatar.

In einer Gosse, den Rücken an einem Prellstein, saß ich und wartete, bis der letzte Zug abgeläutet war.

Im Hotel erzählte der eingeweihte Kellner, daß der Tatar mitsamt seinen geschmuggelten Waffen kurz vor dem Bahnhof verhaftet worden war und hinter Schloß und Riegel saß.

Das war hart, sehr hart — unsere Sachen in den Händen der Polizei und als einzigen Helfer den vom Trunke niedergebrochenen Hassan!

Am nächsten Abend zwängten wir uns in einen überfüllten Zug. Als der Zug sich Baku näherte, stand eine riesige, rauchverhüllte Feuersäule über der Stadt. Irgendeine Petroleumgrube brannte.

Das Große Los

Baku schien in Meergeruch und Herbstsonne zu schlafen, nur das Mohammedanerviertel lärmte — ein großer orientalischer Farbentopf —. Hungrig, mit den letzten fünfundzwanzig Rubeln in der Tasche, machten wir Bettelbesuche bei Hassans Bekannten. Man sagte uns viele schöne Worte, schwülstige, höflichkeittriefende Begrüßungen und Redensarten, gab gute Ratschläge, die so schlecht und billig sind, nur um die Hilfesuchenden abzuschütteln.

Wieder zwanzig Rubel verschlang ein anrüchiges Absteigehotel. Mit kranken Gedanken lag ich schwach in leisem Fieberschauer auf einem Bett. Morgen begann das richtige Elend, nichts zu essen, kein Dach über dem Kopf — raus auf die Straße und an einer Mauer verenden wie ein Hund.

Aber wenn die Not am größten ist, ist irgendeine Hilfe ganz in der Nähe. Und auch diesmal kam die Hilfe.

Hassan polterte erregt in das Zimmer: „Ein inguschischer Student wird euch gleich zu einem Ingenieur bringen."

In einem richtigen Salon, der beinahe seinen Platz in Europa behaupten konnte, wurden wir liebenswürdig und herzlich von einem tatarischen Ingenieur begrüßt. Die Salontür ging auf, und herein trat in grauem

Sommeranzug ein Herr. Vollbart, Zwicker, Haltung ließen unschwer den Deutschen erkennen — Oberlehrer oder so etwas.

„Habe die Ehre, Oberstleutnant K., aus Krasnojarsk entflohen!" Donnerwetter — wir sprangen auf und bemühten uns, unserer lange vernachlässigten Haltung militärische Strammheit zu geben. Nach gutem Essen am gastfreien Tisch des Tataren plauderten wir sorglos über unsere Erlebnisse. Schiffbrüchige, die, dem Tode entronnen, matt am Strande liegen, müssen Ähnliches empfinden wie Kriegsgefangene, die, momentaner Gefahr entrückt, Leidensgefährten treffen, alte Schicksale auskramen und mit sehnsüchtigen Gedanken heimwärts wandern.

Mit einer Selbstverständlichkeit, die echte Kameradschaft nicht anders kennt, richtete der Oberstleutnant uns in seinem Hotel ein Zimmer ein, in dem wir den Wanzen mit Petroleum das Leben verekelten.

Das Kaspische Meer rauschte ganz nahe. Ein Samowar verbreitete summend Gemütlichkeit. Zwischen Perserteppichen malte der Oberstleutnant an einem Zukunftsbilde mit hoffnungsfreudigen Farben. Nur ein wenig Glück noch, ein ganz, ganz klein wenig, und die Heimat lohne Mühen und Entbehrungen, Angst und Verzweiflung.

Ein Tag lachte den anderen an, als hätte es nie schlechte Zeiten gegeben. Bei einem gastfreien Tataren[1]) der Millionen und seinen klugen Kopf in den Dienst

[1]) Dieser Tatar ist der bekannte Petroleum-Millionär Isabek Aschurbekoff, Baku, Poststraße 25.

seines Volkes stellte, bezogen wir eine ganze Etage[1])
Ein Diener kümmerte sich um unser Essen, wir hatten breite weiche Betten, Geld und geheimnisvolle Arbeit[2]) bis über die Ohren. Aus den entschlafenen Tagen quälte nur noch ein Übel — Läuse — aus dem Nordkaukasus, aus Batum, Sorokomüsch und Tiflis. Hunderte von Eiern brüteten, in den Falten unserer Kleider versteckt. Mit einem elektrischen Bügeleisen zischten wir sie tot — alle.

Die Feierabende brachte der Oberstleutnant musizierend bei Deutschen zu, Reiß und ich gingen in ein Kino oder saßen an der Strandpromenade und sahen die russischen Wasserflugzeuge über die grünen Wellen tanzen.

Zehn Tage reiste ich durch das Tatarenland, überall als Deutscher fürstlich empfangen und mit überströmender Gastfreundschaft verwöhnt. Prachtvolle Gastgeschenke, Dolche mit eingelegter Goldarbeit, bunte Teppichgemälde, an denen fleißige Frauenhände oft jahrelang geknüpft hatten, warten, daß ich sie nach dem Frieden hole. Aus traumhaft schönen Sonnenuntergängen in den südkaukasischen Bergen um Schuscha, die

[1]) Aschurbekoff erschoß sich später mit der letzten Patrone, nachdem er bei der Verteidigung seines Hauses in Baku mehrere Bolschewisten erschossen hatte.

[2]) Die geheimnisvolle Arbeit bestand in Plänen und Handlungen, um Rußland für Deutschland das Petroleumherz Baku fortzunehmen. Über diese Pläne hielt der Verfasser am 23. Februar 1918 in Kreuznach Vortrag vor Hindenburg und Ludendorff.

in ihrer unberührten Wildheit das Herz stocken machen, war ich einen Tag im flinken Landauer zur Bahn gerollt und wieder in Baku eingetroffen.

Der Morgen graute. Das Kaspische Meer hauchte lange, nasse Nebelstreifen dem eilenden Zuge entgegen. Den mißtrauischen Fragen eines russischen Offiziers über die Echtheit meiner Tscherkessenabstammung setzte die Ankunft ein Ziel.

Ich drängte mich durch die wogende Bahnhofsmenge, die noch Morgenschlaf in den Augen hatte. Das Auto, das mich mit zweien unserer Agenten erwartete, sauste durch das erwachende Baku.

Das Meer gluckste grün an der Mole. Weiße Möwen überschlugen sich im Daseinstaumel in den Wellen, Dampfer schaukelten schlaftrunken an klirrenden Ankerketten. Der Morgen blendete im Osten. Mit roter Feuerhand fuhr die Sonne durch die Wolken und trieb die weichende Nacht zur Eile.

Rechts von meiner Bank erwachten sieben Hangare, russische Wasserflugzeugschuppen, Türen fuhren auf kreischenden Rädern auseinander. Neugierig reckten die Wasserflugzeuge ihre Flügel, plumpsten ins Wasser, donnerten und hüpften über die spritzende Flut.

Der Himmel war ein großer, blauer Sonnenschirm mit einem roten Klecks — das war die Sonne. Weiße Pünktchen fielen aus dem blauen Sonnenschirm, wuchsen, machten Lärm und stürzten mit brummenden, sich drehenden Schnäbeln ins grüne Wasser, schwammen, donnerten und kletterten wieder in den blauen Sonnenschirm, bis sie ganz winzig wurden.

Zu Hause saß der Doktor über Pläne und Statistiken gebeugt.

Dumpfes Singen scholl von der Straße: „Ali, Ali." Dazu trampten viele Schritte einen gleichmäßigen, hohlen Trauertakt. Der Doktor holte mich auf den Balkon und erzählte vom berühmten Husseinfeste, dem persischen Religionsfest, das mit Geißelung anfängt und mit blutigen Selbstmetzeleien endet.

Die Tritte dröhnten näher, der Gesang lauter. Grüne, flatternde Fahnen bogen um die Straßenecke und zogen viele, in lange, schwarze Gewänder gehüllte Männer nach sich. In die Rücken der schwarzen Gewänder waren viereckige Löcher geschnitten, aus denen weißes Fleisch schimmerte. „Ali, Ali" sangen die Männer, kettenbehangene Stöcke klirrten über den Köpfen und hieben klatschend rotes Blut aus den schwarz umrahmten Rückenfenstern.

„Ali, Ali" — klatsch, klatsch — klirrten die Ketten zum gleichmäßigen Stampfen der Füße. Unter blassen Stirnen hockte Religionswut mit flackernden Augen.

„Ali, Ali" — klatsch, klatsch — Allah, der Ewiggütige, der Allweise, sah nieder auf religionstolle Menschen.

Dreißig Tage schritt er dumpf durch die Gassen und geißelte seine Frommen. Dann kam der große Sonntag mit lachender Sonne und Herbstjubel.

Ich stand mit dem Oberstleutnant, von der Sonne geblendet, auf der breiten Moscheetreppe unter Hunderten schweigender Gläubigen. Die flachen Dächer der umliegenden Mohammedanerhäuser waren schwarz von

gaffenden Menschen. Vor der Moschee, im Kreise der hockenden Gläubigen, heulte ein Derwisch die Tragödie Husseins, Taschentücher flatterten an die Augen, ein Stöhnen ging durch die Menge und in hellem Weinen über den Platz. Ein Mann weint, wenn ihn niemand sieht. Hier heulten Hunderte, weil vor Urzeiten ein Heiliger ermordet wurde. „Ali, Ali" — klatsch, klatsch — die Geißler zogen auf, griffen sich an die Hände und wirbelten einen irrsinnigen Tanz.

Da — was war das? Der Doktor wirbelte zwischen zwei schwarzen Kerlen — „Ali, Ali", immer im Kreise herum. Die Fanatisierten hatten ihn für einen echten Mohammedaner gehalten und mit in ihren Tanzwirbel gerissen.

Durch die schwarzen Geißler drängten sich zwanzig Männer in langen weißen Kleidern, mit glattrasierten Schädeln, blinkende Schwerter in den Händen.

„Ali, Ali" — die Schwerter glitzerten durch die blaue Luft, züngelten über die blanken Schädel, Blut sprang auf und rieselte rot über verzerrte Gesichter und weiße Gewänder.

Immer wieder säbelten die Schwerter, immer röter wurden die Gewänder und blasser die Gesichter. Die Menge stöhnte und weinte.

Die Selbstmetzler taumelten, die blutigen Schwerter wurden ihnen entrissen. Einige hockten, matt vom Blutverlust, am Boden — andere schritten aufrecht, mit blutverschmierten, stolzen Gesichtern, durch die Menge der schluchzenden Gläubigen. Allah konnte zufrieden sein mit seinen Knechten.

Am Nachmittag fuhren die Säbelkollen in Droschken durch die Stadt, noch etwas bleich, mit blutdurchtränkten Tüchern um die zerhackten Schädel.

Der 30. Oktober lag schicksalschwanger über dem Meer. Die Köpfe voll wichtiger Nachrichten, die Taschen reichlich gefüllt mit Geld und Gold, standen wir am Kai in der untergehenden Sonne, der Doktor und ich in neuen Tscherkessenkleidern, der Oberstleutnant als Stellung suchender Musiklehrer und Kinoklavierspieler.

Der Dampfer tutete, wir gingen über den Landungssteg zur letzten Fahrt in Rußland.

Die Jagd nach dem Weihnachtsbaum

In der Menge standen zwei Agenten und winkten mit den Augen: Alles klar, keine Gefahr! Hinter dem Fallreep lehnte unser neuer Führer, ein berühmter Schmuggler, der uns durch die russischen Posten über die persische Grenze bringen sollte.

Dritte Tür links, Kabine Nr. 5.

Das Schiff stampfte ungeduldig, Ketten rasselten, das Abfahrtssignal heulte. Baku lag in Abendschatten mit einer leuchtenden Schnur von Glühkörpern über der Strandpromenade. Ein seltsames Licht zuckte auf, rot, weiß, und hieb grelle Lichtkegel über die grünschwarzen Wasser.

Auf einmal war der Mond da, bleich und fremd. Seine Füße liefen mit Silberschuhen über die Wellen, daß man tief in die Wasser sehen konnte. Das Kielwasser des Schiffes warf einen tollen Regen von Phosphorfunken auf. Brüllend grub sich der Dampfer in das nachtdunkle Meer.

Ich stand auf dem obersten Deck allein im bleichen Mondschein mit meinen Gedanken. Hinter dem Schiff wanderte ein Gespensterzug von seltsamen Bildern: sibirische Urwälder mit heulenden Wölfen, mongolische Steppen, in deren Einsamkeiten der Mensch nach Menschen bangt, Gefängnisse und Zuchthäuser — und immer wieder auf den spritzenden Schaumkämmen Vobigs hartes Gesicht.

Nachts huschte unser Führer in die Kabine, die wir zu dritt allein bewohnten. Wir beschlossen, eine Anlegestelle vor der Grenze in Lenkoran auszusteigen und auf einem Nachtmarsch uns der Grenze zu nähern.

Kurz nachdem die aufgehende Sonne sich mit Feuerarmen in die grünen Wasser geworfen, wurde unter dem westlichen Horizont ein schwarzer Strich sichtbar. Und auf dem Strich wuchsen Bäume und Häuser der Küste, an der wir noch einmal russischen Boden betreten sollten.

Dreihundert Meter vom Lande ging der Dampfer tutend vor Anker. Breite Boote kamen längsseit und legten an. Ich stand an der Reling, warf dem Schmuggler im Boot unser Paket zu und ließ den Oberstleutnant zuerst das Fallreep hinabklettern. Vor dem Doktor stieg ein Zollbeamter, der an der Reling alle Passagiere scharf gemustert hatte, ins Boot. Als einer der letzten sprang ich ins schaukelnde Boot und setzte mich absichtlich neben den Zollbeamten. Ein Ruderknecht forderte fünfzig Kopeken Fahrlohn. Ich war zu faul, um mir eine größere Banknote wechseln zu lassen, und bat auf Russisch den Doktor, für mich zu zahlen. Ein strafender Blick aus Reiß' Augen traf mich. Wie konnte ich auch nur, als Tscherkesse gekleidet, mit einem anderen Tscherkessen russisch sprechen? Der Zollbeamte winkte einem Unteroffizier, der den Doktor um seinen Paß ersuchte. Nach einigen Sekunden kam die Reihe an mich. Als der Unteroffizier meinen Paß entfaltete und eine Frage an mich richtete, durchschnitt das Boot heftig schaukelnd die ersten Brandungswellen. Neue Wellen

stürmten heran und schüttelten uns zusammen. Jeder mußte sich an dem Bootsrand festklammern. Der Unteroffizier reichte mir schnell, ganz mit der Erhaltung seines Gleichgewichts beschäftigt, den Paß zurück.

So zog die letzte russische Paßkontrolle gnädig in der Brandung vorüber — es war die dreiundfünfzigste.

In Lenkoran verbrachten wir den Tag als angebliche Reiskaufleute. Unser Führer kam ab und zu mit sorgenvollem Gesicht zu uns und berichtete, daß infolge von Hochwasser eine Furt mit einem gewöhnlichen Wagen nicht zu passieren sei.

Niemand wollte fahren, in der Nacht besonders nicht.

Der Abend senkte sich mit weichen, schwarzen Flügeln. Ein Leuchtturm hieb grelle Lichtkegel über die tosende Brandung. Ganz weit draußen brüllte ein Dampfer.

Während der Oberstleutnant und Reiß beim summenden Samowar saßen, schritt ich unruhig vor dem Hotel auf und ab. Zehn Uhr, elf Uhr — kein Wagen, kein Führer, nur blaffende Hunde und tosende Brandung.

Ein schwerer Wagen schütterte durch die Nacht und sprang plötzlich mit vier Pferden aus der Dunkelheit. Eine Viertelstunde später klapperten wir auf hohen Rädern durch das schlafende Lenkoran. Wir sprachen wenig und wünschten wohl alle, die Grenze weit hinter uns zu haben.

Mehrere hoch angeschwollene Flüsse durchwateten die Pferde fast schwimmend, in den Wäldern klagten Schakale. Über uns stand ein bleicher, sonderbarer Mond.

Der Führer wollte unliebsame Begegnungen vermeiden und wich von der Straße ab. Stundenlang mahlten die großen Räder im nassen Ufersand, oft bis an die Achsen von den Wellen umspült. Manchmal waren wir ganz tief im Meer, als schwämme der Wagen auf Millionen mondglitzernder Tropfen. Ich dachte nicht an die Grenzposten, horchte, wie das Meer an die Räder klopfte, und schaute über die im Schlaf leise raunenden Wasser, auf denen weiße Dunstschatten schwebten wie Gespenster. Nach drei Stunden Meerfahrt rollten wir wieder auf festem Wege. Ein tiefer Fluß hemmte die Weiterfahrt, die Fähre schlief auf der anderen Seite im Mondschein. Wir schrien in die seltsam stille Nacht, bis zwei Gestalten aus dem Fährhaus kamen und verschlafen herüberruderten.

Der Wagen polterte auf die Fähre. Auf der anderen Seite machten die Pferde unter den Hieben des Kutschers einen wilden Satz, die schlecht verankerte Fähre glitt zurück, und krachend stürzten zwei Gäule mit dem Vorderteil des Wagens ins Wasser.

Im Nu war ich aus dem Wagen heraus und stand auf dem hinteren Teil der sinkenden Fähre. Der Schmuggler und die Fährleute stemmten sich aus Leibeskräften in die Taue und hielten so die gestürzten Pferde fest eingeklemmt zwischen dem Landungsansatz und der Fähre. Schweigend und keuchend hatten wir mit vereinten Kräften nach einer halben Stunde die Pferde hoch und den Wagen auf dem Trockenen.

Gott sei Dank war bis auf gerissene Stränge nichts beschädigt.

Der Führer nahm mich beiseite und fragte: „Herr, willst du, daß ich die Kerle bezahle, oder soll ich sie in die Schnauze schlagen?"

„Tu, was du willst," antwortete ich. Da gab er den Fährleuten das Geld, und zwei Ohrfeigen klatschten durch die Nacht.

Um fünf Uhr morgens fuhr der Wagen in Russisch-Astera ein, und wir verschwanden lautlos im Hause des Schmugglers.

Unser Führer ging an den Grenzfluß, um eine günstige Stelle zu erspähen oder nötigenfalls einen Posten zu bestechen. Nach einer halben Stunde kam er atemlos zurück: „Schnell, ich habe keine Posten gesehen, und wenn uns einer anhält, so schick' ich ihn zu Allah."

Wir huschten, um uns spähend, durch den grauenden Morgen. Der Grenzfluß schimmerte im verbleichenden Mondschein. Fünfzig Schritt links auf der Brücke hockte, schlafend zusammengekauert, ein Posten.

Der Oberstleutnant und der Schmuggler zogen sich Schuhe und Strümpfe aus und krempelten die Hosen hoch. Der Doktor und ich gingen mit voller Bekleidung in den Fluß.

Kalt sprang das Wasser in die Stiefel und stieg bis an den Leib. Leise, ohne viel Plätschergeräusche zu machen, wateten wir ans andere Ufer und horchten einen Augenblick — nichts!

Da sprang aus dem Uferschatten ein Mann und hielt mich drohend fest. Es war der persische Nachtwächter. Leise lachend sagte ich zum Doktor: „Famos, so ein persischer Kahlkopf will uns verhaften!"

Barfuß, bis an die Knöchel im Straßenlehm, seine Stiefel in der Hand, machte der Kaiserliche und Königliche Oberstleutnant die ersten Schritte in Persien.

Vor einem besser aussehenden Gebäude klopfte unser Führer an eine Tür. Ein bis an die Zähne bewaffneter persischer Polizist mit einem roten Klecks auf der braunen Stirn, dem Zeichen der Polizisten, ließ uns in das Haus des Polizeimeisters von Persisch-Astera ein. Mit schwarzem Bart und nackten Füßen, in einem großkarierten englischen Anzug stand der Polizeimeister vor uns.

Nicht ein Wort verstanden wir und machten dumme Gesichter. Der Oberstleutnant überreichte dem Polizeimeister einen Empfehlungsbrief aus Baku. Da machte dieser vergnügte Augen und trommelte einen Mann mit langen Haaren wach — seinen Gerichtsreferendar, wie der Doktor sagte.

In einer halben Stunde saßen wir um ein qualmendes Kohlenbecken und trockneten unsere nassen Kleider.

Gegen Mittag nahmen wir Abschied von unserem Führer und stiegen in einen ausgehöhlten Baumstamm. Leise plätschernd furchte der schaukelnde Baumstamm durch ein Gewirr von Kanälen und Flüssen, Sumpf, nichts als Sumpf mit hohem Schilf und sonderbar schnarrenden Tierstimmen. In der heißen Luft, die mit weißen Dunstschleiern in den blauen Himmel stieg, schwebten Kraniche, riesige Pinguine schwammen im Wasser, Wildenten schnarrten aufgeregt durch das hohe Schilf.

Bis zur halben Wade im Sumpf versinkend, wateten wir in einem Bergtal zur Sumpfburg eines persischen Khans, eines Barons, dessen Dorf von Kosaken in schwarze, ausgebrannte Trümmer gelegt worden war. Schweigend wurde Tee getrunken, nur unterbrochen vom tiefen Rülpsen des Khans, der dick und fett auf einem bunten Teppich saß. Über seinem massigen Bauch hing eine deutsche Mauser-Pistole.

Am nächsten Tage bestiegen wir die ersten Maultiere, die mit Schellen behangen in den Urwald klingelten. Breite, bügellose Packsättel rissen die Beine auseinander. Wir hatten Hunger, waren aber kreuzvergnügt, denn die Russen, die nur in der Nähe der Straßen plünderten, trauten sich nicht in die dichten Wälder.

Bemooste Riesenbäume standen wuchtig, mit hundertjährigen Wurzeln verankert, Schlingpflanzen zogen ein wirres, zähes Netz von Ast zu Ast, wie straffgezogene Stricke stiegen sie aus dem Boden und verankerten sich in den Kronen. Fingerlange Dornen stachen nach uns, so daß wir auf den schmalen Fußpfaden oft stundenlang tief in den Sattel gebückt reiten mußten. Die Sonne schien einer anderen Welt zu gehören, und nur wenige goldene Strahlen standen zitternd im dunklen Baumchaos. Tiefste Stille ringsum im modrig riechenden Urwald, nur unterbrochen von unseren Stimmen und dem Klingling der Maultierglocken. Der modrig riechende Urwald war umheimlich still, wie eine Totengruft, in der grüne Lichter brannten. Schwaches grünes Dämmerlicht schien aus großen Moosflächen zu strahlen.

Manchmal bog der schmale Urwaldpfad um einen dicken Baumriesen, hinter dem es rauschte. Dann ritten wir im weichen Ufersand, an den das blaue Meer mit weißen Schaumkronen sprang. Ganz nahe am Ufer kollerten spielende Seehunde in den Wellen und grinsten mit breiten, schnurrbärtigen Gesichtern.

In tiefen Schluchten wateten die Pferde durch träge fließende Flüsse. An den Abenden saßen wir bei irgendeinem höflichen Perser auf bunten Teppichen zu Gast. Sie alle liebten die Deutschen, die für Allah in den Krieg gezogen waren.

Am 7. November sprangen wir in das kalte Meer und schwammen in den letzten Sonnenstrahlen, die in den Wellen ertranken. Die Nächte waren voll vom Klagen der Schakale, die beutesuchend um die armseligen Perserhütten in den Reisfeldern Gilans strichen.

Sieben Tage waren wir geritten, am Meer und durch das Schlinggewirr, immer nach Süden. Plötzlich wurde der Weg breit und gepflegt, beinahe europäisch. Aus einer Hütte sprangen Perser mit Wickelgamaschen und Gewehren und hielten uns an. Man ließ uns nicht weiter, hier war die Schutzgrenze eines berühmten persischen Fürsten, der seinen Wohnsitz im Umkreis von vierzig Kilometern mit Posten absperrte. Strahlenförmig von Sümpfen umklammert, liefen durch den Urwald einige Wege zum Hause des Khans. Jeder, der herein oder heraus wollte, mußte vom Polizeimeister des Khans einen Ausweis oder irgendeinen anderen Empfehlungsbrief besitzen, sonst kam er nicht in diese

Urwaldburg hinein. Kein europäischer Fürst könnte seinen Wohnsitz derart sichern wie dieser persische Khan.

Nach wortreichem Schimpfen und lebhaftem Gebärdenspiel setzte sich ein Posten an die Spitze unserer Karawane. In schwarzer Nacht stolperten die Maultiere durch den Urwald, in dem tausend Glühkörper schwirrten. Urwald, Reisfelder, Perserdörfer — ein Sonnenaufgang, eine Nacht, und noch ein Sonnenaufgang.

Mitten im Urwald waren riesige Reisfelder. Auf hohen Staudämmen ritten wir bis zum Landhause des berühmten Khans. Ein einfacher Holzbau mit breiter Veranda, keine Burg, kein Palast und kein Cottage-Landhaus, wie der Doktor erwartete.

Es wimmelte von Soldaten in gleichmäßiger brauner Lodenuniform mit Wickelgamaschen und hohen Hüten. Auf der Veranda setzten wir uns in den Kreis einiger würdevoller Perser und übergaben unseren Empfehlungsbrief aus Baku. Ein als Priester verkleideter türkischer Spion, mit dem wir uns französisch verständigten, erzählte uns vom Khan. Einem der ältesten persischen Fürstengeschlechter entstammend, hatte er vor drei Jahren mit sieben Anhängern begonnen, die Provinz Gilan zu unterwerfen, und beherrscht heute ein Land, das fast so groß ist wie halb Deutschland. Das Volk liebt ihn, denn er beraubt nur die Reichen und gibt den Armen mit vollen Händen. Vor zwei Tagen hatte er einen reisenden Kaufmann aus Teheran überfallen und ihm Gold im Werte von

zwei Millionen abgenommen. Die Russen haßte er und rieb kleinere Abteilungen auf.

Der Fürst sah alles andere als räuberisch aus, eher wie ein Christus oder ein Darsteller der Oberammergauer Spiele. Das regelmäßige Gesicht mit gutmütigen Kinderaugen, in denen es gewittern konnte, war von einem schwarzen Bart umrahmt, dichtes schwarzes Haar ringelte sich bis auf die Schultern. Seine Vertrauten und Offiziere trugen dieselbe wallende Haartracht.

Als besondere Ehrengäste verwöhnt, brachten wir die Tage auf weichen Teppichen, bei duftendem Kakao und Mahlzeiten mit zahllosen sonderbaren persischen Gerichten dahin. Wie der Khan selbst wurden wir von jungen Fürsten bedient.

Die Zeit drängte, und Weihnachten rückte näher. Wir hatten Angst um unseren Weihnachtsbaum und wollten gern die Jagd nach dem Weihnachtsbaum fortsetzen; denn noch blieb Nordpersien, Kurdistan und die ganze Türkei zu durchqueren.

Während wir die herrlichsten Früchte aßen, in einem kristallklaren Bergfluß badeten und uns mit einem Dolmetscher des Fürsten französisch unterhielten, jagten Reiter des Fürsten, um die Wege zu erkunden. Endlich ließ der Fürst uns wie seine Soldaten kleiden, und wir klingelten, mit Empfehlungsbriefen versehen, in den Urwald, den halben, eben erst zurückgelegten Weg zurück. Wir sollten alle Hauptstraßen vermeiden und quer durch Persien bei Kermanschach zu den Türken stoßen. Nach der Berechnung des Fürsten mußten wir

in drei Wochen die Türkei erreichen und hofften, am Heiligen Abend in Deutschland zu sein. Ein fürchterlicher Gewitterregen tobte, daß alle Flüsse schäumend über die Ufer gingen. Zwei Tage ritten wir triefend in strömendem Regen. Ein breiter Fluß sperrte den Weg, und man konnte nur am Meeresufer, an der schäumenden Flußmündung hinüber. Das Meer tobte mit zornigen grauen Wellen. Bis an den Sattel stemmten sich die Pferde durch das reißende Wasser. Das Pferd des Oberstleutnants wurde von einer stürzenden Welle gepackt, und Roß und Reiter versanken. Der Oberstleutnant watete ans Land, und wir ritten frierend auf den zitternden Pferden weiter.

Einen Tag kletterten unsere Maultiere wie Bergziegen, vorsichtig jeden Schritt abtastend, in steilen Schluchten über schwindlige Abgründe auf den Rand eines Gebirges, das steil von der Küste des Kaspischen Meeres ansteigt. Tief unter uns lagen die grünen Urwälder und weit, weit das blaue Meer. Auf dem baumlosen Gebirgskamm pfiff ein eisiger Wind. Noch ein Blick über Meer und Urwald, und wir stiegen hinab in die „bucklige Welt Nordpersiens".

Kein Baum, kein Strauch, kein Wasser — nur Felsen, Sand und Lehm. Noch nie sah ich einen solchen Gegensatz in der Natur wie von diesem Gebirgsrücken. Hinter einer Stadt, die, baumlos, mit fensterlosen Lehmhäusern, von weitem wie ein Trümmerhaufen aussah, begannen die Fußmärsche.

Fast drei Wochen marschierten wir durch die bucklige Welt Nordpersiens, bergauf, bergab. Auf

jedem Kamm neue Gebirge vor uns, Berge, nichts als Berge, Sand und Felsen. Wie ich diese kahlen Berge haßte, die mir die Füße wund und blutig machten! Oft nur mit einem Stückchen trockenen Brots schleiften wir die müden Beine durch den heißen Sand unter glühender Sonne.

Wir wußten nicht, wo wir waren, und mußten uns ganz auf die Richtung verlassen, die uns Perser angaben. Bald machten wir die Entdeckung, daß die Perser oft nur den Weg von einem zerfallenen Dorf zum anderen kannten. Entfernungen waren ihnen ein unbekannter Begriff, so daß wir nie wußten, ob wir abends ein Dorf erreichen würden. An den Fingern zählte man uns die Pharsach (Meilen) vor, die nie stimmten.

Hinkend, mit blutenden Füßen, elend und matt schleppte ich mich hinter den anderen her — nur mit dem einen Gedanken: Vorwärts, vorwärts! Nicht liegenbleiben!

Eines Abends lag in der sinkenden Sonne eine Stadt vor uns, die „Tote Stadt". Fensterlos, baumlos, schien sie zu schlafen.

In der Toten Stadt wohnte ein Khan, an den wir einen Brief hatten. Erschöpft — heute waren wir fünfunddreißig Kilometer durch Berge und Sand marschiert — sanken wir auf weiche Teppiche im Empfangszimmer des Khans. Aus einem silbernen Samowar wurde duftender Tee geschenkt.

Zwei Tage schliefen wir nach persischer Sitte auf dem Fußboden in weichen Seidenbetten.

Mit Hilfe eines russisch sprechenden Mannes erfuhren wir, daß wir viel zu weit nach Norden geraten und nur einige Tagemärsche von der russischen Grenze entfernt waren. Das war bitter, sehr bitter — — Unser schöner Weihnachtsbaum, hinter dem nun ein großes Fragezeichen stand!

Sieben weitere Tage sahen uns durch die bucklige Welt über Steine und durch zerklüftete Berge stolpern. Aus einem schwarzen Felsental trabten uns zwanzig Reiter entgegen, mit bunten Turbanen, kunstvoll um den Leib geschlungenen Tüchern, in denen der gefürchtete Krummdolch stak, vorn über die Sättel das Gewehr. Hohe, schlanke Gestalten mit wetterharten, wilden Gesichtern — die ersten Kurden. Mißtrauisch spähten sie zu uns herüber. Als unser Führer ihnen sagte, daß wir Deutsche seien, kamen sie herangeritten und begrüßten freundlich die „Almani", die Deutschen.

Wenn wir doch endlich in Kurdistan wären! Die Kurden kämpften ja gegen die Russen, besaßen Pferde und würden uns sicher in bunter Kavalkade zu den Türken bringen.

So dachte ich, aber es kam anders, so anders, wie nur eine Enttäuschung sein kann.

In dem sauberen Hause eines gastfreien, menschenfreundlichen persischen Fürsten, der die berühmten Gärten von Durbasch besitzt, bekamen wir eine Vorahnung des wilden Kurdistan. Wilde, die nur eine Beschäftigung haben, eine Freude, eine Religion: Rauben und Plündern.

Ein französisch sprechender Vetter des Fürsten sagte: „C'est un peu dangereux, le Kurdistan!"

Wie „un peu dangereux" es ist, erfuhren wir am eigenen Leibe.

Die Vettern wollten unbedingt, daß wir drei Tage den angekündigten Besuch eines berühmten Kurdenchefs abwarteten, der türkischer Anhänger war und durch dessen Gebiet die einzige Möglichkeit bestand, unberaubt und sicher zu den Türken zu gelangen.

Drei Tage warten? Nein. Die Jagd nach dem Weihnachtsbaum hetzte.

Der anwesende Diener des Khans, selber Kurde, wollte uns um keinen Preis ohne Empfehlungsbrief seines Herrn führen, durch das Gebiet eines fremden Stammes schon gar nicht, höchstens im Sommer, wenn man nachts marschieren und die Ortschaften umgehen konnte.

Der französische Vetter sagte wieder: „C'est un peu dangereux."

Wir wollten aber, und die Vettern verfielen auf einen anderen Weg. An ihr Gebiet grenzten Kurden, der Stamm der Galbajes, der wegen seiner Räubereien und Wildheit berüchtigt war. Der Chef der Galbajes, ein ehemaliger Diener der Vettern, der sie fürchtete, würde sich vielleicht verpflichten, uns sicher durch sein Gebiet zu geleiten, das mit der Südgrenze an die Türkei stieß. In einem Briefe sagte der Chef der Galbajes sicheres Geleit zu.

An einem herrlichen, leuchtenden Herbstmorgen stoben wir in bunten Sätteln auf schnellen Pferden

über Sanddünen. Um uns galoppierten die beiden Vettern mit zwölf Bewaffneten und schossen in sausendem Galopp aus den Sätteln, daß uns die Kugeln um die Ohren pfiffen. Die bunten, schießenden Reiter waren ein echtes Bild orientalischer Sorglosigkeit. Zwei, drei Menschen weniger — was macht's?

Links und rechts, weit in den Dünen wie Punkte, ritten die Seitenpatrouillen der Vettern. Wie eine gesicherte europäische Truppe rückten wir der Grenze des wilden Kurdistan näher.

Auf einer Bergkuppe sprangen die Reiter aus den Sätteln — bis hierher und nicht weiter, denn hier fing das Gebiet der Galbajes an. Die Seitenpatrouillen rückten näher, und mit dem Gewehr im Arm warteten die Perser. Vom Horizont lösten sich sechs Punkte und wuchsen schnell zu galoppierenden Reitern, neben denen zwei kurdische Windspiele jagten.

Hundert Schritte vor uns sprangen die Kurden aus den Sätteln. Ein Mann in buntem Schlafrock übergab einem Reiter sein Gewehr und näherte sich mit demütiger Haltung und lauernden Augen. Mit über der Brust gekreuzten Armen verneigte sich der Chef der Galbajes.

Er versprach nochmals sicheres Geleit, ein Händeschütteln, und die Vettern verschwanden hinter den Dünen.

Fürchterliche Tage beginnen. Wir hungern, denn wir wagen es nicht, Geld zu zeigen, nachdem uns ein Erpressungsversuch um fünf große Silberstücke ärmer gemacht hat.

Sand — nichts als Sand. Hügel an Hügel, rotbraun in der Ferne, grau in der Nähe — Kurdistan.

Unsere Neugier war mit dem Sand in den zerrissenen Schuhen zertreten. Es war ja so gleichgültig: Kurdistan oder Beludschistan oder Afghanistan! Nur vorwärts, nach Hause! Tausende von Kilometern noch — Mesopotamien, Vorderasien, Konstantinopel, und dann — ach ja, Balkanzug, der in drei Tagen von Berlin nach Konstantinopel fahren soll. Lang ausgestreckt die marschmüden Beine. Eine gute Zigarre. Leise schüttelt der Schlafwagen. Die Räder klirren, singen von der Heimat. Heimat — da oben im Norden, vom deutschen Meer umspült, Kiefern, Birken, Erika im letzten Schimmer untergehender Herbstsonne: Heide.

So träumte ich. Würden die müden, wunden Füße es schaffen? Morgen, immer wieder ein neues Morgen. Marschieren. Tausende von Kilometern lagen schon hinten — dahinten, so gleichgültig wo, in Sibirien, im Kaukasus, in den Urwäldern Gilans, der buckligen Welt Nordpersiens. Viel war da an den Augen vorbeigeglitten. Ferne Länder, von denen man bei uns kaum spricht, wenig weiß. Manches Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Sonderbare Menschen, noch sonderbarere Trachten. Bezopfte Söhne aus dem Reiche der Mitte, rasierte Schädel aus dem Reiche des silbernen Löwen; Wölfe in den Schneeöden Sibiriens, Hyänen in den Urwäldern, die schrill lachen wie junge Mädchen und weinen wie kleine Kinder.

Von all dem Schauen war das Auge übersatt.

„Effendi!" Freundlich blinzeln die Augen Ali Mohammeds. Die knochige Hand unseres Führers

weist in die Ferne. Er kräht etwas in kurdischer Sprache. Unverständlich. Also schauen. Vor uns Sandhügel.

Eine Hammelherde nagt an der kurzen Grasnarbe. Tief im Hintergrunde mächtige Bergketten — blauschwarz, darüber blendende Schneezacken. Aber das kann es nicht sein. Dahinauf kommen wir erst in drei Tagen.

Beharrlich weist die knochige Hand nach vorn, kurz über die nächste Düne. Dünne Rauchfahnen in der flirrenden Luft. Da muß eine Ansiedlung sein. „Mensil (Wohnung)?" fragte ich. „Beli (ja)," antwortete der Kurde. Wir stapfen weiter, zehn Minuten. Vor uns ein Tal, Bäume, wie kommen die nach Kurdistan — Häuser, überragt von einem palastartigen Bau. Von ferne gute Hoffnung, aber wir sind Enttäuschungen gewöhnt. Schmutzige Kinder laufen uns entgegen, Männer und Frauen treten vor die Häuser. Der Wächter hat sicher schon alarmiert, daß Fremde kommen.

An niedrigen Lehmhäusern vorüber, die, fensterlos, wie große Lehmblöcke aussehen, vors Palais. Ein großer Bau, ganz orientalisch. Hier wohnt der Khan, der Chef des Ortes oder Stammes. Unser Führer verhandelt mit ein paar bunten, bis an die Zähne bewaffneten Kurden. Kunstvoll geschlungene Turbantücher über den braunen Gesichtern. Mißtrauische Blicke. Befühlen unserer Kleider. Wie wird es uns gehen unter diesen berüchtigten Räubern?

Einstweilen setzen wir uns auf die Lehmbank vor dem Schloß. Durch die uns dicht umdrängenden bunten

Gaffer und Frager — Gott sei Dank verstehen wir kein Wort und brauchen nicht zu antworten — leuchten die blauschwarzen kurdischen Berge. Die Schneekuppen schimmern purpurn im untergehenden Sonnengold. Ein schönes Bild, so recht in Abendfrieden getaucht — wenn es nur nicht in diesem gefährlichen Lande wär'! Schon der nächste Morgen kann uns beraubt finden, wenn wir nicht mit eingeschlagenen Schädeln nackt im Sande liegen und den letzten Traum träumen von der Heimat, die wir fast erreichten.

„Almani," sagt jemand. Ich werde aufmerksam. Ein prächtig gewachsener Kurde in blauem Kaftan steht vor uns. Der typische Kurdenchef. Karabiner über der Achsel, Krummdolch im Gürtel, hoher Turban, langer, schwarzer Schnurrbart im braunen, ovalen Gesicht. Aber die Augen, tückisch, so rechte Diebsaugen.

Er befühlt meine „burka", den kaukasischen Reitermantel aus Ziegenfellen ohne Ärmel, nimmt ihn mir von der Schulter, hängt ihn sich um. Verdammt! Das Stück gefällt ihm. Schenken werde ich es ihm nicht, und nehmen wird er es doch. So oder so — dafür sind wir in Kurdistan.

Unser Führer nimmt sein Bündel auf und stapft los. Wohin? Wahrscheinlich in den Tempel — Asyl für Obdachlose —, denn der Khan hat uns nicht aufgenommen. Das ist gefährlich — wegen der „burka". Im Tempel kann er sie rauben lassen, in seinem Hause verbietet es ihm die Gastfreundschaft.

Bedrückt gehen wir hinter dem Führer her. Nette Aussichten!

Fast in jedem Tempel haben wir bisher bis aufs Hemd ausgeplünderte Leute gefunden, die dort an der offenen Feuerstelle sitzen, hungern und warten, bis Allah hilft.

Im Tempel tiefes Schweigen. Die letzten Sonnenstrahlen fallen durch das Gitterfenster über der Gebetsnische des Priesters. Mehrere Männer knien in stillem Gebet, die Stirn auf dem Gebetsteppich.

Wir setzen uns um das offene Feuer, müde, hungrig, elend. Heute hatten wir nur ein Stück trockenes Brot. Geld dürfen wir nicht zeigen und sind doch so hungrig. Ali Mohammed kramt ein paar Feigen aus seiner Tasche. Das ist unser ganzes Abendbrot nach sechsstündigem Marsch. Und so muß es noch tagelang gehen.

Draußen ist bleicher Mondschein. Leise rauschen die Weiden im Nachtwind. Die Sterne blinken im Wasserbecken. Ich bade meine wunden Füße und träume den alten, lieben Heimattraum.

Auf der Straße pfeift jemand. Irgendwo im Tempel ein Antwortpfiff.

Mir wird unheimlich. So still die Nacht, durchrissen von diesem Signalpfiff.

Am Feuer liegt der Oberstleutnant, lang ausgestreckt. Neben ihm der Doktor in seine „burka" gehüllt. Es ist ganz dunkel, nur das Feuer leuchtet schwach.

Müde lege ich mich in eine Ecke. Schlafen, schlafen.

Da knarrt die Tür. Ein Windzug fährt kalt herein. Nichts zu sehen in der tiefen Finsternis. Unheimlich!

Die Tür geht doch nicht von selbst auf?! Niemand zu sehen. Kein Schritt.

Instinktiv faste ich nach den Streichhölzern, plötzlich Ali Mohammeds Stimme: „Wer ist da?“ Keine Antwort. Aber die Tür ist offen, ich fühle es am Zuge.

Bleiern liegt auf mir die Ahnung einer unbekannten Gefahr. Ich habe deutlich die Empfindung, daß ein Mensch da ist. In der Ecke neben der Tür muß er stehen — —

Nichts, kein Rascheln, kein Schritt, kein Atemzug.

Es sind schon viele in Tempeln ermordet worden. Dem Kurden ist nichts heilig. Ich denke an einen Krummdolch und die tückischen Augen einiger, die jetzt um die Feuerstelle schlafen. Wirklich schlafen? Vielleicht nur scheinbar? Der Pfiff von der Straße wurde irgendwo im Tempel beantwortet, vorhin, als ich am Wasserbecken saß.

Die Nerven sind zum Springen gespannt. Da — — schlurfende Schritte? Nein — irgend jemand schnarcht. Ich will die Tür schließen, dann ist der Spuk auf einmal aus.

Plötzlich ein heller Schrei.

Ringen von zwei Menschen in dunkler Nacht. Ein dumpfer Fall. Durcheinander von Stimmen. Die Tür fällt ins Schloß.

Ich springe in die Richtung, wo der Oberstleutnant gelegen, bemüht, ein Streichholz anzuzünden.

Was ist geschehen? Die Stimme war die des Doktors.

Warum ist es plötzlich so still, so totenstill nach dem sekundenlangen Durcheinanderschreien und -fallen?

Das Streichholz flammt auf, die gelbliche Flamme hüpft über bleiche Gesichter, Sekunden nur, dann wieder tiefe Dunkelheit.

Jetzt brennt die kleine Öllampe. Ali Mohammed hat sie irgendwo gefunden und angezündet.

Der Doktor springt zur Tür. Die ist zu.

„Mein Mantel ist geraubt. Irgend jemand hat mich gepackt, ich bin aufgesprungen, gefallen. Einen Moment habe ich noch einen Zipfel in der Hand gehabt. Dann klappte auch schon die Tür.“

Ali Mohammed flüstert mir zu: „Der Khan,“ und er macht die Bewegung des Halsabschneidens. Die Augen fallen ihm fast aus dem Kopf vor Angst.

Wir sperren die Tür mit einer Kette. Dann wird beraten. War es nur auf den Mantel abgesehen, dann steckt der Khan dahinter. Wird es bei diesem Raub bleiben, oder haben die Räuber durch so leichtes Gelingen Mut zu weiterem bekommen?

Wir lauschen nach der Tür. Bange Minuten.

Ein von den Kurden ausgeplünderter Türke, den wir am Abend kaum beachtet, erzählt, daß er eine Meile von hier mit sieben anderen Türken von Räubern aus diesem Dorf überfallen und beraubt worden ist. Ein Türke wurde dabei erschlagen.

Wir trennen uns von den übrigen Bewohnern des Tempels und setzen uns in einer Ecke dicht zusammen. Wenn einer von den andern hinausgeht, geht der Doktor oder ich an die Tür. Einer von der Bande kann ja im Tempel sein, ein Zeichen geben, wenn wir schlafen.

Mit dem Hinausgegangenen kann sich ein Fremder bei der Dunkelheit einschleichen.

Der Oberstleutnant bewacht die Lampe. Die darf auf keinen Fall ausgeblasen werden.

Es ist ein Uhr nachts. Wir wachen mit müden Augen.

Zwei Uhr. Irgendwo ein regelmäßiges Klopfen draußen. Unheimlich in der Stille der Nacht. Wir warten gespannt auf eine Antwort im Tempel. — — Da — — ganz leise — — klopf, klopf — — oder ist es nur Täuschung — —?

Ein Kurde spricht halblaut im Schlaf. Soll das eine Verständigung sein? Wieder das Klopfen, ganz leise die Antwort irgendwo drinnen.

So gehen die Minuten, bleierne Ewigkeit. Ich halte es nicht aus, reiße die Tür auf, gehe auf den Hof. Nichts, niemand! Die Sterne funkeln, das Wasser plätschert, ein Hund heult.

Drei Uhr. Leise beraten wir. Wir müssen zurück nach Persien und Ortschaften möglichst vermeiden. Wenn man uns die Kleider raubt, die Schuhe, kommen wir rettungslos um in den Schneebergen, die wir in einigen Tagen passieren müssen. Lieber zurück, zu unserem persischen Gastfreund. Und von da einen anderen Weg. Ein harter Entschluß. Drei Tage haben wir nur noch bis zu den Türken. Und zurück? Mehrere Tage durch Kurdistan und dann auf einem anderen Wege mindestens noch zehn Tage.

Ich rechne, meine alte Weihnachtsrechnung. Weihnachten können wir nicht zu Hause sein, wahrscheinlich

nicht einmal rechtzeitig telegraphieren, wenn wir überhaupt durchkommen.

Der grauende Tag findet uns draußen. Noch steht der blasse Mond über dem unheimlichen Tempel. Mit leerem Magen, wunden Füßen gehen wir den gestrigen Weg zurück. Ganz von ferne hören wir den Muezzin sein Morgengebet der aufgehenden Sonne entgegenrufen. Vielleicht weckt er die Räuber, die uns eine Meile vom Ort überfallen wollen, wie vor einigen Tagen die Türken.

Wer weiß?

Zehn Tage nach dem Abschied von den Vettern wanken wir erschöpft, hohlwangig, mit tiefliegenden Augen in ihr Haus. Mein linker Fuß ist eine eiterige Blutmasse, der Oberstleutnant hat Ruhr wie ich.

Der türkenfreundliche Kurdenchef ist eingetroffen — und sendet uns mit Ali Mohammed und einem zweiten Kurden durch das Stammesgebiet der Mokris. Die Führer bekommen mehrere Empfehlungsbriefe mit und werden von dem Khan mit ihrem Leben dafür verantwortlich gemacht, daß wir sicher bei den Türken landen.

Zehn weitere Tage schleppen wir unsere schattenhaften Körper durch Kurdistan — bergauf, bergab — über Schneefelder und Eiszacken hinunter in die erste Türkenstadt, Suleimanje.

Kurdistan — ja, „c'est un peu dangereux", nun ist es vorüber.

Frei, endlich frei! Nur wer unfrei war wie wir, weiß, was es heißt, wieder frei sein! Ein Alp wich von mir, eine zweijährige Last. Mehr aber als das unendlich

beglückende Gefühl, frei zu sein, empfand ich nicht — denn zu allem anderen war ich zu erschöpft.

Vergeblich durchirrte ich mit dem Doktor in Suleimanje die Straßen — die Deutschen waren fort. — —

Zu Hause saßen sie um den Weihnachtsbaum, Kerzen schimmerten, und draußen tanzten Flocken. Unsere Jagd nach dem Weihnachtsbaum war mißlungen.

Bei einem türkischen Major feierten wir mit Raki und etwas Wein still und nachdenklich und doch so froh das deutscheste aller Feste.

Schwere, feste Schritte polterten im Nebenzimmer, die Tür flog auf — und herein trat ein deutscher Stabsarzt, der von unserer Ankunft gehört hatte und von seinem Glase stillen Weihnachtspunsches, den er mit seinem Sanitätsunteroffizier als einzige Deutsche in diesem weltfernen Winkel getrunken, uns suchen gegangen war.

Die liebe deutsche Uniform! Nun hatten wir doch ein schönes Weihnachten.

Mesopotamien, Syrien, Palästina, wieder Syrien und Kleinasien huschten an meinen überschauten Augen vorüber. Zu viel hatte ich gesehen, und zu weit war noch mein Deutschland.

Der Schlafwagen des Balkanzuges schaukelte leise, die Räder klapperten: Heimat, Heimat.

Wach, mit Weihnachtsaugen, fuhr ich die letzte Nacht und verfolgte den Minutenzeiger meiner Uhr.

Oderberg — Deutschland — mein Deutschland!

Inhalt

abgeschossen — Nach drei Wochen Transport zwanzig Tage in Sibirien — Fluchtversuch durch selbstgegrabenen Tunnel — Mit Deserteuren durch verschneite Wälder — Pferdekauf mit einem Kettensträfling — Hinüber nach China — Kosaken in der Mongolei — Befreit und verraten — Flucht nach Moskau — Quer durch Persien — Abenteuer im Kaukasus — Als Spion verfolgt — Endlich an der Palästinafront. Fantastisch-abenteuerlich ist dieser Erlebnisbericht des „Offiziers Hindenburgs" und unvergleichlich die seelische Haltung dieses vogelfreien tollkühnen Mannes, den nichts zerbrechen konnte. Wahrhaftig, eine deutsche Flucht!

C. BERTELSMANN GÜTERSLOH

